LD 1605

8, —

9657

Fa. Weber del:

P. T. Lamiré sculps:

Die gute Christine,

die Zweyte.

Eine Geschichte

für

bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen.

vom

Verfasser der ersten,
des Philotaphs und des Paraklets.

[Verf.: Joh. Kasp. Lasch]

[1802]

Leipzig,
in der
C. H. Stageschen Buchhandlung, in Augsburg.

1955.3295

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede.

Es sind jetzt ungefähr acht Jahre, daß ich in der Stageschen Buchhandlung eine Schrift unter dem Titel „Die gute Christine: oder eine Geschichte für Dienstboten ꝛc. herausgab.

Von dieser kann die gegenwärtige als eine Fortsetzung angesehen, oder nicht angesehen werden. In so ferne in diesen beyden Schriften von einer und der nämlichen Person die Rede ist, in so fern stehen sie auch mit einander in einer gewissen Verbindung. Sie hängen aber auch durchaus nicht so genau zusammen, daß nicht eine ohne die andere gelesen werden könnte.

Aus dem Titel dieser Schrift läßt sich auch die Absicht derselben leicht errathen. Durch das Beyspiel Christinens wollten wir nämlich unseren Leserinnen eine Braut und ein Weib schildern, die zwar kein unübertreffliches Original, noch weniger ein unerreichbares Ideal, aber doch ein nachahmungswürdiges Muster für diejenigen seyn sollte, denen es darum zu thun ist, gute Weiber zu werden.

Ob Christine, so wie sie in diesem Buche beschrieben worden ist, den Namen eines guten Weibes, und also auch Nachahmung verdiene, daran möchten wir, wenigstens in Hinsicht desjenigen Begrifs kaum zweifeln, den wir von einem guten Weibe haben, deren Hauptvorzug nach unsern Vorstellungen in der Erfüllung ihrer Pflichten besteht, die eben so mannigfaltig als wichtig sind, und die allemal Einsichten und Tugenden, Kopf und Herz voraussetzen.

War Christine wirklich ein gutes Weib, so ist es keine Frage mehr, ob sie Nachah-

mung verdiene? — Nur eine Frage läßt sich hier noch aufwerfen, nämlich die: Wem sie hauptsächlich zur Nachahmung vorgestellt worden seye? — Aber eben diese Frage ist es, die wir schon auf dem Titel des Buchs durch den Zusatz: „eine Geschichte für bürgerliche Mädchen und ihre Mütter" beantwortet haben. Für solche Personen also, die zum bürgerlichen Stande, (den man nach einem gewöhnlichen Sprachgebrauch, ohne die mindeste Verachtung und Geringschätzung, den so genannten vornehmern Ständen entgegensetzt:) gehören, oder für Töchter und Weiber braver Handwerker, Professionisten ꝛc. ist diese Schrift vorzüglich, wiewohl nicht ganz ausschließungsweise, bestimmt.

Durch dieselbe schmeichlen wir uns auch, einem gewissen Mangel, der in dieser Art von Schriften herrscht, einigermaßen abgeholfen zu haben. Allgemein bekannt sind Elisens über das Weib, wie es seyn sollte, — Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin ꝛc. zu werden, und andere schöne und

beliebt

beliebte Schriften dieser Art. Aber dieselbe scheinen durchaus nur für Personen der höhern und gebildetern Stände bestimmt zu seyn. Fürs Volk ist in diesem Fache noch wenig geschrieben. Mir wenigstens ist kein Buch dieser Art, dieser Form und des Inhalts bekannt, von welchem das gegenwärtige ist: und darum hielt ich auch die Herausgabe desselben nicht für überflüßig.

Wie wir hoffen, ist in unsern Erzählungen von Christinen keine weibliche, bürgerliche Tugend vergessen werden, die der Nachahmung werth ist, und die nothwendig von einem guten und würdigen Weibe erfordert wird. Christine gab uns mancherley Veranlassung, unsere Leserinnen auf die vielfältigen Pflichten eines Weibes, so wie auf ihre verschiedene Verhältnisse, und auf die Lagen, in die sie kommen kann, aufmerksam und sie mit allerley nützlichen Vorschriften, Klugheitsregeln, Erfahrungen, Grundsätzen und dergl. bekannt zu machen.

Ohne

Ohne es uns anzumaßen, etwas Neues gesagt zu haben, glauben wir doch in diese Schrift manches eingewebt zu haben, was man zu einer nothwendigen und nützlichen Belehrung nicht überall findet, und wodurch auch die Unterhaltung etwas gewonnen haben möchte. Auch fürchten wir nicht, beschuldiget werden zu können, nur beym Allgemeinen stehen geblieben zu seyn. Sollten manche Personen bey der Durchlesung dieses Buches sagen, daß in demselben zu wenig Geschichte enthalten seye, so werden sie es doch gewiß nicht sagen können, daß es in demselben an Materie fehle, vielmehr sind wir überzeugt, in dieser Schrift eine Menge der nützlichsten Wahrheiten zusammengedrängt und gestellt zu haben. —

Doch genug! Es sollte mich, liebe Leserinnen! in meinen langwierigen Leiden sehr erfreuen, wenn Ihr an meiner Christine als einer unschuldsvollen Braut, und an einem verständigen und braven Weibe, eine Freude und ein Wohlgefallen fändet. Es würde

mei=

meinem Herzen auch recht wohl thun, wenn Euer Herz durch ihr letztes trauriges Schicksal gerührt würde, und wenn Ihr ihr Euer Mitleiden, welches sie verdient, schenktet. Noch mehr aber würde es mich freuen, wenn ich wüßte, daß Ihr alle so gut und brav wäret, und werden wolltet, wie sie es war. Möchtet Ihr sie Eurer Nachahmung werth finden! Gott gebe, daß Ihr Euch alle, die Ihr schon verheirathet seyd, oder Euch noch verheirathen werdet, so glücklich fühlet, wie sich Christine in der Verbindung mit ihrem Philipp fühlte! Und daß Ihr nie so unglücklich werdet, wie sie es ohne ihr Verschulden in ihrer zweyten Ehe wurde.

Euch bietet segnend die Hand

der Verfasser,

J. G. Essich, Pestilenziar.

Plan

Plan dieser Schrift.

Erster Abschnitt.

oder

Einleitung in Christinens häusliches Leben.

Seite

Etwas von dem Wunsche, verheirathet zu werden, und wie sich Christine bey demselben verhielt 1

Man muß mit Ueberlegung wählen, wenn man auf eine glückliche Ehe rechnen will: oder Etwas von den Thorheiten vieler Liebenden und Heirathslustigen, und von Christinens vernünftiger Gedenkungsart . 10

Etwas von Heirathsanträgen: wie Christine von denselben dachte, und wie sie sich bey einem solchen Antrage verhielt. Christine wird Braut 28

Christine täuscht ihren Bräutigam eben so wenig, als er sie mit falschen Hofnungen, oder

Etwas

Seite

Etwas von leeren und ungegründeten Versicherungen und Versprechungen z. E. in Ansehung des Vermögens und desgl. von verschwiegenen Schulden und von den Ursachen, warum manche Mädchen ihren Männern an Geld nichts zubringen können 40

Etwas von Christinens warmer und reiner Liebe zu ihrem Bräutigam, mit allerley nothwendigen Anmerkungen 53

Christinens Unterhaltungen mit ihrem Bräutigam: oder Etwas von nothwendigen Uiberlegungen, Berathschlagungen und Entschließungen vernünftiger Brautleute. Am Ende Etwas von Brautgeschenken und dergl. 67

Fortsetzung des vorigen: oder Etwas über Hochzeitgastmahle und Einladungen zu denselben 77

Etwas von Ehekontrakten. Ein Ehekontrakt ohne seines gleichen 86

Das fromme Brautpaar 99

Die traurige aber wieder erheiterte Braut . 106

Der Abend vor dem Hochzeittag und der Hochzeittag selber 121

Zweyter Abschnitt.

Christinens häusliches Leben in der zweyten Ehe.

Seite

Ein Mittel gegen die Langeweile mancher, insonderheit angehender junger Eheweiber 128

Christine weiß nichts von langer Weile. Sie hat den rechten Begrif von dem Berufe und den Pflichten eines bürgerlichen Weibes 140

Vorläufige Beweise von Christinens häuslicher Thätigkeit 148

Fortsetzung: oder Etwas vom frühen Aufstehen 153

Fortsetzung: oder wie muß man seine Geschäfte verrichten, wenn sie gut von statten gehen sollen? 165

Was gehört neben dem Fleiße zu einem guten Hausweibe? Oder Etwas von der Sparsamkeit. (Aus einem Gespräche Christinens mit ihrer Mutter.) 175

Fortsetzung: oder Etwas von so genannten Haus — und Wochengeldern, und von Hausrechnungen 187

Seite

Fortsetzung des Vorigen 199
Noch Etwas von dem, was zu einer guten und klugen Hausfrau gehört . . 210
Fortsetzung des Vorigen 222
Etwas von der Veränderlichkeit der ehelichen Liebe, die bey Philipp und seiner Christine nicht statt fand 236
Etwas von der Kunst Christinens, ihren Mann in guter Laune zu erhalten. (Eine Kunst, auf welche sich jede Gattin so viel wie möglich legen sollte 243
Etwas von der Sorgfalt Christinens, sich ihrem Manne wohlgefällig zu machen . 257
Das liebenswürdige Weib: oder Etwas von Christinens Vorzügen in Ansehung des Aeußerlichen 272
Christine wird endlich Mutter: oder Etwas über Unfruchtbarkeit, Schwangerschaften und Wochenbette 288
Fortsetzung 303
Einleitung in die Geschichte Christinens als einer Mutter: oder Etwas von ihrer Liebe zu ihren Kindern 318
Christine sorgt für die Gesundheit ihrer Kinder 323
Christinens Erziehung ihrer Kinder zur Tugend und Gottesfurcht 340
Christinen ist es sehr um ein gutes Herz ihrer Kinder zu thun 355

Etwas

Seite

Etwas von Christinens Erziehung ihrer Kinder zu den nothwendigen und schönen Tugenden der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit, Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit . 366

Etwas von der Sorgfalt Christinens für die Erhaltung der Unschuld und Unverdorbenheit ihrer Kinder in Ansehung eines gewissen Triebes 383

Vom Fleiß und der Arbeitsamkeit . . 394

Christine sucht ihre Töchter zu guten Haushälterinnen zu erziehen 401

Von der Erziehung zu guten Sitten . . 410

Ein Nachtrag zu Christinens Kindererziehung: oder Etwas vom Gehorsam und der Angewöhnung an denselben 418

Christinens Verhalten gegen ihre Kinder in Krankheiten 427

Worauf sahe Christine bey der Wahl eines Dienstboten? 436

Etwas von dem Verhalten Christinens, wenn sie einen Dienstboten miethete . . 444

Von der Aufsicht Christinens über ihr Gesinde 448

Vom Umgange Christinens mit ihren Dienstboten 453

Von der Sorge Christinens für das leibliche Wohl ihrer Dienstboten . . . 458

Von

Seite

Von der Sorge Christinens für das geistliche Wohl ihrer Untergebenen . . . 471

Dritter Abschnitt, oder Anhang.

Christinens häusliches Leben in der zweyten Ehe und ihr Tod.

Seite

Philipps Krankheit und Tod . . . 477
Christinen wird ein Heirathsantrag gemacht: sie verlobt sich mit Leonharden . . 484
Etwas von Christinens Zufriedenheit in der ersten Zeit ihrer zweyten Ehe . . 499
Das Blatt wendet sich: oder etwas von Christinens unglücklicher zweyten Ehe . . 506
Christine stirbt 518

Er=

Erster Abschnitt

oder

Einleitung

in Christinens häusliches Leben.

Etwas von dem Wunsche, verheirathet zu werden, und der Beschaffenheit desselben bey Christinen.

Der Wunsch eines Mädchens, verheirathet zu werden, stimmt mit den natürlichsten Gefühlen und Trieben, so wie mit der Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, zu sehr überein, als daß derselbe im allgemeinen getadelt werden könnte. Ein Mädchen, welches den Männern abgeneigt ist, kann als ein eben so unnatürliches Geschöpf, wie es der Weiberfeind ist, betrachtet werden. Mag es doch seyn, daß manche Person ihres Geschlechtes von dem männlichen schon oft betrogen und

hintergangen worden ist, so sind dergleichen Erfahrungen doch noch lange nicht hinreichend, das Herz der Männer in Mißkredit zu bringen, denselben Herzen zu verschließen, und sich mit ihnen in keine erlaubte Verbindnisse einlassen zu wollen. Wer wird ein Mädchen unvernünftig nennen, die wegen ihrer Kränklichkeit und wegen Gebrechlichkeiten ihres Körpers auf eheliche Verbindungen, und also auch auf Bekanntschaften der Liebe, Verzicht thut? Wer wird ihren Entschluß nicht vielmehr billigen? Wer wird ihre Selbstüberwindung, welche vielleicht erst auf manchen harten Kampf des Herzens mit der Vernunft, und der Wünsche mit den Uiberlegungen derselben erfolgte, nicht bewundern und loben? Aber wer wird sich auch getrauen, ein weibliches Herz in seinen Schutz zu nehmen, welches lieber den natürlichen Gefühlen und Trieben der Liebe, als ihrem Stolze, ihrer Einbildung und ihrem Eigensinn, entsagen will? Eine aus diesen Ursachen spröde Jungfrau trägt oft mit Recht ihren Lohn dahin, und wird, weil sie Männer verachtete, von Männern verachtet. Fern sey es von uns, liebe, gute Mädchen, welche ihr dieses Buch leset, euch den Wunsch, verheirathet zu werden, zu verübeln! wie könnten wir euch denselben verübeln, da er so innig mit dem natürlichsten Wunsche eures Herzens, zu lieben und geliebt zu werden, verbunden ist? zu diesem Wunsche kommen

men auch noch andere Beweggründe, die ihr bey jenem haben möget, und die an und für sich selbst auch nicht getadelt werden können. Ihr wünscht, verheirathet zu werden, um, wenn eure Eltern nicht mehr leben, versorgt zu seyn, und andern Leuten nicht bey dem Mangel eines Vermögens, zu Gnaden leben, oder um nicht bis in eure ältern Jahre in herrschaftlichen Diensten stehen zu dürfen, oder um nicht, was ihr vielleicht für eine Schande haltet, — alte Jungfern zu werden. — Was aber diesen Punkt anbelangt, so möchte ich euch in Ansehung desselben doch vernünftiger und billiger denken lehren, als darüber viele, insonderheit eures Geschlechtes, denken. Erlaubet mir also euch zu fragen, warum ihr es für eine Schande haltet, alt zu werden, und geworden zu seyn, ohne einen Mann gehabt zu haben? Ich kan mir das Schimpfliche in dem ledigen Stande einer weiblichen Person nur alsdenn denken, wenn sie selber daran Schuld ist, daß ihr von einem Manne nie eine Hand angebothen worden ist. Bey dieser Schuld aber kommen nach meiner Meynung, durchaus nur solche Fehler in Betrachtung, welche überhaupt der Ehre eines jeden Menschen bey dem Mangel an Kopf und Herz, an Tugend und Verstand, an Weisheit und Geschicklichkeit so wie an einem guten Rufe, nachtheilig sind. Wird ein Mädchen, wider welche man in diesen Hinsichten

mit Recht, nichts einwenden kann, nicht zu einer Gattin gewählt, so verdient sie also keine Verachtung. Noch weniger aber verdient sie dieselbe, weil sie nicht schön ist, oder weil sie kein Vermögen hat, oder um anderer zufälliger Umstände und Ursachen willen. Würde manches Mädchen mehr Geld gehabt haben, als sie hatte, wahrlich! sie würde vielleicht selbst bey dem Mangel an Tugend und Weisheit, — doch ihren Mann gefunden haben! Durch ihre Schönheit geblendet — würde sie mancher ohne auf ihre übrigen Vorzüge zu sehen, gewählt haben. — Da sie aber nicht schön und reich war, so blieb sie, wie man sich auszudrücken pflegt, sitzen und veraltete. Durch ihre Schuld? — Nein! und eben deßwegen kann ihr der ledige Stand, in welchem sie blieb, auch nie zu einem beschimpfenden Vorwurf gemacht werden. Ueberdieß hätte es manchem Mädchen gewiß oft nicht an Freyern und Heirathsanträgen gefehlt, wenn sie sich nur hätte entschließen können, dieselbe anzunehmen, und jedem, der um sie warb, unbedingt und ohne Berathschlagung mit Herz und Kopf, die Hand hinzugeben. Was war aber besser, sich in solche Verbindungen aufs Gerade-wohl einzulassen, oder denselben, weil man sie nach reiflichen Ueberlegungen nicht für gut fand, auszuweichen? Ich möchte auch das eheliche Glück mancher Gattin nicht so hoch anrechnen, daß sie

um desselben willen, jede Person ihres Geschlechtes, die unverheirathet ist, allgemein zu bemitleiden, Ursache hätte. Es mag auch wohl manches Weib geben, die aus Gründen wünscht, lieber nie in der Ehe gelebt zu haben, und die manche unverheirathete Jungfrau, über welche sie vielleicht ehemals lächelte, jetzt beneidet, und in deren Lage sie sich hinein wünscht.

Doch wir kehren wieder zu dem Wunsche zurück, in welchem sich gewiß die wenigsten Mädchen widersprechen, nämlich zu dem Wunsche, verheirathet zu werden. Aber nicht mehr, um ihn aufs neue zu entschuldigen, sondern um unsern Leserinnen auf die mancherley Thorheiten, oder auf den schädlichen und lächerlichen Mißbrauch desselben aufmerksam zu machen. Wer wird es läugnen, daß der Wunsch zu lieben und geliebt zu werden, natürlich, und also auch an und vor sich selbst, nicht unvernünftig ist? Aber wer wird auch jenes verliebte Wesen, dem so viele Mädchen ergeben sind, für vernünftig halten können? Wer möchte nicht lächeln, wenn oft schon Mädchen, die man beynahe noch zu den Kindern rechnen möchte, von Liebe träumen, reden, und sogar vom Heirathen sprechen? Wer möchte sich nicht über diejenigen Mädchen lustig machen, die ihre Neigung gegen das männliche Geschlecht, so wenig verbergen können,

nen,

nen, daß sie dieselbe überall in ihren Reden, Mienen und Geberden verrathen? Nicht genug, daß ihr Kopf immer mit Liebesgedanken angefüllt ist, suchen sie auch jede Gelegenheit auf, ihrem verliebten Herzen Nahrung zu verschaffen. Alle ihre Wünsche vereinigen sich nur in einem: lieber heute als morgen einen Mann zu erobern. Alle Segel werden aufgespannt, um den erwünschten Hafen der Ehe recht bald und sicher zu erreichen. Es sind wahre Herzensbeängstigungen, und bange Seelenunruhen, die sie empfinden, wenn sie sich den Gedanken denken, daß ihre Wünsche so bald nicht oder wohl gar nicht, möchten erfüllt werden. Sie können die Zeit kaum erwarten, eine Braut genannt zu werden, und möchten oft bittere Thränen vergießen, daß sie noch nicht Weiber sind und heißen.

Nicht so, wie viele ihrer Mitschwestern, war Christine gesinnt. Auch sie hatte ein Herz, das der Liebe fähig war, aber diese Fähigkeit artete nie in ein verliebtes, verbuhltes und männersüchtiges Wesen aus. Ihr Kopf war eben so wenig durch das Lesen schwärmerischer Romanen und Liebesgeschichten verwirrt, als ihr Herz dadurch zu Empfindeleyen verstimmt worden. Es war ein großes Verdienst, welches sich ihre Eltern um sie erwarben dadurch, daß sie insonderheit auch auf den Um-

gang

gang ihrer Tochter genau Acht hatten, nicht nur was denselben mit Mannspersonen, sondern auch mit Personen ihres Geschlechtes anbelangte. Denn durch diese werden Mädchen nicht selten, noch früher oft in die Schule der Liebe und aller Thorheiten und Schwärmereyen, welche von denselben begangen werden, eingeführt, als von dem männlichen Geschlechte. Darum handelten auch Christinens Eltern vernünftig, daß sie ihr nicht den Umgang mit jedem Mädchen, und am allerwenigsten mit denjenigen erlaubten, die wegen ihrem verliebten und verbuhlten Wesen bekannt waren: und Christine handelte als eine vernünftige Tochter, weil sie ihren Eltern folgte, und sich von ihnen warnen ließ. Nie hätte sie sichs auch getraut, wider den Willen derselben eine solche Bekanntschaft zu unterhalten, oder ohne ihr Wissen und ohne ihre Erlaubniß, wohl gar Bekanntschaften mit Mannspersonen zu machen, welche auf nähere Verbindungen Bezug hatten. Dazu möchte auch Christine nicht viel Gelegenheit gefunden haben, welche diejenigen Mädchen haben, die in ihrem Willen und in ihren Wünschen, da oder dort hinzugehen, einer Gesellschaft, einem Schauspiel, einem Tanze, oder sonst einer Lustbarkeit, beyzuwohnen, mit zu wenig Vorsicht von ihren Eltern eingeschränkt werden. Wirklich nehmen es auch manche Eltern in diesem Punkte lange nicht so genau, als sie es nehmen

sollten.

sollten. Sie gestatten ihren Töchtern, in gutem Zutrauen auf dieselbe, ohne jedoch auf ihr jugendliches Alter die nöthige Rücksicht zu nehmen, allzu viele Freyheiten, sehen es aber zu seiner Zeit, wiewohl nicht selten zu spät, ein, daß sie es in ihrer Aufsicht über sie, wenn ein verliebter und mannssüchtiger Geist schon überhand genommen hat, verfehlt haben.

Regte sich in Christinen auch bisweilen der Wunsch, verheirathet zu werden, so unterhielt sie sich doch nie zu oft und zu lange mit demselben, und am allerwenigsten wollte sie die Erfüllung desselben bald auf diese, bald auf jene Art, wie es oft zu geschehen pflegt, zu beschleunigen suchen. Sie hielt sich selbst alsdann, da sie schon mehr als das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte, ohne eine solche Bekanntschaft gemacht zu haben, bey welcher sie sicher auf eine baldige eheliche Verbindung rechnen konnte, keineswegs für unglücklich, und in Ansehung einer ehelichen Versorgung für verlohren, oder der Gefahr ausgesetzt, zu spät verheirathet zu werden. Vieler vergeblichen Sorgen, womit so manche Mädchen gepeiniget werden, blieb sie dadurch überhoben, daß sie den Wunsch verheirathet zu werden, unter die Herrschaft der Vernunft gebracht, und durch diese ihr Herz vor den Angriffen und Neckereyen so vieler thörichten,

leidenschaftlichen und übereilten Wünsche verwahret hatte. Neben der Vernunft kam ihr auch ein religiöser Sinn, zu welchem sie von ihren Eltern erzogen worden war, sehr gut zustatten, um wegen einer künftigen ehelichen Verbindung sich nicht einem vergeblichen Gram zu überlassen, oder dieselbe erzwingen zu wollen. Christine, welche von einer Vorsehung, durch welche auch ihr Schicksal und ihre Lebenswege und Verbindungen, bestimmt würden, überzeugt war, wollte die Zeit, wo ihr ein Mann beschieden wäre, ruhig abwarten, und sie glaubte auf ihrer Seite, um den Rathschlüssen der Vorsehung zu ihrem eigenen Vortheil einen Einfluß geben zu können, nichts besseres zu thun zu wissen, als sich immer mehr zu einem würdigen Weib, welches diesen Namen in Rücksicht aller ihrer Pflichten und der gehörigen Eigenschaften und Erfodernisse zur Erfüllung derselben verdiente, zu bilden.

Man muß mit Ueberlegung wählen, wenn man auf eine glückliche Ehe rechnen will; oder etwas von den Thorheiten vieler Liebenden und Heirathslustigen, und von Christinens vernünftiger Denkungsart.

Es ist ein altes, bekanntes Sprichwort: daß die Liebe blind seye; und leider wird dasselbe durch sehr viele Erfahrungen bestättiget. Zwar scheint kein Mensch ein helleres und offeners Auge zu haben, als der Liebende, und doch handelt er nicht selten so, als ob er stockblind wäre. Was aber das Allerschlimste dabey ist, so ist er äußerst schwer zu überzeugen, daß er, wo nicht blind, doch blödsichtig seye. Wer will es manchem Mädchen begreiflich machen, daß der, auf welchen sie einmal ihr Auge geworfen, und dem sie, wo nicht öffentlich, doch stillschweigend ihre Zuneigung geschenkt hat, der Mann nicht sey, welchen ihr Herz hätte wählen sollen? Was kann man nach ihrer Meynung, auf welcher sie um so fester besteht, weil sie leidenschaftlich urtheilt, — gegen denselben einwenden? Er ist ja schön, — gut gewachsen, — artig, — galant, — freundlich, — liebkosend, unterhaltend, — — —

Bey solchen Versicherungen glaubt sie keinen weitern Einwendungen gegen ihre Neigung und gegen ihre Wahl erwarten zu dürfen. Diese an dem Geliebten ihres Herzens bemerkten Vorzüge und gute Eigenschaften haben sie so eingenommen, daß sie über dieselbe keine nähere Untersuchungen anstellen will, daß sie es vergißt, andern Vorzügen, die zu einem guten Manne gehören, nach zu fragen, und daß sie auf das, worauf bey einer jeden ehelichen Wahl in Ansehung des Alters, des Religionsbekenntnisses, und des Standes so viel ankommt, keine Rücksicht nehmen zu müßen, glaubt. Sie betrachtet diejenige, welche ihre Wahl nicht billigen wollen, als Feinde, und sieht es für Neid und Mißgunst, für Vorurtheil, Gefühllosigkeit, Ungerechtigkeit und Verfolgung an, wenn man ihr nur im mindesten im Wege steht. Eigensinnig beharrt sie auf dem Entschluß, der Neigung ihres Herzens zu folgen. Alle Vorstellungen, die man ihr machen will, thun keine Wirkung, und um so weniger Wirkung, wenn sie Personen auf ihrer Seite hat, die ihrer Wahl und Neigung Beifall geben. Diese nur betrachtet sie als Freunde, welche es mit ihr gut meynen, ob es gleich nicht selten in der Folge geschieht, daß sie denselben die bittersten Vorwürfe machen, und die Billigung ihrer Wahl und Neigung, verwünschen möchte.

Mit

Mit weit mehr Vorsicht, als viele Mädchen bey der Verschenkung ihrer Herzen und bey der Wahl eines künftigen Gatten beobachten, glaubte Christine in einem so wichtigen Punkte zu Werke gehen zu müßen. Nach ihrer Meynung war ein schöner und galanter Mann darum noch kein guter, oder solcher Manne, durch welchen sein Weib glücklich zu werden, hoffen darf. „Was hat, — sagte sie oft, — ein Mädchen für einen Gewinn mit „einem schönen Manne gemacht, wenn es ihm bey „seinen körperlichen Vorzügen, an Geschicklichkeit, „Fleiß und andern Tugenden fehlt? Sie wird sich „an ihm, insonderheit als denn bald satt gesehen „haben, wenn sein Betragen so beschaffen ist, daß „sie sich von dem so oft falsch gemachten Schluß: als ob in einem schönen Körper auch eine schöne „Seele wohne; überzeugen muß. Sie wird sich keines„wegs durch seine äußerlichen Vorzüge, für „den Mangel an reellen Eigenschaften eines Man„nes schadlos gehalten finden, und bald aufhören, „an dem schönen Männchen ein Wohlgefallen zu „finden, wenn ihr dasselbe nicht nach ihren Wünschen und Erwartungen, und öfters auf eine beleidigende Weise, begegnet. Sie wird es in der „Folge bereuen, nur mit dem Auge gewählet zu „haben, und vielleicht manche Freundin, über deren „Fahl sie sich vorher lustig zu machen beliebte, in „der Stille beneiden, und glücklich preisen."

So

So wenig sich Christine durch das äußerliche vortheilhafte Ansehen einer Mannsperson bey einer ehelichen Wahl hätte blenden lassen, so wenig wäre sie auch durch Schmeicheleyen und eitle Versprechungen zu bethören gewesen. „Du mußt „nicht, sagte sie oft zu einer Freundin, welche im „Umgange mit Mannspersonen allzu leichtglaubig „war, alles für wahr halten, was dir dieselbe Angenehmes vorsagen. Sie meynen es mit ihren „Versicherungen oft nichts weniger, als im Ernst. „Es ist nicht selten nur ein Spiel, welches sie mit „uns Mädchen, zu ihrer eigenen Belustigung, treiben „wollen. Sie schmeicheln uns bisweilen nur zum „Zeitvertreib, und spotten uns, wenn wir zu leichtglaubig waren, hintendrein noch aus. Alle die „Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, die manche „Mannsperson einem Mädchen macht, betreffen „häufig nicht sowohl sie selber, als vielmehr ihr „Geld und Gut, oder andere vortheilhafte Verbindungen, in welche der Schmeichler dadurch, wenn „er sie auf seine Seite gebracht hat, zu kommen „hofft. Es ist ihm nicht sowohl um das Schaf, sondern nur um die Wolle zu thun, und jenes ist „oft das verlassendste und verachtetste Geschöpf von „der Welt, wenn es sich durch die Lokungen eines „falschen Menschen täuschen läßt. Wenn aber „auch ein Mädchen durchaus keine Ursache hätte, „an der Wahrheit dessen zu zweifeln, was ihr

„Lieb-

„Liebhaber zu ihrem Lobe spricht, wessen er sie in „Ansehung seiner Neigung zu ihr versichert, und „wenn sie eben darum keinen Anstand nehmen möch„te, ihm ihr Herz zu schenken; so handelt sie doch „nicht klug, dieses ohne weitere Ueberlegung zu „thun, und ihr künftiges Glück allein auf blosse „Versicherungen von Liebe und Zuneigung, und „auf die angenehme Hoffnung, einen freund„lichen, zärtlichen, und einschmeichelnden Mann zu „bekommen, fest gründen zu wollen.

Sie hatte auch Recht, wenn sie behauptete, daß die sich einschmeichelnde und freundliche Liebhaber keineswegs auch in der Ehe allemal solche Männer wären, und daß sich ihre Zärtlichkeit nicht selten nur allzu bald verliehre, ja daß sich ihre Schmeicheleyen und Liebkosungen öfters in eine beleidigende Gleichgiltigkeit, und sogar in ein grobes, ungesittetes Betragen gegen ihre Weiber verwandle. Diese Bemerkungen hatte sie durch mehrere Erfahrungen machen gelernt, und eben darum glaubte sie vorsichtiger seyn zu müßen, als so manche Mädchen, welche sich so oft durch Schmeicheleyen und Liebkosungen bethören lassen.

In Hinsicht mancher anderer von ihr gemachten Erfahrungen hätte sie sich auch nie entschließen können, einen Mann von einem andern Glaubensbekenntniß als demjenigen, welchem sie zugethan war,

war, zu heirathen. Nach ihrer Meynung war zwar die Liebe keineswegs von einem gewissen Glaubensbekenntniß abhängig, und sie konnte sich auch bey einer verschiedenen Gedenkungsart in Religionssachen doch eine solche Verbindung der Gemüther denken, welche zu einer glücklichen Ehe erfoderlich ist. Wer wird dieses auch geradezu läugnen wollen? und wer wird sich getrauen, einen Mann, darum, weil er in manchen Religionspunkten anders denkt, als sein Weib, für keinen Mann zu halten, mit welchem sie glücklich leben könnte? Indessen leidet die eheliche Glückseligkeit doch nicht selten bey solchen Personen, welche von verschiedenen Confessionen sind. Schon in die erste Verbindung ihrer Liebe mischen sich öfters die unangenehmsten Vorfälle insonderheit durch den Widerspruch, welchen sie wegen ihrer Verheirathung und wegen ehelichen Absichten, von Seiten ihren Eltern, Anverwandten und andern Personen finden. Werden dergleichen Streitigkeiten auch bisweilen beygelegt, oder erhalten die Liebenden von ihren Angehörigen diejenige Einwilligung zu ihrer Verbindung, welche ihnen vorher versagt worden war; so ist dieß doch nicht immer der Fall, und öfters entstehen aus solchen erzwungenen Verbindungen wo nicht ewige, doch lange anhaltende Trennungen in Familien und Bekanntschaften, die mit viel Verdruß und tausend Unannehmlichkeiten

verbun-

verbunden sind. Giebt es unter Personen, die sich zu einem verschiedenen Glauben bekennen, Verdrüßlichkeiten und fällt ihre Ehe nicht gut aus; so wird die Schuld davon von ihren Anverwandten meistens demjenigen Theil, der nicht ihrer Religion ist, wenn er auch noch so unschuldig wäre, beygemessen. Man läßt es auch in solchen Ehen von Seiten der Verwandtschaft bisweilen nicht an Aufhetzungen und Abwendung der Gemüther gegen einander fehlen, und ruht oft aus heiligem, aber dummem und boshaftem Religionseifer nicht eher, als bis man Unfrieden gestiftet hat. Aber auch ohne solche Ruhestörer gibt es in dergleichen Ehen, von welchen itzt die Rede ist, manche Veranlassung zur Unzufriedenheit, und zur Stöhrung häuslicher Freuden. So wie es nicht selten manchen Vater gereuen will, seiner Gattin es als Braut versprochen zu haben, die von ihm erzeugten Kinder in ihrer Religiion unterrichten und zu derselben erziehen zu lassen, so möchte auch manche Mutter dieses nemliche Versprechen, welches sie ihrem Manne als Bräutigam gemacht hatte, gerne wieder zurück nehmen, wenn es um rechtsschriftlicher Bekräftigungen wegen nicht unmöglich wäre. In der Liebe, welche beyde zu ihren Kindern haben, vereiniget sich auch in beyden der Wunsch, sie an derjenigen Religion, welcher sie zu gethan sind, Antheil nehmen zu lassen. Indem aber dieses,

kraft

kraft eines gewissen Ehecontrakts, nicht geschehen kann, so verursachen solche unerfüllte Wünsche manche Unzufriedenheit, die auf eine verminderte Liebe zu einer Gattin und ihren glaubensverwandten Kindern, öfters viel und insonderheit alsdann großen Einfluß hat, wenn Vater oder Mutter bigot sind, oder was sie vielleicht vor nicht waren, bigot zu werden anfangen. Uibrigens aber kann man es auch Eheleuten, die ihre Religion schätzen, oder lieben gelernt haben, nicht verübeln, wenn sie nicht gleichgültig dabey bleiben, ob ihre Kinder zu denselben erzogen werden oder nicht; und nicht selten sehen sie es, aber zu spät, — ein, daß sie in ihrem Brautstande aus Liebe, einander mehr zugegeben haben, als sie sich nach ihren jetzigen Uiberzeugungen und Uiberlegungen hätten zugeben sollen, oder als sie jetzt zugeben würden. Sie fühlen um ihres verschiedenen Glaubensbekenntnisses willen mancherley Schwierigkeiten nicht nur in der Erziehung ihrer Kinder zur Religion, sondern auch in ihrer eigenen Ausübung derselben, insonderheit alsdenn, wenn sich beyde über den wahren Geist der Religion, und was zur Nahrung desselben gehört, und förderlich ist, nicht mit einander vereinigen können.

Christine hatte also nicht ganz Unrecht, wenn sie wegen einer Verheirathung mit einem Manne,

der nicht ihres Glaubens war, manche Schwierigkeiten fand. Indessen würde sie doch hundertmal lieber einem solchen Manne, als demjenigen ihre Hand gegeben haben, der, wo nicht ein Religionsspötter und Religionsverächter, doch ein in seiner religiösen oder moralischen Gedenkungs- und Lebensart, leichtsinniger und verrufener Mensch gewesen wäre. Je mehr sie selber Tugend und Religion schätzte, desto mehr wünschte sie auch die Achtung nnd Liebe gegen dieselbe bey einem Manne anzutreffen. Eben darum, weil sie sich für verpflichtet hielt, ihn zu lieben, glaubte sie unmöglich dabey gleichgültig bleiben zu können, wie er denke und handle, oder ob er christlich, oder nicht christlich gesinnt sey, ob er tugendhaft lebe, oder nicht. Sie konnte sich keine größere Kränkung ihres Herzens denken, als diejenige, welche ihr der Spott eines Mannes über Religion, seine Verachtung religiöser Gebräuche und Uibungen und sein leichtsinniges und ausschweifendes Betragen verursachen würde. Es war auch keineswegs ein unrichtiger Schluß, den sie öfters machte, daß sich ein Weib auf solche Männer, in Ansehung ihrer ehelichen Liebe und Treue, nimmermehr mit Gewißheit verlassen könne, oder daß überhaupt eine unchristliche Gedenkens- und Handlungsart keinen Segen in das Haus bringe.

Einer der Hauptwünsche Christinens war es daher, einmal einen frommen und tugendhaften Mann zu bekommen, und nimmermehr würde sie sich bey dem übeln Rufe eines Freyers in diesem Punkte, — haben überreden lassen, denselben zu heirathen, wenn er auch noch so viel Geld und Gut gehabt hätte, wenn er der schönste und angesehendste Mann gewesen wäre. Uiberhaupt ließ sich Christine eben so wenig durch Schönheit, als durch andere äußerliche Vorzüge eines Mannes allein, bey der Wahl desselben, oder einer Verheirathung, blenden. Am allerwenigsten aber giengen je ihre Gedanken darauf, in einen höhern Stand verheirathet zu werden. Eine Freundin hatte ihr einmal gesagt, daß ein gewisser B. . . der Sohn eines Kaufmannes, in sie verliebt wäre, daß er sie näher kennen zu lernen wünschte, und daß sie also die Gelegenheit benützen möchte, mit ihm Bekanntschaft zu machen, weil sie durch ihn zu einer vornehmen und angesehenen Frau gemacht werden könnte. Allein Christine fand es nicht für gut, ihrem Rath zu folgen. Durch mancherley an Andern gemachte Erfahrungen belehrt, hatte sie sich überzeugen gelernt, daß dergleichen Bekanntschaften wenig, oder gar nichts taugen, und daß sie für ein Mädchen in vielen Rücksichten schädlich seyen, und schädlich werden können. Daran wird auch Niemand, der nur einige Erfah-

rung hat, zweifeln. Wie vielen bürgerlichen Mädchen ist es noch gelungen, ihre Liebhaber aus den vornehmern Ständen des Lebens zu Männern zu bekommen? Wie viele sind von diesen schon aufs schändlichste betrogen und hintergangen worden? Wie viele waren sich durch solche Bekanntschaften selbst an einer glücklichen Verheirathung mit braven Bürgersöhnen, aus den gemeinen Ständen des Lebens, hinderlich? Wie viele haben die Vortheile aus einem solchen Umgange, oder die ihnen von ihrem vornehmen und reichen Liebhabern gemachte Geschenke, oft nur allzutheuer auf Kosten ihrer Ehre und Unschuld erkauft? Wie vielen blieb bey solchen Bekanntschaften am Ende weiter nichts übrig, als ihre Thorheit und Leichtgläubigkeit, wie wohl zu spät, — zu bereuen?

Nimmermehr — sagte Christine oft, möchte ich mich mit einem vornehmen Liebhaber in Bekanntschaft einlassen. Hätte er auch bey seiner Liebe zu mir die truglose Absicht, mich einmal zu heirathen, so stände es immer noch dahin, ob diese von seinen Eltern und Verwandten gebilliget würde? Was bliebe mir aber im verneinenden Falle übrig, als von meinem Liebhaber entweder verabschiedet zu werden, oder, wenn mir dieser auch treu bliebe, mich dem Haß seiner Verwandten, auszusetzen? Ich würde alsdenn dem

Na-

Namen einer Verführerin, wenn ich auch denselben keineswegs verdiente, eben so wenig, als andern Beleidigungen und Kränkungen, ausweichen konnen. Ich würde um meines Mannes willen, und mein Mann durch mich, vieles leiden müßen. Gesetzt aber auch, unsere Verheirathung fände keinen allzugroßen Widerspruch, oder die Schwierigkeiten bey derselben könnten glücklich überwunden werden, so giebt es in solchen Ehen zwischen Personen von verschiedenem Stande und von verschiedener Geburt noch manche andere Hindernisse einer wahren Zufriedenheit, die von vielen Mädchen in keine Betrachtung gezogen werden. Verblendet durch Eitelkeit und Hochmuth, denken sie sich ihre Erhebung in einen höhern Stand, als das größte Glück, — aber sie überlegen es nicht, ob sie sich in diesen Stand auch schicken, oder ob sie sich in demselben auf eine solche Art werden betragen können, wie man es von vornehmen und angesehenen Personen erwartet. Niemand verfehlt es in einem solchen Betragen oft mehr, als Mädchen vom geringen Stande, und darum geschieht es auch so oft, daß sie, ohnerachtet der vortheilhaften Meynung, die sie von sich selbst und von ihrer Lebensart haben, verlacht, ausgespottet und verachtet werden. Mit einer gewissen Verachtung und Geringschätzung haben sie auch nicht selten schon eben deßwegen zu kämpfen,

pfen, weil sie von geringem Stande sind. Man vergißt es nicht so geschwind, daß die Frau z. E. eines Kaufmanns vorher eine Dienstmagd war. Nun ists freylich wahr, daß eine solche Verachtung um des ehemahligen Standes und um der Geburt willen im höchsten Grade, insonderheit alsdenn dumm und unbillig ist, wenn es einer Person nicht an Vorzügen fehlt, sich in den Stand, zu welchem sie erhoben worden ist, zu schicken. Wahr ists, daß das Vorurtheil nie vernünftig und billig urtheilt, und daß man sich also um die Urtheile desselben nicht bekümmern soll und darf. Aber wahr ist es, und bleibt es doch immer auch, daß dergleichen Urtheile kränken, und daß man bey denselben eben so wenig, als bey einer gewissen verächtlichen Behandlung gleichgültig bleiben kann, die manche Mädchen von geringer Herkunft, auch als Frauen noch erfahren müßen. Doppelt bitter aber ist diejenige Verachtung, welche sie an ihren Männern selber bisweilen bemerken müßen, wenn sich diese des öffentlichen Umganges mit ihnen schämen, und an ihnen bald da bald dort, mit Recht und mit Unrecht etwas zu tadeln finden.

Es könnte mir, — sagte Christine, — auch im Traume nie einfallen, eine vornehme Frau werden zu wollen. Ich bin im bürgerlichen Stande schlecht und recht erzogen worden, und darum tau-

ge ich zu keiner Dame. Es ist mir auch darum gar nicht zu thun, mich in einen höhern Stand zu verheirathen. Denn die Ehre, auf welche so viele bey demselben sehen, macht noch lange nicht das Glück des ehelichen Lebens aus. Was trägt der Titel eines Mannes dazu bey, um mit demselben vergnügt zu leben? Was hilft es mich, die Frau eines Gelehrten, oder eines Kaufmannes zu heißen, wenn es ihm, und also auch mir, an hinlänglichem Lebensunterhalt gebricht? Ein Mann von dem sogenannten Bürger = oder Handwerksstande kann sein Weib, welche gleichfalls von demselben ist, unmöglich verachten und um desselben willen geringschätzen, welches aber nicht der Fall bey Eheleuten von verschiedenem Stand und von verschiedener Geburt ist. Nein! nein! sagte Christine oft, mich soll die Eitelkeit nicht verführen, eine vornehme Frau werden zu wollen! Ein braver, geschickter, fleißiger und gewerbiger Bürgersmann, — der umfaßt alle meine Wünsche in Rücksicht einer künftigen Verheirathung. Mehr kann ich mir zu meinem Glück, und zu meiner Zufriedenheit nicht wünschen, als einen solchen Mann. Und ein solcher Mann wurde ihr auch zu Theil, — wovon wir im folgenden Artikel reden wollen. Bey dem Schlusse des gegenwärtigen, können wir aber nicht umhin, unseren Leserinnen nur noch kürzlich etwas von dem ver-

nünf=

künftigen Betragen Christens in Ansehung einer künftigen, glücklichen Verheurathung, in wie ferne dieselbe von ihrer Ueberlegung abhieng, zu erzählen. Um sich aber in jener nicht hinderlich zu seyn, glaubte sie sich vor allen zwecklosen, oder solchen Liebschaften hüten zu müßen, bey welchen über der Leidenschaft die Vernunft nicht zu Rathe gezogen wird. Sie wollte sich also durchaus nicht mit solchen Mannspersonen in nähere, vertraute Bekanntschaften einlassen, von denen sie es vermuthen konnte, daß sie sich über kurz oder über lang wieder entfernen würden, und daß sie sich auf ihre Versicherungen, eine eheliche Verbindung betreffend, nicht mit Gewißheit würde verlassen konnen. Ihr war so manches Beyspiel von Liebhabern bekannt, welche ihren Mädchen die Ehe versprochen hatten, die aber nach ihrer Entfernung von denselben nimmermehr daran dachten, ihr gegebenes Wort zu halten, die ihnen oft nicht einmal aus der Fremde schrieben, und noch weniger zurückkamen, sie als Bräute abzuholen, ja die, wenn sie auch wieder zurückkamen, entweder wieder ein anderes Mädchen zu einer Geliebten wählten, oder eine Wittwe heiratheten. Um dieser Erfahrungen willen, die sie an Anderen gemacht hatte, und die sie an sich selber nicht machen wollte, glaubte sie also, um sich die Schmerzen der Trennung, eines langen Wartens, und einer end-

lich

lich doch getäuschten Hoffnung zu ersparen, am besten zu thun, keine solche Bekanntschaft zu machen. Sehr vernünftig dachte sie auch in Ansehung ähnlicher Bekanntschaften und Eheversprechungen mit jungen Männern, die noch gar keine Aussichten haben, sich verheirathen zu können, und sie hatte Recht, wenn sie dieselbe nicht für gut hielt. Zwar ists immer gut, wenn Liebende eine Zeitlang vorher, ehe sie in die Ehe treten, einander näher kennen lernten. Aber allzulange Bekanntschaften mit einander vor ihrer Verheirathung sind auch nicht selten einem gewissen Feuer der Liebe schädlich, mit welchem man in den Ehestand, in welchem die heißere Empfindung ohnehin nach und nach schwächer wird, treten sollte. Es ist einem Mädchen nicht zu verübeln, wenn sie bisweilen des langen Harrens müde wird. Nichts davon zu sagen, daß sie bisweilen eine Veranlassung haben möchte, eine zu früh gemachte Liebesbekanntschaft zu bereuen, weil ihr dieselbe an einer andern glücklichen ehelichen Versorgung hinderlich war. Freylich sollte sich der Liebende nie seine Wahl gereuen lassen; — aber wer möchte nicht bisweilen in Versuchung kommen, ein größeres Glück einem geringern, insonderheit alsdenn vorzuziehen, wenn wir in Ansehung dieses noch ferne von dem erwünschten Ziele sind, in dem uns jenes schon zum Genusse angebothen wird? Doch

dieser

dieser Wunsch möchte bey wahrhaft Liebenden kaum statt finden! Desto eher möchten sie es wünschen, ihre baldige Vereinigung mit einander zu befordern. Desto eher wäre vielleicht ein Mädchen geneigt, ihren Geliebten zu überreden, sie bald als seine Braut heimzuholen. Aber was würde es sie helfen, wenn er sich von ihr überreden ließe, ihre Wünsche zu erfüllen, da er sich vielleicht außer Stand sieht, sie und sich und einst seine Kinder hinlänglich zu ernähern? Es kommt im ehelichen Stande, wenn man in demselben vergnügt und glücklich leben will, bey weitem nicht allein auf die Liebe, sondern auch auf die Befriedigung der in demselben nothwendigen Bedürfnisse an. Dieses sahe auch Christine wohl ein, und darum hätte sie sich nie entschliessen können, aufs Geradewohl einen Mann aus blinder Liebe zu heirathen, ohne zu wissen, ob sie auch bey ihm hinlängliche Versorgung fände. Es war ihr, nach ihrer gesezten Denkungsart nichts lächerlicher, als die Schwärmereyen so mancher Liebenden und Heirathslustigen, „auch mit Brod und Wasser vergnügt leben zu wollen". Ich kann mirs wohl denken, — sagte sie oft, — daß manches Mädchen und mancher Jüngling aus lauter Liebe Hunger und Durst verliert, aber ich kann mirs auch nicht denken, daß die Liebe im Ehestande für Hunger und Durst hilft, und daß dieselbe die Wunderkraft besizt, über Mangel und

häus-

häusliche Sorgen wegen hinlänglicher Nahrung, zur Aufrechthaltung einer vollkommnen Zufriedenheit immer zu siegen. Lieber wollte ich also lebig bleiben, anstatt mich, wenn ich es voraussehen kann, in eine kummervolle Ehe zu begeben, und von der blosen Liebe zu zehren! — Ich verlange keinen Ueberfluß, aber ich möchte mich auch keinem Mangel, dem ich, wenn ich nicht blindlings einer Leidenschaft folge, entgehen kann, aussetzen. Doch wir müßen abbrechen, so gerne wir auch unsere Leserinen noch mit der Art, wie Christine in Hinsicht einer künftigen Verheirathung z. E. mit alten Männern ꝛc. ꝛc. dachte, bekannt machen möchten!

Etwas

Etwas von Heirathsanträgen: wie Christine von denselben dachte, und wie sie sich bey einem solchen Antrage verhielt. Christine wird Braut.

So viel es der bösartigen und feindseligen Wesen giebt, die in Ehen den Saamen der Uneinigkeit und des Mißverständnisses ausstreuen, so viel giebt es auch dienstfertige Geister, die sich damit beschäftigen, Bänder der Liebe zu knüpfen, und die sich zur Stiftung ehelicher Verbindungen, als Priesterinnen der Liebesgöttin gebrauchen lassen. Es wäre unbillig, wenn man nicht von manchen dieser Personen die gute Meynung haben sollte, daß es ihnen nur darum zu thun sey, sich durch die beabsichtigte Vereinigung zweyer Herzen ein Verdienst zu erwerben, und zu ihrem künftigen Glück etwas beyzutragen. Es ist auch ein wirkliches Verdienst, zu einer glücklichen Ehe etwas beygetragen und eine solche Verbindung gestiftet zu haben. Aber auf dieses Verdienst können bey weitem nicht alle Ehestifter und Heirathsmacherinnen Ansprüche machen, am allerwenigsten diejenige,

denen

denen es nur um den sognannten Kuppelpelz zu thun ist, und die wegen einem glücklichen oder unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen, in soweit dieselbe öfters vorausgesehen werden können, völlig unbekümmert sind. Anstatt des Dankes erndten solche Personen aber nicht selten und zwar nicht ganz unverdienter Weise, die Verwünschungen derjenigen ein, welche sich von ihnen in Ansehung ihrer Versicherungen für betrogen halten, und welche ihrem partheyischen und interessirten Werbungsgeschäfte auf die Spur gekommen sind. Allerdings ist es auch von solchen Personen, die Ehen stiften wollen, schlecht gehandelt, wenn sie bey diesem Geschäffte hinterlistiger und betrügerischer Weise zu Werke gehen, oder wenn sie aus Vorliebe zu einer Person, und um ihre Absichten befördern zu helfen, die andere mit falschen Hoffnungen, Erwartungen, ungegründeten Lobsprüchen und w. d. m. ist, täuschen! Allein wie oft ist dieses der Fall! Und wie nothwendig ist es daher, nicht jeder Heirathsmacherin zu trauen! Bey der Empfehlung dieser Vorsicht möchte ich meinen Leserinnen aber auch noch dieses sagen, daß sie solchen Personen, durch welche sie sich einem Manne antragen lassen wollen, nicht selber durch eine falsche Angabe des Alters, des Vermögens ꝛc. ꝛc. zu einer unrichtigen Empfehlung ihrer selbst, aus welcher zu seiner Zeit mancherley Verdrüßlich-

lichkeiten entstehen können, Veranlassung geben, oder sich von ihnen für Geld und gute Worte herausstreichen und loben lassen sollen. Denn, was hilft es Euch, Mädchen, wenn Ihr Euch durch Andere jünger,— schöner, reicher — und tugendhafter machen lasset, als Ihr wirklich seyd? Der Betrug muß doch endlich an den Tag kommen, und jemehr sich Eure Männer, die Euch wegen Euren vorgegebenen Vorzügen heirathen, von Euch versprachen, desto unzufriedener werden sie mit Euch seyn, wenn sie in ihren Hoffnungen betrogen wurden. Uiberhaupt scheinet Ihr mir, nach meinem Bedenken, auch nicht wohl zu handeln, wenn Ihr Euch bald diesem, bald jenem Manne empfehlen oder zur Ehe antragen lasset, und wenn Ihr einen Boten nach dem andern abschickt, der für Euch unterhandeln soll, insonderheit, wenn diese Boten solche Personen sind, auf deren Empfehlung wenig oder gar nichts ankommt. Es dünkt mich wider die weibliche Delikatesse zu seyn, dieses zu thun.

Nie wäre auch Christine zu bewegen gewesen, sich einem Manne antragen zu lassen, das heißt, einer Person den Auftrag zu geben, für sie und in ihrem Namen zu werben. Es war immer ein gewisses Gefühl der Schamhaftigkeit, welches sie davon abhielt. Wenn es auch nie ihre Absicht war, sich einem Manne aufdringen zu wollen,

wollen, so wollte sie doch dem Verdacht, welchen man deßwegen auf sie hätte werfen können, ausweichen. Da sie wohl wußte, daß dergleichen Geheimnisse, wie Heirathsanträge und Eheanerbietungen sind, nicht selten öffentlich bekannt werden, und am allerwenigsten oft von denjenigen verschwiegen bleiben, welchen sie in aller Stille, in der Hoffnung, und mit ~~aller~~ der Gelobung der Verschwiegenheit, anvertraut worden sind, so wollte sie sich nicht der Gefahr aussetzen, die geheimen Wünsche ihres Herzens der Schwatzhaftigkeit und Verrätherey gewisser Menschen Preis zu geben. Keineswegs kann man auch Christinen darum für stolz halten, weil sie bey solchen Anträgen befürchtete, eine abschlägige Antwort zu bekommen. Denn wenn diese auch an und vor sich selber, keineswegs allemal beleidigend ist, (darum, weil es bey einer ehelichen Wahl auf verschiedene Gründe ankömmt) so kann sie doch einem Mädchen, insonderheit alsdenn manche Beschämung verursachen, wenn sie um der Vernichtung ihrer Wünsche willen, manchen Spott und manches Urtheil über sie erfahren muß. Sie kann auch nicht wohl ohne eine gewisse Verlegenheit demjenigen begegnen, dem sie sich als Gattin anbieten ließ, und der sie als dieselbe, nicht annehmen wollte. Uibrigens wollen wir es in dieser Sache nicht übertreiben: aber eine Bemer-

kung, die Christine öfters gemacht haben wollte, müßen wir, weil sie uns nicht ganz unrichtig zu seyn scheint, unseren Leserinnen noch mittheilen, nämlich diese: „Daß Mädchen, welche dem männlichen Geschlecht mit ihrer Liebe gleichsam zuvorkommen, oft weit weniger ihre Absicht erreichen, als diejenige, welche es einem Manne, wo nicht zu schwer, doch nicht zu leicht machen, ihre Herzen zu gewinnen.“ Doch wir gehen weiter.

Philipp schien die erste Mannsperson gewesen zu seyn, welche auf Christinens Herz einen tiefern Eindruck gemacht hatte. Sie hatte ihn in dem Hause ihrer Herrschaft, wohin er bisweilen in den Diensten seines Meisters kam, kennen gelernt. Sein stilles, bescheidenes und gesittetes Betragen gefiel ihr sehr wohl. Sein Meister war sehr mit ihm zufrieden, und sie hörte ihn bald da und bald dort loben. Er begegnete ihr auch so freundlich und höflich, daß sie nicht umhin konnte, auch gegen ihn recht freundlich und höflich zu seyn. Er hatte ihr sogar einmal beym Weggehen die Hand gegeben. In ihrem Herzen regte sich eine Neigung gegen ihn, die sie sich selber nicht wegläugnen konnte. Indessen suchte sie dieselbe so viel wie möglich zu bekämpfen. Sie schien es auch, wenn er in das Haus ihrer Herrschaft in Geschäften kam, absichtlich zu vermeiden, öfters mit

ihm

ihm zu sprechen. Sie sagte keinem Menschen ein Wort von dem, was in ihrem Herzen vorgefallen war. Noch weniger hätte sie sich entschließen können jemand als eine Mittelsperson zur Erfüllung ihrer Wünsche zu gebrauchen, ~~der~~ nun dieselbe demjenigen, auf den sie gerichtet waren, zu entdecken. Auch Philipp, dessen Wünsche mit Christinens Wünschen sehr genau übereinstimmten, hatte es nie gewagt, ihr seine heimliche Liebe gegen sie zu offenbaren. Oft wollte er dieses thun, aber immer hielt er wieder an sich. Er schätzte Christine so hoch und liebte, sie so innig, daß er aus Furchtsamkeit und Blödigkeit seiner Liebe fürchtete, sie durch ein solches Geständniß zu beleidigen. Noch mehr aber fürchtete er sich vor einer abschlägigen Antwort. Da sichs Christine auch zum Vorsatz gemacht hatte, mit ihm nur über allgemeine Dinge zu sprechen, wenn es zwischen ihm und ihr zu einem kleinen Diskurs kam, so gab es auch nie eine Gelegenheit von Herzensangelegenheiten zu reden. Und doch waren ihm diese so wichtig, daß ihm das Schweigen hierüber je länger je unmöglicher zu werden schien. Er entdeckte sich also wegen seiner Neigung zu Christinen einer Anverwandtin, und diese billigte dieselbe nicht nur vollkommen, sondern sie pries ihn auch glücklich, wenn er dieses Mädchen zum Weibe bekommen würde. Daneben versprach sie ihm auch auf ihrer Seite alles zu

thun, seine Absichten befördern zu helfen, weil sie überzeugt wäre, daß er durch Christinen und Christine durch ihn glücklich würde. In acht Tagen — sagte sie zu ihrem Vetter, komme er wieder zu mir, und bis dahin hoffe ich ihm eine Antwort geben zu können. Es stunden aber kaum drey Tage an, als die Baase Philipps mit Christinens Mutter zufälliger Weise, in dem Wochenbette einer Anverwandtin zusammen kam.

In diesem gab es nun freylich keine Gelegenheit über Dinge, die noch geheim gehalten werden sollen, mit einander vertraut zu reden: indessen zeigte sich dazu doch eine Veranlassung bey dem Nachhausegehen. Philipps Baase hatte sichs vorgenommen, Christinens Mutter eine Strecke Weges nach ihrer Wohnung zu begleiten, und bey dieser Begleitung geschahe es, daß sie sich nach ihrer Tochter erkundigte, und durch die Frage: „ob sie noch keine Braut sey? sich den Weg bahnte, mit ihr darüber zu reden, wovon sie reden wollte, nämlich von Philipp. Wir übergehen, um nicht weitläuftig zu werden, das ganze Gespräch, welches bey dieser Gelegenheit zwischen diesen beyden guten und redlichen Weibern vorfiel, und merken nur dieses an, daß Lenore (so hieß Christinens Mutter) eine Heirath zwischen ihrer Tochter und Philipp in vielen Rücksichten für sehr gut

und

und zuträglich fand, und daß sie sich recht herzlich freute, wenn dieselbe zu Stande kommen sollte. Aber noch wußte sie es nicht, ob ihre Christine auch in dieselbe einzuwilligen Lust hätte: denn sie wollte ihr in diesem Punkte durchaus keine Gewalt anthun, und sie eben so wenig zu einer Heirath zwingen, als sie sich von ihr, wenn sie so unvernünftig und unüberlegt, wie manche Mädchen, gedacht hätte, — hätte zwingen lassen, eine ungeschickte Wahl gut zu heißen und zuzugeben. „Wie wär es, sagte Philipps Baase zu Leonoren, wenn sie ihre Tochter unter diesem oder jenem Vorwand zu mir schickte, um mit ihr selber über diesen Punkt, wovon wir so eben mit einander gesprochen haben, zu reden? denn es scheint sie etwas schwer anzukommen, dieses selber zu thun. Uiberlasse sie mir also dieses Geschäffte, sage sie aber ihrer Christine nichts von dem, was unter uns vorläufig hierüber, wenigstens in Rücksicht unserer Wünsche, ausgemacht worden ist. Dieser Vorschlag wurde auch von Lenoren gebilliget, weßwegen sie es ihrer Tochter wissen ließ, daß sie, wenn sie von ihren Geschäfften abkommen könnte, und wenn sie von ihrer Herrschaft dazu die Erlaubniß erhalten würde, in einem oder in ein Paar Tagen zu ihr kommen möchte. Sie kam, und ihre Mutter schickte sie unter dem Vorwand, der Baase Philipps etwas Geliehenes zurückzu-

geben, was sie nicht jedem anvertrauen wollte, zu derselben hin. Geschwind wollte sie nach verrichtetem Auftrage wieder weggehen, wurde aber überredet, etwas länger zu bleiben. Noch immer keine Braut? — sagte Philipps Baase zu ihr. Nein! antwortete Christine. Aber einen Geliebten hat sie doch — fuhr jene fort, den Sie vielleicht einmal gerne heirathen würde? — Ich wüßte nicht: wen! versetzte Christine, etwas verlegen und erröthend. „O! so bedaure ich, — erwiederte die Baase, meinen guten Vetter Philipp, der so viel auf Sie hält, und für dessen Geliebte ich Sie gehalten hätte, weil er so oft von ihr spricht. Er von mir? — sagte Christine, das kann ich kaum glauben! — Würde Sie es aber glauben, sprach die Baase, wenn ich Sie es auf mein Wort versicherte, daß er vor weniger als einer Woche sich nicht nur beynahe einen ganzen Abend mit mir von Ihr unterhalten, sondern, daß er auch gegen mich den Wunsch geäussert hat, Sie heirathen zu können? Ich habe auch gegen seinen Wunsch nicht das mindeste eingewendet: denn ich wünschte meinem Vetter selber ein so braves Mädchen, wie Sie ist, zum Weibe, und nach meiner Meynung könnte Sie auch durch ihn glücklich werden. Aber freylich kommt es jetzt darauf an, ob Sie sich entschließen kann, meines Vetters Wünsche zu erfüllen. Ich habe ihm da-

her, da er mir seine Herzensangelegenheiten mittheilte, weder eine gute Hoffnung gemacht, noch benommen. Aber das habe ich ihm versprochen und versprechen müßen, mich nach Ihren Gesinnungen hierüber zu erkundigen. Sage Sie mir also aufrichtig: „könnte Sie meinen Vetter lieb haben? und hätte Sie Lust, ihm Ihre Hand zu geben?“ Warum nicht? antwortete Christine. Ich habe immer viel auf ihn gehalten und jedes Mädchen glücklich geschätzt, welches ihn einmal zum Mann bekommen würde. So darf ich also — sagte die Baase — ihm vorläufig in ihrem Namen, in Ansehung seiner Wünsche, gute Hoffnungen machen? Nein! noch nicht! antwortete Christine: denn unerachtet ich keinen Anstand zu nehmen Ursache habe, diesem braven Manne mein Herz, welches keinesweges gleichgültig gegen ihn ist, zu schenken, so muß ich mich doch vorher über diese Sache mit meiner Mutter und meiner Herrschaft besprechen. Ich möchte mich durchaus in keine solche Verbindung einlassen, ohne wegen derselben diejenige Personen, denen ich alles Zutrauen und alle Aufrichtigkeit schuldig bin, und die es immer gut mit mir gemeynt haben, um Rath gefragt und ihre Einwilligung erhalten zu haben. Sie könnten es mir mit Recht übel nehmen, wenn ich ohne ihr Wissen und ohne ihren Willen, zu voreilig und eigenmächtig handelte.

Phi-

Philipps Baase konnte auch nicht umhin, Christinens Meynung und Vorsatz zu billigen, nur dieses bath sie sich von ihr aus, ihr, wo möglich bald, von ihrem Entschluß Nachricht zu geben, um den guten Philipp nicht zu lange warten lassen zu dürfen. Dieser durfte auch keineswegs allzulange warten. Noch an dem nämlichen Tage, als Christine von Philipps Baase nach Hause kam, fand sie bey einer Entschuldigung wegen ihrem etwas langen Ausbleiben Gelegenheit, mit ihrer Frau von dem; an sie geschehenen Antrag zu sprechen, und diese ermunterte sie, denselben ohne alles Bedenken anzunehmen, fragte sie aber auch zugleich, ob sie hierüber schon auch ihrer Mutter die gehörige Anzeige gemacht hätte? Auf eine beneinende, mit dem Wunsch verbundene Antwort, dieses morgen thun zu können, erhielt sie ohne Widerrede dazu die Erlaubniß, welche sie auch gleich am folgenden Tage Vormittags noch benützte. Christinens Mutter hatte gleichfalls nicht das mindeste gegen das, was ihr ihre Tochter anvertraut, und weßwegen sie sie um ihren guten Rath befragt hatte, einzuwenden. Vielmehr gab sie ihr ihre herzliche Freude darüber zu erkennen, wenn sie des braven Philipps Braut werden sollte. Sie gratulirte ihr auch im vorhinein und lobte sie, daß sie als eine kindliche Tochter ihrer Mutter ihr ganzes Vertrauen geschenkt hätte.

Wer konnte jetzt vergnügter seyn als Christine? Voll dieses Vergnügens eilte sie zu Philipps Baase hin und sagte ihr: „ich muß mein Wort halten, welches ich Ihr gegeben habe, Ihr eine baldige Antwort zu bringen. Meine Mutter und meine Herrschaft ist vollkommen zufrieden, wenn mich Philipp heirathen will! Und — ich bin damit am meisten zufrieden.“ Jetzt wurde von Philipps Baase auf den künftigen Sonntag eine dem Scheine nach zufällige Zusammenkunft in ihrem Hause veranstaltet, bey welcher beyde Heirathslustige einander selber den Eid der Liebe schwuren. Nun war also Christine durch ein zwischen ihr und Philipp geschehenes Herzensversprechen eine Braut, und wurde als dieselbe von ihrer Mutter und Herrschaft, nach vorangegangener Bitte um Einwilligung, von Seiten ihres Bräutigams, ohne alle Hindernisse und Widerrede erkannt und angesehen!

Christine täuscht ihren Bräutigam eben so wenig, als er sie mit falschen Hoffnungen und Erwartungen: oder etwas von leeren und ungegründeten Versprechungen und Versicherungen, z. E. in Ansehung des Vermögens und dergl., von verschwiegenen Schulden und von den Ursachen, warum manche Mädchen ihren Männern an Geld nichts zubringen können.

Es ist keine ungewöhnliche Frage, die man öfters von Freyern hört: „Wie viel hat dieses oder jenes Mädchen Geld?“ — Nach der Beantwortung derselben steigt oder sinkt auch der Barometer der Liebe. Ein Mädchen, das man zuvor liebenswürdig fand, findet man nicht mehr liebenswürdig, wenn sie kein oder nicht genug Geld hat; und um ein anderes, welches man sonst mit dem gleichgültigsten Auge betrachtet hatte, bewirbt man sich mit allem Eifer, aber nicht sowohl der Liebe und der herzlichen Zuneigung, sondern des

Eigen=

Eigennutzes wegen, der auf ihr Vermögen, welches sie besitzen soll, gerichtet ist. So wie nach der Gedenkungsart vieler Menschen der Mangel an Geld auch zugleich ein Mangel an Verdiensten und Vorzügen ist, so muß auch Geld und Gut öfters die Stelle wahrer Vorzüge und Verdienste bey der Wahl eines Weibes ersetzen. — Uibrigens aber giebt es auch der Männer noch viele, die nicht so denken und wählen, und zu diesen gehörte auch unser Philipp.

Daß er aber seine Braut nicht aus eigennützigen Absichten gewählt habe, beweist die Antwort, die er einem Freunde gab, welcher ihn fragte, wie viel Christine Vermögen besäße? — indem er zu diesem sagte: „das wisse er nicht!“ Wirklich hatte er sich auch, weil er nur für ihre Tugenden eingenommen war, darum nie erkundiget, und es war schlechterdings unmöglich, ihn zu überreden, daß er sich über diesen Punkt bald, entweder mit der Braut selber, oder ihrer Mutter, oder ihren Vormündern besprechen möchte. Er blieb darauf bestehen, daß er sich dazu durchaus nicht entschließen könnte, und daß er sie doch heirathen würde, wenn ste ihm auch nichts zubringen könnte. Unstreitig bewirkte dieser Vorsatz die wahrste, uninteressirteste Liebe zu seiner Braut, und eine solche Liebe ist auch gewiß mehr werth,

als diejenige, die mehr um Geld, als um Herzen wirbt. Indessen können wir bey dieser Gelegenheit doch nicht umhin, die Anmerkung zu machen, daß manche Liebhaber aus Leidenschaft oft zu wenig Uiberlegungen bey ihrer Wahl anstellen, und daß sie sich zu geschwind über manche Dinge wegsetzen, welche aber doch in Betrachtung gezogen zu werden verdienen. So wenig der eigennützige Liebhaber allemal nach Vernunft und Herz wählt, so wenig wählt auch derjenige Freyer allemal mit der gehörigen Uiberlegung, der bey seiner Verheirathung auf seine Lage und Umstände, in welchen ihm vielleicht doch Geld ein nothwendiges Bedürfniß ist, welches die Liebe allein nicht befriedigen kann, zu wenig Rücksicht nimmt. Uibrigens hat ein solcher Mann doch immer im Grunde gut gewählt, wenn er nur ein tugendhaftes und verständiges Weib gewählt hat, und wenn er auch bisweilen wünschen möchte, daß er durch sie einiges Vermögen in seine Hände zu einem vortheilhafteren und leichteren Betrieb seiner Geschäfte und seiner Handthierung bekommen haben möchte, so wird ihm dieser Wunsch doch nie zu einer Reue über seine Wahl Veranlassung geben, wenn er sonst mit ihr vergnügt lebt, und wenn er alle Ursache hat, mit ihr wegen ihren guten Eigenschaften als Weib und Hausmutter zufrieden zu seyn. In dieser guten Hoffnung lebte auch gewiß

unser

unser Philipp, und um derselben willen mag es auch geschehen seyn, daß er nie daran zweifelte, mit seiner Christine, wenn sie auch kein Vermögen hätte, doch glücklich und vergnügt zu leben.

Es war die aufrichtigste Versicherung, die er ihr bey jeder Zusammenkunft mit ihr als Bräutigam gab, wie glücklich er sich schätze, daß sie die Seinige werden sollte! Natürlich freute sich Christine über ein solches Bekenntniß der Liebe, welches sie auch mit den ungeheucheltsten Betheurungen von dem Gefühle ihres Glückes, ihn einst als Mann zu besitzen, erwiederte. Nimmermehr zweifelte sie an der Wahrheit der Versicherungen ihres Geliebten, (denn sie kannte ihn als einen zu ehrlichen Mann, als daß er sie je durch Schmeicheleyen täuschen würde;) aber bisweilen begegnete ihr doch der Gedanke, ob sich ihr Philipp durch die Verbindung mit ihr nicht zu viel versprechen möchte, was nämlich ihr Vermögen anbelangte? Da er selber sie hierüber noch nicht befragt hatte, so glaubte sie mit ihm davon reden zu müßen. Denn jemehr sie ihn liebte, und jemehr es ihr um seine ~~ihre~~ Liebe zu thun war, desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, aufrichtig gegen ihn zu handeln und ihm jeden Verdruß, den er einmal wegen getäuschten Hoffnungen empfinden möchte, zu ersparen. Christine handelte also

ehr-

ehrlicher und rechtschaffener, als manche Mädchen und ihre Eltern und Anverwandte zu handeln pflegen, durch welche nicht selten ein Bräutigam, in Ansehung dessen, was ihm seine Braut zubringen würde, schändlicher und arglistigerweise hintergangen wird: Man macht demselben nämlich um ihn zu überreden, ein Mädchen zu heirathen, die schönsten und vortheilhaftesten Versicherungen, die aber in der Folge nicht einmal halb erfüllt werden, und weil sie nur in leeren Worten und Brahlereyen bestunden, auch nicht erfüllt werden können. Da schwätzt manches Mädchen, um ihren Geliebten desto sicherer zu fesseln, demselben weis nicht was von dem vor, was er von ihr an Geld, an Kleidern, Kostbarkeiten und einmal auch an Erbschaften zu hoffen und zu erwarten hätte: aber er findet sich nicht selten bey diesem Vorgeben jämmerlich betrogen, und wenn es auf eine nähere Untersuchung der Sache ankömmt, so ist oft an alle dem nichts wahr, wessen er versichert worden ist.

Weit entfernt, daß sich Christine solche Unredlichkeiten, deren schlimme Folgen sie wohl einsah, hätte erlauben können, handelte sie vielmehr gegen ihren Bräutigam auch in diesem Punkte so, wie der ehrlichste und rechtschaffenste Mensch handeln kann und soll. Sie sagte es ihm gerade her-

aus

aus, daß er sich von ihrem Vermögen nur nicht zu viel versprechen solle. Es seyen nur ein Paar hundert Gulden, welche sie von ihrer Mutter neben einer kleinen Aussteuer als Heiratsgut erhalten würde. Aber noch etwas mehr als diese Summe besäße sie an während ihrer Dienstjahre ersparten Geldern, von welchen aber bey ihren gegenwärtigen Ausgaben, noch manches abgehen würde. Philipp verwunderte sich über das von seiner Brat angegebene Vermögen, welches zwar keineswegs groß, aber doch größer war, als er sich dasselbe gedacht hätte. Insonderheit bezeugte er gegen sie ein großes Vergnügen über ihr Erspartes, weil ihm dieses ein neuer Beweis seiner guten Meynung von ihr auch in Ansehung ihrer Klugheit, Genügsamkeit und Sparsamkeit war. Auch Christine fühlte sich jetzt um des von ihr zurückgelegten und durch Sparsamkeit erübrigten Geldes willen sehr froh: denn durch dieses erhielt ihr Heirathsgut einen beträchtlichen Zuwachs, der ihr um so schätzbarer war, da jenes ohnehin nicht groß war, und da sie, wenn sie auch gar kein Heirathsgut bekommen hätte, an die Stelle desselben doch ihr Erspartes hätte setzen können. Dieses erleichterte ihr jetzt auch manche Extraausgaben, die in dem Brautstande unvermeidlich sind, und wegen welcher viele Bräute, die sich nichts erspart haben, oft in große Verlegenheit kommen, wenn sie von ihren

Eltern

Eltern nicht unterstützt werden können. Sie versprach sich auch von ihrem erübrigten Geldchen im Ehestande selber manchen Vortheil, den ihr künftiger Mann bey seinen Geschäfften davon würde machen können, und betrachtete dasselbe als einen Nothpfenning, der ihm und ihr in Zeiten der Noth gut zu statten kommen könnte.

Ein solches Kapitälchen, wie sich Christine in ihrer Dienstzeit eins gesammelt hatte, könnten sich gewiß manche Mädchen sammeln, wenn sie sparsamer wären, als sie öfters sind, und wenn sie nicht den größten Theil ihrer Einnahmen als Dienstbothen, meistens nur auf die Kleidung, und zwar auf eine solche verwendeten, bey der es nur auf die Befriedigung der Eitelkeit, der Modesucht und eines kindischen Hochmuths angesehen ist. Aber wer mag solche Personen überzeugen, daß sie thöricht handeln? Sie glauben sich eben so standlich und schön kleiden zu müßen, wie sich diese oder jene kleiden, und büßen über ihrer Kleidersucht eben so wohl ihr Geld ein, wie es jene einbüßen. Sie wollen sich als galante und modisch gekleidete Mädchen bey Männern empfehlen, schrecken aber wegen ihrer Eitelkeit und Prachtliebe, nicht selten einen Mann, der vielleicht sonst geneigt gewesen wäre, sie zu heirathen, zurück. Nicht nur, daß sich derselbe von ihnen eben deßwegen, weil sie so viel Aufwand machen, wenig

oder

oder gar kein Geld verspricht, so befürchtet er auch, und zwar nicht ganz ohne Grund, ihrer Eitelkeit einmal solche Opfer bringen zu müßen, die er mit seinen Gesinnungen und mit seinen Einkünften nicht würde vereinigen können. Er denkt sich eitle und Pracht liebende Weiber als solche, die in einer Ehre zu vielem Verdrusse Anlaß geben können, und die auch schon manchen braven Mann ruinirt haben, und darum kann er sich nicht entschließen, ähnlich denkende Mädchen, weil es schwer halten würde, sie auf andere Gedanken zu bringen, zu heirathen. Ihr Mädchen seyd Euch also selber an einer glücklichen Verheirathung oft gerade dadurch hinderlich, wodurch Ihr Euch bey Männern empfehlen wolltet, ihnen zu gefallen. Möchtet Ihr es doch solchen Personen, die Erfahrung haben, glauben, daß Ihr durch alle Eure schönen und vielen Kleider und durch Euren Flitterstaat nimmermehr den Mangel eines Vermögens, wenn es auch nicht groß ist, ersetzen könnet! Es ist keinesweges eine Schande, ohne Verschuldung arm zu seyn, und kein Vermögen zu besitzen; aber wie wollen sich diejenigen, welche sich gar wohl etwas hätten ersparen können, wenn sie weniger verschwenderisch in ihrer Art sich zu kleiden, gewesen wären, gegen einen gerechten Vorwurf, den man ihnen machen kann, schützen? Können sie bey dem Uiberflusse, den sie zu haben

scheinen, ohne Selbstanklage und ohne Scham das Bekenntniß ablegen, daß sie arm seyen? Müßen sie es, insonderheit alsdann, wenn ein Freyer auch nach Geld fragt, nicht bereuen, alle ihre Einkünfte und Einnahmen nur auf Kleidungsstücke verwendet zu haben? Was nützen sie diese auch öfters, wenn sie in einen Stand kommen, in welchem dieselbe zu auffallend sind, so, daß sich der Kleiderstaat eines Weibes mit dem Beruf, den Einkünften, dem Ansehen und der Abhängigkeit eines Mannes kaum ohne Spott und Tadel vereinigen läßt? Recht gerne würden wir über diese Sache, in welcher es insonderheit in unsern Zeiten, in welchen auch unter den gemeinsten Ständen des Lebens eine allzugroße Uippigkeit einreißt, so sehr verfehlt wird, — mehr reden, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. Nur dieß sey uns noch erlaubt wiederholt zu sagen, daß manches Mädchen ihrem Bräutigam zuverläßig mehr Vermögen zubringen könnte, wenn sie in ihren Dienstjahren sparsamer gewesen wäre, und daß manche Eltern, die zu viel auf den Kleiderstaat und die Eitelkeit ihrer Töchter wenden, eben dadurch sich selber außer Stand setzen, ihnen ein Heirathsgut mitzugeben.

Aber wir kehren wieder zu unserer Christine und unserm Philip zurück. „Sie haben mir, sagte er zu seiner Braut, dadurch daß Sie mit mir von Ihrem Vermögen zu sprechen anfiengen, die natürlichste Gelegenheit gegeben, mit Ihnen auch von dem meinigen zu sprechen. Dieß will ich auch eben so aufrichtig thun, als Sie es gethan haben. Aber erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen nur wenig versprechen kann! Meine Eltern sind zwar nicht arm, aber sie können mir gegenwärtig nicht viel mitgeben. Was sich unser einer als Geselle verdienen kann, das wissen Sie vielleicht selber. Indessen habe ich mir doch etwas erspart, was allenfalls hinreichen möchte, manche nothwendige Unkosten gegenwärtig zu bestreiten. Meine Baase will mich auch unterstützen, und hat mir hundert Gulden versprochen. Ich soll auch von diesem guten Weibe einmal etwas erben. Allein um der Hoffnung des Erbens willen kann sich kein Mensch ein Vermögen zueignen. Was man nicht schon hat, kann man nicht, wenigstens mit Gewißheit, als sein Eigenthum ansehen. Ich möchte also weder auf die Erbschaft meiner Baase, noch meiner Eltern, die auch Gott so wie jene, lange beym Leben erhalten wolle! Häuser bauen. Viel werde ich Ihnen, meine liebe Braut, nicht zubringen können. Aber davon kann ich Sie auf

das ehrlichste versichern, daß ich keinen Kreuzer Schulden habe."

Wir übergehen die Fortsetzung dieses Gespräches zwischen Philipp und Christine mit Stillschweigen, um noch eine Anmerkung machen zu können, die uns sehr wichtig zu seyn scheint. Diese aber betrifft die von Brautleuten einander nicht selten verschwiegenen Schulden, und in Ansehung derselben möchte ich alle diejenige, welche dieses Buch lesen, so herzlich wie möglich warnen, sich doch auch in diesem Punkte durchaus keine Unredlichkeit nnd Zurückhaltung zu erlauben. Ich weiß zwar wohl, was manche Personen zu einem solchen Stillschweigen bewegen mag, dessen Ursache meistens nichts anders ist, als die Scham, sich zu entdecken, oder die Furcht, daß bey einem aufrichtigen und unverhohlenen Geständniß dieser Art, eine eheliche Verbindung, ehe sie vollzogen wird, rückgängig gemacht werden möchte. Mit diesen Ursachen vereiniget sich auch nicht selten die Hoffnung, die verschwiegenen Schulden nach und nach heimlich, ohne daß entweder der Mann, oder das Weib davon etwas erfahren würde, tilgen zu können. Allein eben diese Hoffnung ist es, mit der man sich am meisten täuscht. Wie will das Weib, welches oft nur so viel Geld unter

ihre

ihre Hände bekommt, daß sie mit demselben die nothwendigsten Ausgaben bestreiten kann, etwas erübrigen, um, ohne Wissen ihres Mannes, Schulden bezahlen zu können? Aber auch selber der Mann, der die Kasse führt, kann dieses bey dem besten Willen, öfters nicht thun. Seine im Ehestande unvermeidlichen, wenn auch noch sehr eingeschränkten Ausgaben, lassen es bisweilen nimmermehr zu, Lücken auszufüllen, die vor seiner Verheirathung gemacht worden sind. Er befindet sich oft in der peinlichsten Lage, um nicht verrathen zu werden, und am Ende geschieht es nicht selten, daß er sich selber verräth, oder verrathen wird. In diesem Falle aber geht es meistens nicht ohne Vorwürfe ab, welche ihm von seinem Weibe gemacht werden, und wenn diese auch schweigt, so muß er sich doch gewissermassen vor ihr schämen, daß er nicht aufrichtig gegen sie war, und es muß ihn, wenn er sie anders liebt, kränken, weil sie sich darüber kränkt, daß man wegen alten zu bezahlenden Schulden, an welchen sie keinen Theil hatte, nie auf einen grünen Zweig kommen kann. Wäre es also nicht besser, daß Brautleute, im Falle daß sie Schulden hätten, dieselbe einander aufrichtig gestünden, um sich durch die Verschweigung derselben in der Folge nicht manchem unvermeidlichen Verdruß und Vorwurf auszusetzen?

Ich möchte auch dieses noch sagen: „Wäre es nicht auch besser, wenn es manche Personen mit dem Heirathen noch so lange anstehen ließen, bis sie wenigstens ganz schuldenfrey in den Ehestand treten können? Denn es ist eine sehr häufige Erfahrung, daß angehende Eheleute, die nicht nur kein Vermögen, sondern auch noch Schulden dazu hatten, sich selten von ihrer Dürftigkeit erholt haben, und meistens ihr ganzes eheliches Leben unter mancherley häuslichen Sorgen und Verlegenheiten zubringen mußten.

Etwas von Christinens warmer und reiner Liebe zu ihrem Bräutigam, mit allerley nothwendigen Anmerkungen.

Unter den seligsten Empfindungen war unserer Christine seit der Zeit, als sie Philipps Braut wurde, jeder Tag verflossen. Warm schlug ihr Herz, so oft sie an ihn dachte. Freudig lief sie ihm entgegen, wenn er zu ihr kam und wenn sie ihn eine Zeitlang nicht gesehen hatte, so empfieng sie ihn noch herzlicher und inniger, als gewöhnlich. Was war auch natürlicher als diese Empfindungen? Und was ist natürlicher, als die Liebe eines Mädchens zu ihrem Bräutigam? Eine Braut und ein Bräutigam ohne Zärtlichkeit und warme Liebe ist das unnatürlichste Menschenpaar, welches in der Schöpfung neben einander stehen kann. Beyde hören auf, das zu seyn, was sie sind und seyn sollen, nämlich Liebende, — so bald sie gleichgültig gegen einander sind. Von kalten Brauttagen läßt sich gewiß kein warmer Ehestand erwarten. Schleicht sich in diesem, selbst zwischen

solchen

solchen Personen, die in ihrer ersten Liebe glutheis waren, nicht selten eine frostige Gleichgültigkeit ein — was kann man in der Folge von einem Brautpaar erwarten, welches gegen einander nicht viel zu fühlen scheint? Ganz gewiß wäre es oft besser, wenn sich solche Leute, anstatt sich wider ihre Neigung, doch trauen zu lassen, bey Zeiten sich wieder trennten, und einander verabschiedeten. Mag es doch seyn, daß durch eine solche Trennung der eine oder der andere Theil etwas, es sey viel oder wenig, — an zeitlichen Vortheilen verlieren würde, was hat dieser Verlust zu bedeuten, und wie kann derselbe in Vergleichung mit einer unzufriedenen und mißvergnügten Ehe je hoch angeschlagen werden? Was hilft einem Weibe alles Geld und Gut ihres Mannes, und seine reichliche Nahrung, seine Einkünfte und das Ansehen, in dem er steht, und was hilft einem Manne das Vermögen seines Weibes und ihre schöne Aussteuer, und was man sonst noch an ihr loben mag, wenn sich ihre Herzen zu einem gemeinschaftlichen frohen Lebensgenusse nicht vereinigen können? Und diesen Mangel der so nothwendigen Herzensvereinigung, wenn man mit einander glücklich leben will, kann man oft schon im Brautstande voraussehen. Wenn es auch ein möglicher Fall ist, daß sich manche Personen im Ehestande besser als im Brautstande ver-

stehen lernen, so ist es doch gewiß ein seltener und in vielen Rücksichten unwahrscheinlicher Fall. Schön und gut ists, wenn man Brautleute, an welchen man nicht eine öffentliche, doch eine heimliche Abneigung und Unzufriedenheit gegen einander bemerkt, in der Liebe wieder fester miteinander zu vereinigen sucht. Aber wer weiß es nicht, daß die Folgen solcher Bemühungen oft nur von kurzer Dauer sind? Besser wäre es also vielleicht öfters gethan, wenn man es zu solchen Personen, die doch nicht für einander geschaffen zu seyn scheinen, gerade heraus sagte: „Gehet lieber auseinander, als daß Ihr es zu einem Bündniß kommen lasset, durch welches Ihr doch nicht glücklich werden würdet, und welches Euch, wenn es auch nicht über kurz oder lang zu einer von Euch veranstalteten Auflösung desselben käme, doch immer gereuen würde."

Was die Schande anbelangt, die man von solchen Trennungen befürchtet, so mögen sich dieselbe Viele weit größer und bedeutender denken, als sie es wirklich ist. Ist es auch wirklich eine Schande, eine Verbindung aufzuheben, von der man sich durchaus nichts Gutes versprechen kann? Ist es vernünftiger oder unvernünftiger, einer unglücklichen Ehe durch eine Trennung im Brautstande vorzubeugen, oder es auf eine Trauung ankom-

ankommen zu lassen, welche ein unzufriedenes Leben am Ende, bisweilen doch eine Ehescheidung zur Folge hat?

Uibrigens ist es aber ferne von uns, denjenigen Recht zu geben, die in ihrer Liebe so veränderlich, wie ein Wetterhahn sind, und die sich eine getroffene Wahl oft in kurzer Zeit, und zwar ohne hinlängliche Gründe, wieder gereuen lassen. Was würde auch daraus entstehen, wenn man solchen Personen eine Trennung zu leicht machte, oder wenn man ihre Unbeständigkeit billigen und sie bey ihren veränderlichen Neigungen und Entschließungen unterstützen würde? Sie büßen oft verdienter Weise, ein zu geschwind gegebenes, aber nicht so leicht wieder zurückzunehmendes Versprechen, und werden durch die Schwierigkeiten, die sie bey ihrem Wünsche finden, ein geknüpftes Band wieder auflösen zu können, abgehalten, andere Liebhaber vielleicht auf die nämliche Art wieder zu beleidigen, wie sie den und jenen schon durch ihre Untreue und Unbeständigkeit beleidiget haben. Ungleich mehr Mitleiden verdienen diejenige, die zu einen ehelichen Versprechen wider die Neigung ihres Herzens überredet, oder wohl gar gezwungen worden sind, und wer wird solche Personen nicht bedauren, die sich in der Ehe, weil

sie mit Widerwillen in dieselbe treten, nicht viel vergnügte Tage zu versprechen haben? —

Doch wir kehren wieder zu unserer Christine zurück, von deren reiner und keuscher Liebe wir unsern Leserinnen einen Beweis zu geben, versprochen haben! Zu solchen Zeugen ihrer unbefleckten und tugendhaften Liebe können wir Euch auch um so ungehinderter machen, da Christine nie, wenn ihr Bräutigam zu ihr kam, wie es manche Mädchen und Bräute zu thun pflegen, die Thüre verriegelte, oder die Fensterumhänge vorzog, oder ihn zu nächtlicher Zeit heimlich ins schon verschlossene Haus einließ. Bey ihrem Umgange mit Philipp durfte sie keinen Zeugen scheuen und auch alsdann, wenn sie ganz allein bey ihm war, hatte sie nie Ursache zu erschrecken, wenn sie in der Nähe eine Menschenstimme oder den Schall eines Fußtrittes hörte. Rein wie der Abendhimmel an einem schönen heitern Frühlingstage war ihre jungfräuliche Seele, und in derselben spiegelte sich auch, wie der Mond in der Krystallquelle die unbefleckte Seele ihres Philipps zurück. Beyder Herzen waren fern von jedem unreinen Gedanken und von jeder unerlaubten Lust. Aus ihrem Munde floß nie ein Wort, welches auf irgend eine Art hätte mißgedeutet werden

for-

können. Wie Glut brannten allemal Christinens schamvolle Wangen, wenn ein unverschämter Witzling oder ein verbuhltes und freches Mädchen sie durch Anspielungen auf das Ehebette lachen machen wollte. Auch Philipp konnte dergleichen Scherze und Anzüglichkeiten durchaus nicht ausstehen. Mag doch manches Mädchen vielleicht darüber lächeln, daß sich Christinens Wangen selbst bey einem Kusse ihres Bräutigams noch rötheten: — mir ist diese Röthe der schönste Beweis davon, daß sie mit Küssen gewiß nie ein Alltagsspiel getrieben, und daß sie ihre Lippen und Wangen nicht jedem verliebten Thoren hingebothen hatte. Philipp war auch auf ein solches Mädchen stolz, von dem er überzeugt seyn konnte, daß er seine Küsse nicht entweiheten und von hunderten schon berührten und beleckten Lippen aufdrückte. Gerne würden wir uns bey dieser Gelegenheit über den Punkt der Küsse und des Küssens weiter einlassen, wenn wir nicht Ursache hätten abzukürzen. Nur dieses sey uns noch erlaubt zu sagen: „Ein Mädchen, welches sich von jedem küssen läßt, und Jeden wieder küßt, ist des Kusses keines wahrhaft Liebenden fähig und werth. — Ein Mädchen, welcher der Kuß eines Bräutigams etwas Alltägliches ist, hat schon mehr geliebt als sie lieben sollte, oder mit der Liebe ei-

nen Allgemeinhandel getrieben, bey dem ihr Herz an wahrer Liebsamkeit, so wie derjenige, der zuletzt um dasselbe warb, allemal etwas verlieren mußte. — Wie die Schamhaftigkeit einer Braut auch in Ansehung unschuldiger und erlaubter Liebesbezeugungen beschaffen ist, so ist auch meistens ihre Unschuld und Herzensreinheit beschaffen. —

Vielen Liebenden möchte ich auch den freundschaftlichen Rath geben, sich im Brautstande ja nicht mit einander zu vertraut zu machen! Zu dieser Warnung glaube ich auch um so mehr Ursache zu haben, da die Begriffe von den Rechten und Erlaubnissen derjenigen, welche sich die Ehe versprochen haben, nicht selten grundfalsch sind. Um eines gegebenen Eheversprechens willen glaubt mancher Bräutigam schon in die Rechte der Eheleute eingetreten zu seyn, und so beredet sich auch manche Braut, sich etwas erlauben zu dürfen und gefallen lassen zu müßen, was sie sich doch nicht erlauben und gefallen lassen sollte. Denn zwischen dem Ehe — und dem Brautstande ist noch ein großer Unterschied, und es ist weit gefehlt, daß Eheleute und Brautleute mit einander gleiche Rechte und Freyheiten genießen. Ich weis zwar wohl, aus welchem Grunde sich einige dieselbe zueignen wollen, nämlich aus dem

Grunde

Grunde des Vertrages einer ehelichen Verbindung, welche sie einander versprochen haben. Aber auf dieses Versprechen kommt es bey der Ausübung der ehelichen Rechte und Freyheiten bey weitem noch nicht allein an. Jenes muß erst obrigkeitlich bestättiget werden, ehe sie von diesen eine Anwendung machen können. Freylich können sie dieselbe auch eigenmächtig, aber nie ohne Gefahr für ihre Ehre, und ohne zu befürchtende Bestrafung und Beschimpfung machen. Wenn auch der unerlaubte Umgang eines Bräutigams mit seiner Braut nicht immer an den Tag kommt, so ist es doch eine gefährliche Sache, auf die Hoffnung des Verschwiegenbleibens einer unerlaubten Handlung loszusündigen. Denn wie oft ist der frühe und unerlaubte Genuß der Liebe im Brautstande schon entdeckt, bestraft und beschimpft worden? Glaube sich über eine solche Strafe und Beschimpfung, aus falschen Begriffen einer aufgeklärten Gedenkungsart, oder vielmehr aus Leichtsinn und Schamlosigkeit wegsetzen zu können, wer da wolle, man wird sich darüber doch nicht allemal wegsetzen können, wenn es zur Strafe selber kommt, und wenn man sich durch Verachtung, Vorwürfe und das Urtheil anderer wirklich beschimpft und gekränkt fühlt.

Oefters hatte Christine eine ihrer Nebenmägde, welche mit ihr in dem nämlichen Dienste einer Herrschaft stund, weil sie an ihr manches Unerlaubte in dem Umgange mit ihrem Bräutigam bemerkt hatte, gewarnt und sie herzlich gebethen, ihre Ehre nicht aufs Spiel zusetzen. Allein sie predigte tauben Ohren und wurde von dem leichtsinnigen Mädchen nur verlacht. Kunigunde (so hieß dieses Mädchen) dachte, wie viele Mädchen im Brautstande denken, daß man es nämlich in demselben nicht so genau nehmen dürfe. Kurz, sie wurde schwanger, ehe sie noch copulirt worden war, und kam sechs Monate nach ihrer Verheirathung ins Wochenbette. Natürlich mußte ihre frühe Entbindung Aufmerksamkeit erregen. So sorgfältig sie auch eine Zeitlang ihre Schwangerschaft zu verbergen gewußt hatte, so konnte sie bey einem vollkommen reifen Kinde, welches sie gebohren hatte, andern unmöglich glauben machen, daß ihre Niederkunft vor der gewöhnlichen Zeit erfolgt sey, und dieses um so weniger, da sie keineswegs kränklich und schwach, und da ihr auch kein Unfall zugestoßen war. Da ihr Gewissen selber wider sie zeugte, so konnte sie die Urtheile, welche über sie gefällt werden würden, voraus wissen, und sie müßte durchaus kein Ehrgefühl gehabt haben, wenn sie wegen denselben

ganz gleichgültig geblieben wäre. Schonte man ste gleich als eine Wöchnerin, durch manchen unterdrückten Vorwurf, den man ihr gerne gemacht hätte, und durch manches verschwiegene Urtheil über sie, welches in der Stadt herumgieng, so blieb ihr doch in den Reden, Mienen und in dem Betragen dieser und jener Person gegen sie, manches nicht unbemerkt, was sie wenigstens als einen geheimen Vorwurf, oder als eine gewisse Unzufriedenheit mit ihr deuten konnte. Sie vermißte in manchem Gesichte und manchem Glückwunsch diejenige harmlose Freude und herzliche Theilnahme, welche man sonst einer Wöchnerin wegen ihrer glücklichen Entbindung und wegen dem ihr geschenkten Kinde zu erkennen giebt. Es konnte nicht anders als kränkend und beschämend für sie seyn, daß die von ihr gewählten Gevattern, welche vornehmen Standes waren, nicht in eigener Person ihr Kind aus der Taufe heben wollten, da sie es ihr doch zuvor versprochen hatten. Auf manches unzufriedene Urtheil über sie, welches ihr in der Folge der Zeit doch zu Ohren kam, folgte auch noch wegen einer zu frühen Entbindung eine obrigkeitliche Geldstrafe, die ihrem Manne auferlegt wurde, und welche ihm und ihr um so weher that, da sie durch dieselbe in neue Unkosten versetzt wurden, und da durch sie ihr begangener Fehler

noch

noch bekannter wurde. Viele Umstände vereinigten sich, ihre Freude über ihr Kind zu vermindern, und sie den Schritt, welchen sie gethan hatten, schamvoll bereuen zu lassen, welches sie auch, weil sie nicht tugendhaft gehandelt, und ihre Ehre durch einen allzufrühen Genuß der Liebe, aufs Spiel gesetzt hatten, Ursache hatten. Nur die Länge der Zeit verminderte nach und nach mancherley Unannehmlichkeiten und Beschämungen, welche sie sich durch ihren Leichtsinn zugezogen hatten. Und doch wurde die Sache nie ganz vergessen, und man sprach selbst nach vielen Jahren noch von ihrem Frühkinde. —

Sollte also, meine Leserinnen, in Betrachtung dieses Beyspiels, zu welchem wir noch manches andere anführen könnten, nichts oder nicht viel an der Bewahrung der Keuschheit im Brautstande gelegen seyn? Sollte die Verletzung derselben für so gering angesehen werden, als sie von manchen angesehen zu werden scheint? Daß sie aber dieses nicht ist, davon hoffen wir Euch durch eine andere Erzählung dieser Art zu überzeugen.

Gretchen, ein sonst nicht sittenloses Mädchen, die aber nicht feste Grundsätze der Tugend genug hatte, und die äußerst reizbar war, hatte ihrem

Bräutigam, einem hübschen aber wohllüstigen Manne, schon zu viele Freyheiten erlaubt, als sie ihm, ohne Gefahr für ihre Tugend zu befürchten, hätte erlauben sollen. Lange sträubte sie sich gegen die letzte seiner schamlosen Liebesbezeugungen, endlich aber gab sie doch nach und glaubte nachgeben zu müßen. Wagenholz — (so hieß ihr Verführer: denn keinen andern Namen verdient er doch, als den Namen eines Verführers, ohnerachtet er ihr Bräutigam war) nahm, so oft Gretchen nicht in seine Wünsche willigen wollte, eine kalte Miene an, — und nun fürchtete das schwache Mädchen von ihm verlassen zu werden, ohne es zu bedenken, daß dieser Verlust seiner Liebe für sie ein Gewinn gewesen wäre. Er besaß auch ganz die Kunst, durch eine falsche Beredsamkeit sie nach manchem geleisteten Widerstand zu einer schimpflichen Uibergabe zu zwingen. „Wir sind ja — sagte er zu ihr, — Verlobte, und haben also das Recht, die Freuden der Liebe zu genießen: denn hoffentlich werden Sie es nicht glauben, daß unsere Rechte von der Copulation abhängen, welche ja nur eine Bestättigung unserer Verbindung ist. In ohngefähr zwey Monaten sind wir ohnehin mit einander ehelich verbunden. Auf einen frühern oder spätern Genuß unserer Liebe kommt es also nicht an. Es ist nur ein Aber-

glaube

glaube einfältiger Leute, die von den Rechten und Freyheiten der Brautleute anders denken. Uiber solche eingeschränkte Begriffe muß man sich, wenn man aufgeklärt denken will, wegsetzen.

Die Folgen des Umganges eines solchen leichtsinnigen Bräutigams mit Gretchen sind leicht zu errathen. Sie wurde schwanger, und zu eben der Zeit, da sie diese Entdeckung, welche sie aber verschwieg, machte, wurde Wagenholz gefährlich krank und starb nach einigen Wochen. — So sahe also Gretchen durch diesen unerwarteten Todesfall nicht nur auf einmal ihre Hoffnungen vereitelt, sondern sich auch einer unvermeidlichen Schande ausgesetzt. Unmöglich konnte ihre Schwangerschaft verborgen bleiben. und was man über dieselbe, da sie bekannt wurde, urtheilte, das können unsere Leserinnen leicht errathen. Man spottete nämlich der schwangern Braut und der Wittwe ohne Mann. — Nimmermehr können wir einen solchen Spott billigen, denn auch diejenige, die an ihrem Unglücke selbst schuld sind, verdienen Mitleid, und dieses kann mit dem Spotte über sie nicht bestehen. — Aber wir können auch Gretchen nicht in unsern Schutz nehmen. — Möchten doch die traurigen Folgen ihres Leichtsinnes, für den sie schwer und lange büßen mußte, von andern Mädchen zu ihrer Warnung benützt wer-

den! Mag es doch seyn, daß der erzählte Fall äußerst selten vorkommt, so ist er doch möglich, und eben deßwegen schon sollte kein Mädchen ihre Ehre, von deren Verlust so viel abhängt, durch einen unerlaubten Umgang mit ihrem Bräutigam aufs Spiel setzen. Doch verzeihet es mir liebe Leserinnen, daß wir Euch vor Ausschweifungen im Brautstande nur durch eine zu befürchtende Schande warnen wollen! Viele unter Euch denken gewiß zu tugendhaft, als daß sie erst durch die Folgen des Lasters zur Tugend ermuntert werden müßten. Euch würden wir also zu wenig zutrauen, wenn wir Euch nur vor Schimpf und Schande vor der Welt warnen wollten. Eure Liebe zur Tugend, Euer religiöser Sinn, Eure nie erbleichte Schamhaftigkeit, Euer wahres Ehrgefühl, Eure Hochachtung vor Euch selbst, die auch gewiß Andern Hochachtung gegen Euch einflößen wird, Eure Behutsamkeit im Umgange mit Mannspersonen, wenn diese auch über kurz oder über lang Eure Männer werden sollten, sind mir Bürge dafür, daß Ihr Euch nie werdet verführen lassen, und daß Ihr die Ehre nie verscherzen werdet, mit dem noch blühenden Kranz einer unbefleckten Jungfrau, wie unsere Christine vor den Altar zu treten, und Euer Versprechen der Liebe, mit einem schuldlosen und reinen Herzen öffentlich abzulegen!

Christinens Unterhaltungen mit ihrem Bräutigam; oder etwas von nothwendigen Uiberlegungen, Berathschlagungen und Entschließungen vernünftiger Brautleute. Am Ende etwas von Brautgeschenken und dergl.

Wenn Philipp und seine Braut zusammen kamen, so unterhielten sie sich gewöhnlich von ihrer bevorstehenden Verbindung. Es waren aber nicht blos süße Schwärmereyen und andere Spielwerke, insonderheit junger Brautleute, mit welchen sie sich beschäfftigten, sondern sie wußten auch ihren Umgang mit einander durch nützliche Gespräche lehrreich zu machen. So besprachen sie sich stundenlang mit einander davon, wie sie ihr Hauswesen so gut als möglich einrichten wollten; und bey dergleichen Gesprächen half immer eines dem andern auf gute Gedanken und Vorschläge.

Daß ohne Fleiß und Sparsamkeit von Seiten eines Mannes sowohl, als eines Weibes, keine Haushaltung bestehen und mit Ehren geführt werden könne, sahe Philipp eben so gut als seine Braut ein, und eben dieser Punkt war es, über welchen sie oft veranlaßt durch mancherley traurige Ehestandsgeschichten, mit einander sprachen. Wenn dann Philipp bisweilen die unglücklichen Ehemänner bedauerte, die wegen der Nachläßigkeit, Trägheit, Unüberlegsamkeit und Verschwendung ihrer Weiber, ihres angewendeten Fleißes und ihres sauren Schweises nicht froh werden, — und wenn Christine manches Weib wieder bedauerte, die bey aller Einsicht in die Haushaltungsgeschäfte, bey dem unermüdesten Fleiße und der sorgfältigsten Sparsamkeit, doch den Verfall eines Hauswesens darum nicht aufhalten kann, weil ihr Mann nachläßig in seinen Geschäfften und lüderlich ist: so faßten beyde einander zärtlich bey der Hand und versiegelten ihre Liebe durch das heiligste Versprechen, einander an ihrem gemeinschaftlichen Wohl nicht hinderlich zu seyn. Keine Mühe und keine Arbeit — sagte Philipp — soll mich reuen, dich, welche ich bald mein liebes Weib nennen werde, und unsere Kinder, wenn uns Gott welche schenken will, ehrlich und redlich zu ernähren. Allein ich bin es auch von dir überzeugt, daß du — —

und nun hielt er etwas inne und lächelte. Denn jetzt besann er sich erst und auf einmal, daß er mit seiner Brant in einer Sprache redete, welche nur im Ehestande üblich ist. Er verwandelte also sein vertrauliches Du plötzlich wieder in das höfliche Sie und bath um Vergebung. Christine aber ersuchte ihn aufs freundschaftlichste, mit ihr doch in diesem Tone fortzureden, weil sie sich ja an denselben nach und nach gewöhnen müßte. Du lieber guter Philipp — sprach sie zu ihm — sey es überzeugt, daß ich deine Erwartungen von mir gewiß nicht täuschen werde, und daß du eben so wenig über mich zu klagen, Ursache haben wirst, als ich fürchte, dir Vorwürfe machen zu dürfen.

Bey diesen Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit, welche die Grundlagen einer guten Haushaltung sind, fand Christine und ihr Bräutigam noch mancherley Veranlassungen, einander ihre Gedanken, Wünsche und gute Vorsätze in Ansehung der Einrichtung ihres Hauswesens mitzutheilen. Gerne würden wir auch unsere Leserinnen mit denselben bekannt machen, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. Wir können auch manches davon jetzt um so eher mit Stillschweigen übergehen, da wir in der Folge, bey dem häuslichen Leben Christinens,

von

von ihrer und ihres Mannes vernünftiger Gedenkungsart mehr zu reden, genug Gelegenheit haben werden. Indessen können wir uns doch nicht enthalten, unseren Leserinnen einen vorläufigen Beweis davon zu geben, wie rühmlich sich Christine in Hinsicht vernünftiger Gesinnungen und Uiberlegungen vor vielen Mädchen und Weibern, als Braut auszeichnete.

Weit entfernt von Eitelkeit und Prachtliebe, besprach sie sich oft mit ihrem Philipp, wie sie bey dem Anschaffen dessen, was zu einer Hauseinrichtung gehört, so sparsam als möglich zu Werke gehen wollten. Mit Zurücklassung alles Uiberflüssigen sollte nur das Nothwendige und Unentbehrliche angeschaft, und bey diesem alles Kostbare, Auffallende und Uibertriebene vermieden werden. Wenn es uns — sagte Christine öfters — nur nicht an der erforderlichen Bequemlichkeit und an den nothwendigen Dingen in einer Haushaltung fehlt, so geht uns nichts ab. In einem bürgerlichen Hause erwartet Niemand und kann Niemand eine sogenannte schöne und modische Einrichtung erwarten. Reinlichkeit und Ordnung soll unserer Wohnung die erste Zierde geben, und durch diese werden wir uns auch gewiß bey andern besser empfehlen, als diejenige, die ihrer

Eitel-

Eitelkeit und Prachtliebe oft so große und thörichte Opfer bringen. Denn ich kann mir nichts thörichteres denken, als wenn sogenannte ~~junge~~ gemeine Leute es der großen Welt gleich thun wollen. Aber solcher Thoren giebt es viele. Da will manche Dienstmagd, wenn sie sich verheirathet, eine solche Einrichtung in ihrem Hause treffen, wie sie in vornehmern Häusern üblich ist, und was manches bürgerliche Mädchen da und dort von schönem und modischem Schreinwerk und andern Hausgeräthen gesehen hatte, das will sie sich auch anschaffen. Alles soll, ohne Rücksicht auf Kosten und ohne Unterschied der Würde des Standes nach der Mode und dem neuesten Geschmacke, den man aber nicht selten doppelt theuer bezahlen muß, eingerichtet werden! — So wollen wir es aber, sagte Christine, nicht machen, und natürlich gab ihr Philipp darinn seinen Beyfall, und pries sich glücklich, ein so gesetztes, vernünftiges und sparsames Weib zu bekommen. Vermögens und

Von dieser ihrer vernünftigen Gedenkungsart können wir unseren Leserinnen auch noch andere Beweise anführen. Sie hatte gleich am Anfange ihrer Brautschaft dem über sein Vermögen zu freygebigen Philipp wegen den Geschenken, die sie von ihm erhielt, Vorstellungen, aber auf

eine

eine solche Art gemacht, daß sie nicht befürchten durfte, sein gutmüthiges Herz zu beleidigen. Insonderheit hatte sie sich auch von ihm in Ansehung derjenigen Präsente, welche an vielen Orten, kurz vor einem förmlichen Eheversprechen, und vor der Vermählung in Betref eines Brautkleides, und noch anderer Kostbarkeiten üblich sind, allen Aufwand eben so ernstlich als aufrichtig verbethen. Von dieser Gedenkungsart mag es freylich wenige Mädchen und Bräute geben, und vielleicht können sich diejenige, denen ihre Liebhaber nicht genug Geschenke machen können, und deren Erwartungen oft so schwer zu befriedigen sind, kaum des Lachens über die genügsame und bescheidene Christine enthalten. Mögen sie auch immer über dieses gute Mädchen spötteln und lächeln. So viel ist doch gewiß, daß Christine auch in Hinsicht solcher Brautgeschenke sehr vernünftig dachte. Denn durch dieselbe haben sich schon viele geschadet, und nicht nur das, was sie von ihren Eltern ererbt oder was sie sich erspart hatten, aufgeopfert, sondern auch nicht selten eine Schuldenlast auf sich geladen, welche sie in den Ehestand hineinbrachten, und welche sie oft in vielen Jahren nicht, und bisweilen nie, wenigstens ohne große Einschränkungen und Beschwerden, tilgen konnten. Zu spät bereuete oft manche Frau die Annahme

der von ihrem ehemaligen Bräutigam erhaltene Geschenke, wenn sie es erfuhr, daß er dieselbe entweder auf Kosten ihres zu erwartenden Vermögens ihr gemacht, oder daß er die Bezahlung derselben noch schuldig sey. So sieht sich auch mancher Bräutigam durch die glänzende Freygebigkeit seiner Braut bey seinem Unvermögen, ihre Geschenke zu erwiedern, in die größte Verlegenheit gesetzt. Er möchte nicht gerne hinter ihrer Großmuth zurück bleiben, und weil er sich des Geständnisses seines Unvermögens schämt, so entlehnt und borgt er Geld, und macht Gegengeschenke mit dem, was nicht sein eigen ist.

Mit schmerzhafter aber vergeblicher Reue lernten es viele erst im Ehestande einsehen, daß sie dasjenige Geld, welches sie im Brautstande auf allzuviele und kostbare Geschenke verwendet hatten, jetzt weit besser brauchen und nützlicher anwenden konnten, und daß ein erspartes Kapitälchen weit mehr Werth hätte, als alle Beweise ihrer verschwenderischen Liebe, von welcher sie einander durch kostbare Geschenke überzeugen wollten. Doppelt bereuet es mancher Mann, seine ehemalige Braut mit denselben überhäuft und ihr dadurch selber zur Eitelkeit und Prachtliebe Gelegenheit gegeben zu haben, insonderheit alsdenn,

wenn sie in der Folge der Zeit, immer neue Forderungen an ihn, zur Befriedigung ihrer eiteln und hoffärtigen Wünsche macht, wie dieses auch kein seltener Fall ist. Da wollen manche Weiber ihren angefangenen Kleiderstaat durchaus unterhalten wissen. Was schon etwas abgetragen ist, soll neu angeschaft werden. Oeftere Veränderungen der Kleidung verstehen sich nach ihrer Meynung — von selber, so oft sich die Mode verändert. Nie haben sie an dem, was sie wirklich schon besitzen, und vielleicht gerade deßwegen nicht genug, weil sie an demselben viel besitzen; es geht ihnen nach ihrer Einbildung noch immer etwas ab: und eben dieses vorgegebene und eingebildete Nothwendige macht wieder viele andere Dinge (um ihrer Kleidung ein anständiges und schickliches Verhältniß zu geben) und also auch viele Unkosten und Ausgaben nothwendig. Eine sehr natürliche Frage solcher Weiber wäre es freylich, ob ihre Wünsche und Forderungen auch befriediget werden könnten? Aber darum bekümmern sie sich nicht. Sie lassen ihre Männer sorgen und denken oft gar nicht daran, woher diese das Geld zur Befriedigung ihrer Eitelkeit nehmen sollen und können. Wenn sie es auch bey wenigem Nachdenken einsehen könnten, daß ein Mann bey ihrer Lebensart, ohnerachtet seines Fleißes und seiner guten Einnahme endlich

doch,

doch, weil er nicht für ihre Eitelkeit allein zu sorgen hat, zu Grunde gehen müße, so folgen sie doch aus Leichtsinn und falscher Ehrbegierde ihren thörichten Meynungen. Macht ihnen ein Mann auch die vernünftigste Gegenvorstellungen, so werden diese selten mit Ruhe und mit der gehörigen Uiberlegung angehört. Sieht er sich gezwungen, den Forderungen und Wünschen seines Weibes gerade zu widersprechen und ihren Willen nicht zu erfüllen, so darf er sich darauf verlassen, daß sie sich für beleidiget hält und daß sie, wenn sie ihm auch nicht öffentliche Vorwürfe wegen seiner Unhöflichkeit, seinem Geize ꝛc. macht, doch heimlich zürnt. Und so entstehen im häuslichen Leben wegen der Eitelkeit und Prachtliebe vieler Weiber vielhundert Verdrüßlichkeiten und Händel, die wieder zu vielen andern Unordnungen Gelegenheit geben und nicht selten den Ruin einer Familie zur Folge haben. Es sind die warnendsten Beyspiele, welche ich Euch, meine Leserinnen, hievon anführen könnte; da wir aber über diesen Punkt weiter unten, vielleicht noch einmal zu sprechen Gelegenheit finden werden, so begnügen wir uns damit, Euch noch einmal in Rücksicht einer vernünftigen Gedenkungsart, welche aller Eitelkeit, Prachtliebe und den hoffärtigen Entwürfen und Gedanken vieler Mädchen, Bräute und Weiber

entge-

entgegen gesetzt ist, unsere Christine ins Andenken zu bringen, der Ihr auch, wenn Ihr selber vernünftig denket, Euren Beyfall gewiß nicht werdet versagen können.

Fort=

Fortsetzung des vorigen: oder etwas über Hochzeitgastmale und Einladungen zu denselben.

Nachdem von unseren Liebenden der Monat und Tag ihrer Hochzeit festgesetzt worden war, so hielten sie es auch für nöthig, sich miteinander wegen einem an diesem Tage gewöhnlichen Gastmale zu unterreden. Daß ein solches Gastmal veranstaltet werden sollte, darüber waren beyde einerley Meynung. Sie wollten den Tag ihrer ehelichen Verbindung feyerlich begehen, und an der Freude, welcher sie sich an demselben überlassen wollten, sollten auch andere Personen Antheil nehmen. Aber unter diesen wollten sie nur ihre nächsten Anverwandte und vertrautesten Freunde zu Hochzeitgästen auswählen, und zwar aus wohl überlegten Gründen. Nach ihrer Meynung ließ sich von einer kleinen Hochzeitgesellschaft weit mehr Vergnügen, als von einer großen erwarten, in welcher Bekannte und weniger Bekannte unter einander gemischt sind, und in welcher man über

vielen

vielen Gästen keinen Gast recht genießen und sich mit ihm unterhalten kann. Bey ausgedehnten und weitläuftigen Invitazionen zu Hochzeiten geschieht es nicht selten, sagte Christine, daß sich manche, die nicht eingeladen worden sind, für beleidiget halten, und daß sie glauben, man verachte und geringschätze sie, weil man sie nicht zum Hochzeitmale gebethen, indessen man doch Andere, und zwar nicht blos nahe Freunde, zu demselben gezogen habe. Einem solchen Vorwurf aber können wir am besten ausweichen, wenn wir nur unsere nächsten Anverwandte und vertrautesten Freunde auf unser Hochzeitfest invitiren: denn alsdenn können sich diejenige, die weniger mit uns bekannt sind, über unsere Unfreundschaftlichkeit und Unhöflichkeit, wenigstens mit Recht nicht beschwerren. Unter unsern nächsten Anverwandten und Freunden aber soll keiner von uns vergessen werden; es müßte denn seyn, daß wir es voraussehen könnten, denselben durch eine Invitazion in Verlegenheit zu setzen. Indessen wollen wir doch bey solchen Personen eine Anfrage thun lassen, und diese können wir selber vielleicht alsdenn am besten thun, wenn wir uns, wie es gewöhnlich ist, als Brautleute ihnen vorstellen und uns ihrer Freundschaft aufs neue empfehlen.

Ich bin es auch, sagte Christine zu Philipp, von Ihnen überzeugt, daß Sie sich keines meines Anverwandten schämen und gegen dieselbe kalt seyn werden, so wie Sie es von mir überzeugt seyn können, — daß ich Ihre Freunde und Bekannte gebührend zu schätzen wissen werde. Denn ich weiß es, wie viel auf solche gegenseitige freundschaftliche Gesinnungen in Familien ankommt. Die Aermsten aus unserer Freundschaft sollen von uns nicht weniger geachtet werden, als die Reicheren und Angesehenen, und wenn Sie meiner Meynung sind, lieber Bräutigam, so schicken wir jenen an unserm Hochzeittage etwas in das Haus, damit sie sich an demselben im Andenken an uns etwas zu gut thun können. Doch lassen Sie mich, fuhr Sie fort, auf unser Hochzeitmal wieder zurückkehren, und noch weiter mit Ihnen von demselben reden. Es bleibt also, (nicht wahr?) dabey, daß wir unsere Hochzeitsgesellschaft so viel wie möglich einschränken wollen? Dieser Entschluß scheint mir auch um anderer Gründe, als um der schon angeführten willen, für uns und andere vortheilhaft zu seyn.

Sie können es kaum glauben, in welche Verlegenheit manche Personen durch eine Hochzeiteinladung gesetzt werden. Denn wenn sie auch gerne Anderen eine Ehre und Gefälligkeit erweisen

wolk-

wollten, so scheuen sie doch öfters die Kosten eines Hochzeitgastes, welche auch keineswegs gering sind. Wir ersparen ihnen also, indem wir sie nicht zu unserm Hochzeitmal einladen, nicht nur die Verlegenheit wegen solcher Ausgaben, sondern auch wegen einer abschlägigen Antwort, die sie uns in Hinsicht jener zu geben gezwungen seyn möchten. Auch soll uns Niemand den Vorwurf machen, daß wir unverständig und unverschämt seyen, welchen Vorwurf sich diejenige Brautleute, die es auf eine weitläuftige Hochzeit antragen, öfters insonderheit von denjenigen ihrer geladenen Gäste, gefallen lassen müßen, die mit ihnen nur in der entferntesten Bekanntschaft und Freundschaft stehen.

Eine kleine Hochzeitgesellschaft, sagte Christine weiter, wird auch für uns selber vortheilhafter seyn. Fälschlich bereden sich viele Brautleute, durch eine vermehrte Anzahl ihrer Hochzeitgäste ihre Hochzeitgeschenke zu vermehren. Daß dem aber nicht also sey, habe ich schon von mehrern Eheleuten gehört, und erst ohnlängst gab mir eine Freundin aus ihrer eigenen Erfahrung den Rath, ja kein weitläuftiges und kostbares Hochzeitmal zu veranstalten. Ich habe, sagte sie zu mir, geglaubt, wenn ich viele Personen auf meine Hochzeit laden würde, auch recht viele und reichliche Geschenke zu erhalten. Nun bin ich zwar von allen meinen Hochzeitgästen beschenkt und von

manchen reichlich beschenkt worden; aber ich habe von diesen Geschenken nach Abbezahlung der mir und meinem Manne von dem Wirth gemachten Zeche, kaum eine Kleinigkeit zurück behalten können. Ich weiß auch, daß manchen Brautleuten ihre erhaltenen Geschenke nicht einmal zureichten, die Unkosten für ihr Hochzeitmal abzutragen. Sie mußten von ihrem eigenen Gelde noch etwas darauf geben. Du scheinst dich darüber zu verwundern — aber ich hoffe dir die Sache doch begreiflich machen zu können. Du weißt, daß ein Hochzeitpaar nicht immer mit baarem Gelde, sondern auch mit andern Dingen beschenkt wird, welche theils zur Hauseinrichtung, theils zur Proviantirung der Küche und Speisekammer, theils wohl gar zur Zierlichkeit und zum Uiberflusse gehören; aber um eben dieser Art der Geschenke wegen, die freylich (das Entbehrliche und Minder-nothwendige ausgenommen) auch nützlich und brauchbar sind, geht ihnen doch öfters etwas an baarem Gelde ab, was sie bey der Bezahlung eines Hochzeitmales um so mehr in Verlegenheit setzt, wenn die Kosten für dasselbe weit über ihre Erwartung gehen: wie dieses auch kein seltener Fall ist. Du würdest dich wundern, wenn du einen solchen Hochzeitconto lesen würdest. Da kommen in demselben neben den gewöhnlichen Berechnungen für Speisen und Getränke, wegen welchen man mit

dem Gastgeber schon vorher übereingekommen ist, noch viele Nebenunkosten vor, an die man nimmermehr gedacht hätte. Es reichen oft zwanzig, dreyßig und mehr Gulden nicht hin, die man über die erwartete Zeche bezahlen muß, und je größer eine Hochzeitgesellschaft ist, desto höher belaufen sich gewöhnlich solche Extraausgaben, die der Wirth bald mit Recht bald mit Unrecht in die Rechnung bringt. Darf man sich also wundern, wenn manchen Brautleuten, insonderheit solchen, die es auf ein weitläuftiges und köstliches Gastmal antrugen, von ihren erhaltenen Geschenken oft wenig oder nichts übrig bleibt? Nicht selten werden sie auch so sparsam beschenkt, daß ihre Einnahmen mit ihren Ausgaben für einen Gast kaum das Gleichgewicht halten. Wenn sie aber auch von einigen ihrer Hochzeitgäste reichlich beschenkt werden, so ist dieser Uiberfluß oft weiter nichts, als ein Ersatz dessen, was ihnen entweder an kärglichen Geschenken abgieng, oder an solchen Gaben, die nicht in baarem Gelde bestunden, welches für sie zur Bezahlung ihrer Hochzeitunkosten doch beynahe unentbehrlich ist. Jedes Geschenk, wenn es auch noch so gering ist, verdient zwar allemal den Dank dessen, der es empfieng, und an diesem Danke sollte es auch kein Brautpaar fehlen lassen. Es ist immer unverschämt zu sagen, daß man zu wenig von dieser oder jener Person geschenkt

schenkt bekommen habe, unerachtet es auch wahr ist, daß manches Geschenk darum nothwendig etwas für uns an seinem Werth verlieren muß, weil wir uns dasselbe gleichsam erkauft haben, wie dieses der Fall bey Brautleuten ist, die Andere für ihre Geschenke bewirtheten und die darum ein Geschenk oft nicht hoch anrechnen zu dürfen, insonderheit alsdenn glauben, wenn dasselbe nicht größer oder nicht viel größer ist als ihre gehabte Ausgaben für die Bekostung ihres Hochzeitgastes. Indessen muß man doch auch in Ansehung solcher sparsamen Geschenke billig denken, und es überlegen, daß sie, wenn sie auch nicht zu unserm großen Vortheil ausgefallen sind, doch unsern Dank verdienen, weil wir Andere durch eine Invitazion zu unserer Hochzeit — zu Unkosten, die ihnen vielleicht schwer fielen, veranlaßt haben. Wenn wir eben diese Personen nicht eingeladen hätten, so wären wir von ihnen vielleicht doch beschenkt worden, und dann wäre aller Vortheil auf unsere Seite gefallen, wie solche Geschenke, wenn sie auch nicht groß sind, allemal denjenigen Brautleuten ganz zu gut kommen, die nicht erst, nachdem sie beschenkt worden sind, für ihre Gäste bezahlen dürfen. Es ist ein eigener Gewinn, den sie den Tag nach ihrer Hochzeit von der Freygebigkeit und Freundschaft solcher Geber machen können,

nen, und sie können die Geschenke, welche sie von denselben erhalten, ganz als ihr Eigenthum ansehen. Ohne Zweifel würden auch manche Personen zu einem reichlichern Geschenke für angehende Eheleute sich bereitwillig finden lassen, wenn sie von den nothwendig zu ersetzenden Unkosten für ein Brautmal verschont blieben, durch welche meistens ihre Freygebigkeit, um nicht zu viel Geld auf einmal auszugeben, eingeschränkt wird. So weit sprach Christinens Freundin, die sich zugleich alle Mühe gab, dieselbe zu überreden, ihr Hochzeitmal ja so viel wie möglich einzuschränken.

Zu diesem Entschlusse hatte auch Christine noch andere Gründe, die sie ihrem Bräutigam mittheilte, und unter welchen sie ihn hauptsächlich darauf aufmerksam zu machen suchte, daß solche Brautleute, die ein weitläuftiges Hochzeitmal veranstalten, nicht selten von andern wieder zu ähnlichen Feyerlichkeiten aufgefordert und gebethen werden. Es war kein unvernünftiger Schluß, den sie machte, daß man solchen Aufforderungen ohne Unhöflichkeit kaum ausweichen könne, weil eine uns von andern erwiesene Gefälligkeit und Ehre von unserer Seite wieder eine solche nothwendig mache. Sie hatte auch recht, wenn sie sagte, daß angehende Eheleute in diesem Falle, oft in

kurzer

kurzer Zeit die von ihren Hochzeitgästen erhaltene Geschenke wieder zurück bezahlen müßten. Nach ihrer Meynung war es zwar eben so unvermeidlich als billig, Geschenke mit Geschenken bey vorfallenden Gelegenheiten zu erwiedern, aber es war auch der Klugheit und Sparsamkeit gemäß, der Nothwendigkeit größere Geschenke zu geben, vorzubeugen. Und dieser Nothwendigkeit glaubte sie z. E. bey Hochzeitgeschenken, dadurch am besten entgehen zu können, wenn sie andern weniger bekannten Personen durch eine Einladung auf ihre Hochzeit keine Unkosten verursachte, um diese zu seiner Zeit nicht wieder bey ähnlichen Gelegenheiten ersetzen zu müßen. Durch diese und andere Gründe fehlte es ihr auch nicht, ihren Philipp, der ohnehin kein Freund von großen Gesellschaften war, und allen Aufwand zu vermeiden suchte, zu bereden, ihr Hochzeitfest so sparsam wie möglich und nur im Zirkel der nächsten Anverwandten nebst einigen andern ihnen schäzenswerthen Personen zu begehen.

Etwas von Ehecontrakten. Ein Ehecontrakt ohne seines gleichen.

Gegen keine derjenigen eingeführten Gewohnheiten und Formalitäten, denen sich Brautleute unterwerfen müßen, hatte Christine mehr einzuwenden, als gegen die Abschließung eines Econtrakts. Ihr schien diese Formalität durchaus nicht nothwendig zu seyn. Es versteht sich von selbst, sagte sie oft, daß das, was ich als Eigenthum besitze, demjenigen, dem ich mein Herz geschenkt habe, zu gute komme. Meine Ehrlichkeit ist ihm auch gewiß Bürge dafür, daß ich ihm weder mehr noch weniger verspreche, als ich ihm versprechen kann und soll. Er kann sich also an mein Wort, dem es auch nicht an der Bestättigung Anderer fehlen wird, eben so zuversichtlich halten, als ich mich auf das seinige werde verlassen können. Denn hoffentlich werden sich Brautleute nicht betrügen, und es mit einander unredlich meynen."

So dachte Christine nach ihrem redlichen, truglosen Sinne, und so dachte auch ihr eben so gerader und redlicher Philipp. Indessen ließen sie sich doch überzeugen, daß ein solcher durch eine gerichtlich bestättigte Person abgefaßter Ehecontrakt nothwendig sey, und wenn sie auch manchen Grund, den man ihnen zum Beweise dieser Nothwendigkeit anführte, nicht recht, nach ihrer Art zu denken, begreifen und noch weniger denselben auf sich selber anwenden konnten, so sahen sie es doch ein, daß sie sich einer allgemeinen Gewohnheit unterwerfen müßten, und daß durch eine gerichtliche Sanktion ihre Versprechungen noch mehr bestätiget werden würden. Ehe aber dieser Ehecontrakt abgeschlossen werden sollte, unterredete sich Christine noch einmal mit ihrem Bräutigam in Beyseyn seiner und ihrer nächsten Anverwandten und Freunde, über die nothwendigsten Punkte desselben: und bey dieser Gelegenheit gaben die Brautleute sowohl, als ihre Verwandte die ehrlichsten und uninteressirtesten Gesinnungen zu erkennen.

Weit entfernt einander durch falsche Hoffnungen und Versprechungen zu hintergehen, wurde Alles genau und redlich angegeben, was eines von dem andern zu erwarten hätte. Anstatt daß Philipp, wie es mancher Bräutigam thut, um

seine Christine gleichsam gehandelt und sich, wenn er sie zur Ehe nehmen sollte, dieses und jenes, oder so und so viel ausbedungen hätte, so ließ er sich in der Uiberzeugung, daß er es mit ehrlichen Leuten zu thun habe, nicht nur mit dem begnügen, was ihm von der Mutter und den Vormündern seiner Braut in Ansehung ihrer Ausstattung und ihres Heirathgutes, zugesichert wurde, sondern er redete auch Leonoren (so hieß Christinens Mutter) zu, daß sie insonderheit als eine Wittwe, die noch einige unversorgte Kinder hätte, sich nicht zu sehr entblößen solle. Er dachte also gewiß nicht eigennützig und handelte gewiß ganz anders, als so manche Männer zu handeln pflegen, von denen man es um ihrer interessirten Gedenkungsart willen, beynahe vermuthen möchte, daß es ihnen mehr ums Heirathgut und andere Vortheile, als um ihre Braut zu thun sey. Ja noch mehr — Philipp machte sogar den Vorschlag, daß, wenn seine Christine ohne Kinder sterben sollte, er einen Theil ihres eingebrachten Vermögens an ihre Geschwister zurückbezahlen wolle.

Aber indem er dieses sagte, schwieg er auf einmal still, und man bemerkte eine Thräne in seinem Auge. Er gab Christinen darauf seine Hand, drückte die ihre fest, blickte mit nassen

Wim-

Wimpern gen Himmel und sagte: „Ach wolle uns doch Gott lange des Glückes unsrer Liebe froh werden lassen! — Christine sagte weinend, ach Ja! wollte weiter reden und konnte nicht.

Einige Tage darauf wurde der Ehecontrakt geschlossen, von dem wir weiter nichts zu erwähnen haben. Desto aufmerksamer aber möchten wir unsere Leserinnen auf einen andern Ehecontrakt machen, den Philipp für seine Braut aufgesetzt hatte. Hier folgt derselbe, so wie er nach dem Tode Christinens in einem Kästchen ihres Kleiderschrankes von ihres und ihres Mannes Hand unterschrieben, gefunden wurde!

„Da wir uns mit Bewilligung unserer El„tern, Verwandten ꝛc. ꝛc. entschlossen haben, ein„ander zu heirathen, und unser Eheversprechen „nächstens durch die Hand des Geistlichen versie„geln lassen wollen, so müßen wir vorerst noch „einmal unser Versprechen „daß wir uns einan„der herzlich lieb haben, und mit unverrückter „ehelicher Treue einander ergeben bleiben wol„len:“ wiederholen und bekräftigen. Ich versi„chere Sie also, meine liebe Braut, Jungfr. Chri„stine **, so wahr mir Gott helfe und sein hei„liges Evangelium! — der aufrichtigsten, unge-

„theil-

„theilteſten und unveränderlichſten Liebe, welche „ein Ehemann ſeinem Weibe ſchuldig iſt.

Nach dieſen Worten ließ Philipp auf ſeinem Concept einen Platz leer, den Chriſtine mit folgender Verſicherung ausfüllte:

„Auch ich werde Ihnen, mein lieber Bräutigam „Philipp * * immer und bis in den Tod, mit „einer zärtlichen, treuen und thätigen Liebe, „als Ihre künftige Gattin ergeben bleiben. Mein „Herz ſagt Amen und der Himmel ſoll Zeuge „meines Verſprechens ſeyn!

Weiter lautete es in dieſem Ehecontrakt alſo:

„Da unſere gegenſeitigen Verſprechungen ei„ner wahren ehelichen Liebe keinen feſten Grund „hätten, wenn unſer Betragen im Eheſtande ſo „beſchaffen wäre, daß durch daſſelbe nothwendig „unſere Liebe erkalten, oder wohl gar in Feind„ſchaft und Abneigung verwandelt werden müß„te; ſo müßen wir uns auch Tugenden ver„ſprechen, und dieſelbe, wenn wir unſerer eheli„chen Liebe eine Feſtigkeit geben und unſer häus„liches Glück ſicher ſtellen wollen, zu Grunde le„gen.

„gen. Ich verspreche Ihnen also, mein künfti=
„ges geliebtes Weib, alle meine Pflichten, die
„mir als Gatten, Vater und Hausherrn obliegen,
„getreulich zu erfüllen, wozu mir Gott seine Gna=
„ge geben wolle! —

Hier war wieder ein leerer Platz übrig gelassen, auf welchen Christine folgendes schrieb:

„Gott sey mein Zeuge, daß ich nur in der
„Erfüllung meiner Pflichten meine Ehre und mein
„Glück suchen, und durch dieselbe allein mich der
„Liebe meines künftigen Gatten immer würdiger
„zu machen, beflissen seyn werde.

Weiter hieß es also:

„In Ansehung dessen, was ich als Eigen=
„thum besitze, sichere ich Ihnen meine liebe Braut,
„vorläufig ein gutes Herz, welches mein grö=
„ster Schatz ist, und neben demselben zwey andere
„Goldstücke zu, welche uns Zeitlebens hinläng=
„lich ernähren werden: nämlich das Goldstück des
„Fleißes und der Sparsamkeit, welche Tugenden
„ich zur Erwerbung, Erhaltung und Vermeh=
„rung eines Vermögens stets auszuüben beflissen
„seyn

„seyn werde. Daneben zweifle ich auch nicht,
„daß ich mich von Ihrer Seite, meine liebe Braut,
„auf den Schatz eines guten Herzens mit Zuver-
„läßigkeit werde verlassen können, und daß Sie
„zu meinen Goldstücken auch die kostbaren Perlen
„Ihres Fleißes und Ihrer Sparsamkeit zu legen,
„und so unsern gemeinschaftlichen Schatz erhalten
„und vermehren helfen werden.

Christine schrieb auf den hinter diesen Worten leer gelassenen Platz folgendes:

„Ein gutes Herz, welches wir uns einander
„zubringen wollen, sey mein und Ihr größter
„Reichthum! Verlassen Sie sich lieber, fleißiger
„und sparsamer Bräutigam, auf ein arbeitsames
„und haushälterisches Weib, welches Sie gewiß
„in Ihren Tugenden nachahmen wird!

Weiter lautete es in diesem Ehecontrakt also:

„Was unsere gegenseitige Rechte anbelangt,
„so entsage ich jeder andern Herrschaft über meine
„Gattin, als derjenigen, welche sich auf Liebe
„und Vernunft gründet. Ich verlange von mei-
„nem künftigen Weibe keinen blinden Gehorsam,

„sor-

„sondern nur diejenige Folgsamkeit, welche aus
„einer gegenseitigen Liebe von selber entspringt,
„und welche die Folge einer vernünftigen Geden-
„kungsart ist. In der gewissen Uiberzeugung von
„Ihrer guten und vernünftigen Gedenkungsart
„zweifle ich auch nicht daran, daß mein Wil-
„le der Ihrige seyn werde, so wie Ihr Wil-
„le der meinige seyn soll. Bey gemeinschaft-
„lichen Unterredungen und Uiberlegungen dessen,
„was das Wohl unsers Hauses anbelangt, wird
„sich auch unser Wille leicht vereinigen lassen,
„insonderheit alsdenn, wenn wir uns entschließen,
„nur der Stimme der Vernunft im Gegensatze
„des willkührlichen Befehlungsgeistes, des Eigen-
„sinnes und der Leidenschaft Gehör zu geben und
„mit der ruhigsten Vernunft alle Gründe für und
„gegen eine Meynung abzuwägen. Wer von
„uns die meisten und einleuchtendsten Gründe auf
„seiner Seite hat, dessen Willen soll sich der andere
„Theil unterwerfen: und ich schäme mich in jenem
„Falle, so wenig, mein künftiges geliebtes Weib!
„Ihrem Willen zu folgen, daß ich Ihnen viel-
„mehr hiemit volle Freyheit gebe, mich, wenn
„ich irren sollte, freundschaftlich zu belehren, zu
„warnen und zu Recht zu weisen. Daneben ver-
„spreche ich mir aber auch von Ihnen alle Folg-
„samkeit in Rücksicht dessen, was ich mit Recht

„und

„und Grund fordern und von Ihnen erwarten
„kann.

„Nichts ist vernünftiger uud billiger als die-
„Forderung! Dieses unterschreibet mit wahrer
„Hochachtung vor ihrem künftigen Manne

Christine **

Noch folgten in diesem Ehecontrakte zwölf andere Punkte, von welchen wir aber nur folgende, und zwar ohne die Anmerkungen, welche Christine denselben beyfügte, anführen wollen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

„Ohne gegenseitiges Zutrauen — schrieb Phi-
„lipp weiter in seinem Ehecontrakt — findet kei-
„ne wahre eheliche Freundschaft und Liebe statt.
„Wir wollen also alles vermeiden, was unser Zu-
„trauen gegen einander durch die Bemerkung ei-
„ner erkalteten Liebe, oder durch die Entdeckung
„eines nicht ganz aufrichtigen Betragens, so wie
„eines gewißen Selbstinteresses, schwächen könn-
„te. Dagegen wollen wir uns immer mehr Zu-
„trauen gegen einander zu erwerben suchen, da-
„dadurch daß wir uns tägliche Beweise geben,
„wie redlich und aufrichtig wir es mit einander
„meynen, oder daß wir bey allem unserm Thun

„und

„und Lassen nur einen Zweck vor Augen ha-
„ben: nämlich die Beförderung unseres gemein-
„schaftlichen Wohls.

„Sollte es je möglich seyn, daß wir in un-
„serm Ehestande mit einander uneins würden, so
„wollen wir uns, anstatt mit einander heimlich
„oder öffentlich zu zörnen, oder wohl gar bey an-
„dern Personen über einander Klagen zu führen,
„lieber so bald als möglich zur Rede stellen,
„und das, was eines an dem andern zu tadeln
„hat, oder wodurch es sich für beleidiget hielt,
„uns ohne Zurückhaltung, aber auch ohne Hitze,
„ins Gesichte sagen, und es uns auch zur heilig-
„sten Pflicht machen, uns vor Abend noch mit
„einander zu vergleichen und auszusöhnen.

„Ich bin nicht gesonnen, mein künftiges Ehe-
„weib in ihre Stube oder Küche mit Versagung
„alles Umganges und Vergnügens, einzuschließen;
„aber ich wünsche es auch, daß sie sich nie in vie-
„le Gesellschaften und in einen weitläuftigen Um-
„gang einlassen werde, so wie sie sich auch auf
„mich verlassen kann, daß ich mit Vernachläßigung
„meiner Geschäffte, nie bloß meinem Vergnügen
„nachgehen und über demselben den Umgang mit
„Weib und Kindern hintansetzen werde.

„Kein

„Kein Geschäffte soll von uns gemeinschaft-
„licher besorgt werden, als die Erziehung un-
„serer Kinder, wenn uns Gott welche schenken will.
„Ich erwarte es also von meinem künftigen Ehe-
„weibe, daß sie hierinn nichts wider meinen Wil-
„len thue, so wie ich es ihr verspreche, ihr bey dies-
„sem Geschäffte allen Beystand zu leisten.

„Ich werde meiner künftigen Gattin, von
„deren Einsichten in die Haushaltungsgeschäffte ich
„überzeugt bin, in Rücksicht derselben, nie nichts
„einreden, ob sie mir gleich eine ihr bey dieser
„oder jener Veranlassung mitgetheilte Meynung
„nie übel nehmen wird und kann. Ihr Gesinde
„soll allein von ihrer Herrschaft und ihren Befeh-
„len abhängen, wobey ich aber auch nicht erman-
„geln werde, das Ansehen meiner Gattin im nö-
„thigen Falle kräftig zu unterstützen. Daneben
„erwarte ich es aber auch von meinem Weibe,
„daß sie mir bey meinen Beruftsgeschäfften (es
„sey denn, daß sie aus wichtigen und hinlängli-
„chen Gründen glaube, mir einen Rath mitthei-
„len, oder eine Einwendung machen zu müßen)
„nichts einrede und mich über meine Untergebe-
„ne ganz allein regieren lasse, auch dieselbe nicht
„beleidigend und gebietherisch behandle.

Doch genug von diesem Ehecontrakte, den Philipp seiner Braut zur Uiberlegung und zur beliebigen Unterschrift mit der Bitte vorlegte, zu demselben in Ansehung dessen, was sie von ihrem künftigen Manne fordere und erwarte, Zusätze zu machen, welche er ohne alle Bedenklichkeit gewiß werde unterschreiben können. Ob Christine solche Zusätze gemacht habe, wissen wir nicht: aber das wissen wir, daß sie jeden Punkt in diesem Aufsatze ihres Bräutigams gerne unterschrieb. Ein gutes Weib — sagte sie, — kann sich so wenig scheuen dergleichen Bedingnisse bereitwillig zu unterzeichnen, daß es ihr vielmehr lieb seyn muß, von den Wünschen und dem Willen ihres Mannes vorher hinlänglich unterrichtet worden zu seyn, um durch die pünktlichste und gewissenhafteste Erfüllung desselben sich seiner Liebe und Zufriedenheit desto gewisser zu versichern. Der von Ihnen, lieber Philipp, verfertigte und von mir unterschriebene Aufsatz, sprach sie bey einer andern Gelegenheit, soll uns zu einem kleinen Ehestandskathechismus dienen, den wir öfters zur Hand nehmen, und aus welchem wir uns an unsere Pflichten erinnern wollen. Das war auch, antwortete Philipp, meine Absicht bey dieser Schrift und nach meiner Meynung ist dieselbe wichtiger, als alle von Juristen verfertigte und bestättigte Ehecontrakte, bey welchen meistens nur auf zeitliche Güter und Vorrechte, aber nicht auf das

Stadtbibliothek
Augsburg

Rücksicht genommen wird, worauf es bey einem glücklichen, ehelichen Leben hauptsächlich ankommt, nämlich auf Pflichterfüllung und Tugend, welche der Grund alles menschlichen Wohls, und also auch der Grund eines gesegneten Ehestandes ist.

Für Geld und Gut und andere Vortheile und Vorrechte können wir uns öfters keine sichere Bürgschaft leisten, wenn wir auch unsere Versprechungen durch die rechtsgelehrtesten Männer und durch hundert Zeugen unterschreiben und bekräftigen liessen, weil wir ja leicht um Geld und Gut kommen können, und weil sich so viele Dinge in der Welt in Hinsicht auf irdische Vorrechte und Vortheile oft wunderbarlich und unersetzlich verändern. Aber für Tugenden können wir uns mit Zuverlässigkeit gut stehen, wenn wir uns die Erfüllung derselben zur heiligsten Pflicht machen, und in diesem Falle können wir auch einander für häusliches Wohl und Glück getreue und sichere Bürgschaft leisten.

Bey unserm Ehecontrakt — sagte Philipp — bleibt es also? Nicht wahr, liebe Braut? Ja! antwortete Christine, dabey soll es bleiben, und dessen wollen wir recht lebhaft bey unserer Kopulation eingedenk seyn!

Stadtbibliothek Augsburg

Das fromme Brautpaar.

Ungefähr vierzehn Tage vor der ehelichen Verbindung Christinens und Philipps hatten sich beyde entschlossen, mit einander zum heiligen Abendmale zu gehen. Christine hatte zuerst den Vorschlag dazu gemacht und Philipp hatte in denselben mit ganzem Herzen eingewilliget. Nach ihrem beyderseitigem religiösen Sinne durfte auch keines von dem andern einen Widerspruch, oder eine spöttische Einwendung erwarten, die vielleicht bey vielen Brautleuten statt finden möchte, weil sich dieselbe vor ihrer Hochzeit lieber andern Vergnügungen und Freuden überlassen, und meistens in einer solchen Zerstreuung leben, daß sie keines ernsthaften und religiösen Gedankens fähig sind. In hinsicht dieser Erfahrung möchte mancher sagen: „Sollte es also eben darum, weil Brautleute oft so zerstreut sind, nicht besser seyn, wenn sie nicht zum Abendmale giengen?“ Manche möchten vielleicht auch die Frage aufwerfen, wie man in solchen

Tagen, welche nur der Freude und dem Vergnügen bestimmt seyn sollen, zu Andachtsübungen aufgelegt seyn könne? Noch andere möchten vielleicht über das gemeinschaftliche Abendmalgehen eines Bräutigams und einer Braut lächeln, und sich auf ihre Erfahrungen berufen, welche sie in Ansehung solcher Personen gemacht hätten, die sich in einer Woche oft beym Tanze, oder in einer lustigen Gesellschaft und bald darauf bey dem Tische des Herrn einfanden, und bey demselben gewiß mehr an sich selbst und andere Dinge dachten, als an den, dessen Andenken sie feyern wollten.

Dergleichen Bemerkungen sind auch nicht ohne Grund, und bisweilen ist die Kommunionfeyer mancher Brautleute in Hinsicht auf die Vorbereitung und Begehung dieser Handlung so beschaffen, daß sich von derselben durchaus kein Nutze verspre-

chen läßt. Indessen entscheidet ja das leichtsinnige Betragen solcher Personen nichts gegen den Werth einer religiösen Handlung und den Nutzen, welchen dieselbe auch für Liebende, die sich nächstens in den Ehestand begeben wollen, haben kann. Es war eine Zeit — (und ich weiß nicht, ob wir uns dieselbe, ohnerachtet manches Aberglaubens der damals in Ansehung religiöser Gebräuche herrschte, nicht, wenigstens im Gegensatz des Leichtsinnes

sinnes und der überhandnehmenden Lauheit unserer Tage in Religionssachen und dergleichen Instituten zurückwünschen sollten) wo man vor jeder wichtigen Veränderung, um sich auf dieselbe durch die Beförderung eines christlichen Sinnes vorzubereiten und gefaßt zu machen, das heilige Abendmal genoß. Aus eben diesem Grunde entstund auch wahrscheinlich die an vielen Orten übliche Gewohnheit, daß Brautleute vor ihrer ehelichen Verbindung mit einander wo nicht in einer Gemeine, doch an dem nämlichen Tage zur Kommunion giengen.

Ob diese Gewohnheit noch allgemein üblich sey, weiß ich nicht: aber an dem Nutzen, den dieselbe haben kann, zweifle ich nimmermehr, weil ich überzeugt bin, daß die beym heiligen Abendmal zu befördernden religiösen und guten Gesinnungen, Entschlüsse und Hoffnungen auch auf ein künftiges eheliches Leben, in welchem uns als Christen so viele wichtige Pflichten obliegen, und in welchem auf das Zutrauen zu Gott und eine fromme Gedenkungsart so viel ankommt, den gesegnetsten Einfluß haben können. Bey einem leichtsinnigen Brautpaar, welches gedankenlos in den Ehestand tritt, und nur von Freuden und Wollüsten träumt, ohne an die Pflichten, und noch

weni-

weniger an die Leiden des ehelichen Lebens, die mit diesem oft so genau verbunden sind, zu denken; bey manchen Mädchen und jungen Männern, in deren zerstreuter und mit eiteln Gedanken angefüllter Seele kaum ein ernsthafter und religiöser Gedanke entstehen, und zu guten Entschlüssen und Vorsätzen Veranlassung geben kann, möchte freylich eine gemeinschaftliche Abendmalsfeyer so viel als umsonst seyn. Aber darum ist sie noch nicht an allen Liebenden umsonst, und am allerwenigsten an denjenigen, die über den wichtigen Stand, in den sie eintreten wollen, schon oft nachgedacht haben, und die sich in Erinnerung ihrer heiligsten Pflichten gerne zu guten Vorsätzen stärken und bey einem öfters schüchternen Blick in die Zukunft ihr Herz beruhigen, und demselben durch ein befestigtes Vertrauen auf Gott, Muth einflößen möchten.

Doch wir kehren wieder zu unserer Christine zurück. — Es war am Abend vor ihrem Kommuniontage, als Philipp ganz unerwartet noch zu ihr kam, und ihr mit einem Blumenstrauße, auch ein Kommunionbuch zu ihrer morgenden und künftigen Andacht zum Geschenke machte. Nehmen Sie, sagte er, dieses Büchlein zu einem kleinen Andenken meiner Liebe gegen Sie hin. Ich habe schon

Ihren

Ihren Namen darein, und noch etwas dazu geschrieben.

Christine schlug sogleich das Buch auf und fand auf dem ersten weißen Blatte desselben die Worte geschrieben:

„Seiner geliebten Braut, Jungfer Chri-
„stine ** übergiebt dieses Buch zum
„Andenken unserer ersten gemeinschaftli-
„chen Kommunionandacht,
Ihr sie herzlich liebender Bräutigam
Philipp **.

Auf dem zweyten weißen Blatte stunden folgende Sprüche geschrieben:

1) Lasset uns ihn (unsern Heiland Jesum Christum) lieben, denn er hat uns zuerst geliebt!

2) Selig sind, die reines Herzens sind: denn sie werden Gott schauen.

3) Unsere Liebe sey herzlich.

4) Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens.

Mit einer Rührung, die an Thränen gränzte, las Christine diese Worte, und drückte ihrem Bräutigam gefühlvoll und stillschweigend die Hand. Sogleich lief sie auch ihrem Schranke zu, und nahm aus demselben einen Ring heraus, welcher aus einem himmelblauen in Gold gefaßten Stein bestund, der umgekehrt werden konnte und auf dessen einen Seite zwey einander fassende Hände, und auf der andern ein Anker angebracht war, der oben die Form eines Kreuzes hatte: und diesen Ring machte sie Philippen für sein Kommunionbuch zum Geschenke. — Er betrachtete ihn aufmerksam, dankte ihr herzlich, und legte dann seine Hand in die ihrige, mit den Worten: „Diese Hände soll Niemand von einander reißen, als der Tod! und „Er, — dessen Andenken wir morgen feyern wollen, sey unveränderlich der Grund unserer Hoffnung und unsers Glaubens!“

Beyden wurde so wohl und so wehmüthig um das Herz, daß sie Thränen fallen ließen. Sie konnten vor Rührung nur wenig mit einander reden. Philipp nahm bald Abschied, und indem

er sich von seiner Braut trennte, sagte er zu ihr: „Gesegnet sey Dir der morgende Tag! Auch Dir! antwortete sie. Laß uns in der Liebe unsers Herrn recht stärken, daß wir uns desto treuer bleiben in unserer Liebe gegen einander!

Ihr segnetet Euch, fromme Liebende, und wer kann sich enthalten, Euch auch zu segnen? Wer möchte es Euch nicht zurufen: „Daß es Euch „doch recht wohl gehen möge, wie Ihr es wegen „Eurem frommen und christlichen Sinne verdienet?“

Die

Die traurige, aber wieder erheiterte Braut.

Unter mancherley Besuchen und Zubereitungen rückte der Hochzeittag unserer Brautleute immer mehr heran. Aber je mehr sich derselbe näherte, desto öfters bemerkte man an Christinen eine kaum zu verbergende Traurigkeit. Man traf sie bisweilen weinend an, und sie war überhaupt weit weniger munter als sonst. Und doch hatte sie keine Ursache, sich ihre Wahl gereuen zu lassen. — Es reuete sie auch dieselbe so wenig, daß sie vielmehr oft Gott herzlich dankte, der für sie durch die Verbindung mit einem so guten und braven Manne so väterlich gesorgt habe.

Aber warum — möchten hier vielleicht manche meiner Leserinnen sagen — war denn Christine traurig?

Vielleicht eben deßwegen — antworte ich — weil sie sich so glücklich fühlte. Denn nicht selten

gehen

gehen die frohesten Gefühle bisweilen in eine gewiße Schwermuth über, und dieses ist kein ungewöhnlicher Fall insonderheit bey feinern, zärtlichern Seelen. Indem sie oft ganz in den Gedanken ihres Glücks versunken sind, und sich harmlos den frohesten Empfindungen überlassen, entsteht in ihrer Seele oft auf einmal ein trauriges Bild, welches sie nicht von sich entfernen können. Der zärtlichliebenden Braut fallen unvermuthet Unglücks — und Trennungsgedanken ein, und diese verfinstern ihr Gemüth um so mehr, je heiterer sie vorher bey der Vorstellung einer baldigen Verbindung war. Aus dieser Bemerkung ist es auch sehr begreiflich, warum Christine und manche andere Braut selbst in den Wonnetagen der Liebe, und an den Gränzen des ehelichen Glückes oft traurig und niedergeschlagen war.

Eine solche wehemüthige Seelenstimmung läßt sich aber auch noch aus andern Ursachen erklären. Angewöhnt durch die Länge der Zeit an gewiße Menschen, mit welchen man einen täglichen Umgang hatte, und von welchen man auch geliebt und geschätzt wurde, wird mancher Braut der nahe Abschied in dem Hause ihrer Eltern, oder Anverwandten, oder einer Herrschaft, in deren Diensten sie stund, äußerst schwer. Sie zieht ihrem

Bräu-

Bräutigam gerne nach, aber sie verläßt auch ungerne das Haus, in welchem sie wo nicht ihr ganzes vorhergegangenes Leben, doch wenigstens mehrere Jahre zugebracht hatte. Die Veränderung ihres Standes, wenn dieselbe auch noch so erwünscht ist, — der Eintritt in neue Verbindungen und Verhältnisse — die Übernahme wo nicht ungewohnter, doch in mancherley Rücksichten neuscheinender Geschäffte — die Verbindlichkeit zu neuen Pflichten, und was dergleichen mehr ist, — alles dieses veranlaßt oft manche Braut zu einem gewißen ängstlichen Nachdenken, und zu eben so ängstlichen Besorgnissen, die nicht selten aus dem Gedanken entstehen, ob es ihr auch gelingen würde, alles so zu machen und einzurichten, daß sie ihrem künftigen Manne und Andern ein Genüge leistete.

Dazu kommt auch noch dieses, daß manche Braut, gerade zu der Zeit, da sie sich ihrer ehelichen Verbindung immer mehr nähert, von denjenigen, welche ihr feind sind, am meisten angefochten wird. Wenn es dem Neide, mit welchem manches Mädchen und andere Personen ihres Geschlechtes die Verbindung eines andern Mädchens betrachtete, nicht gelang, ein gemachtes Liebesbündniß zu verhindern, und aufzuheben: so läßt er es wenigstens nicht daran fehlen, Liebenden

ihre

ihre Seligkeit zu verbittern, und sie in ihrem Glücke und in ihrer Zufriedenheit bald auf diese, bald auf jene Art zu stören. Wenn er weiter nichts thun kann, so spottet er. Aber bey diesem Spotte läßt er es selten allein bewenden. Er vereinigt sich mit der Verläumdung und mit der Lüge, um nur ein frohes Herz und einen glücklichen Menschen so viel wie möglich kränken zu können. Und auf diese Art wurde auch Christine durch ein eben so geschwätziges als boshaftes Weib gekränkt, die ihr erzählte, daß sie gehört hätte, als ob ihren Bräutigam seine Wahl gereuen wolle.

Wie vor den Kopf geschlagen — hörte Christine diese Nachricht an, konnte sie nicht begreifen und noch weniger mit dem zärtlichen Betragen Philipps gegen sie vereinigen. — Zum Unglücke aber und zur Vermehrung ihrer Unruhe, war Philipp den Tag zuvor nicht zu ihr gekommen. Beynahe wäre sie also zu dem ängstlichsten Gedanken veranlaßt worden, wenn ihr bey demselben nicht die Vorstellung von einer jetzt nach schon geschehenem Eheversprechen, und bey den zur Hochzeit schon gemachten Anstalten beynahe unmöglichen Trennung, zur Hilfe gekommen wäre. Sie beruhigte sich wieder, aber nur auf kurze Zeit. Denn, (so sagte sie bey sich selbst) wenn es wahr ist,

daß

daß meinen Bräutigam seine Wahl gereuen sollte, wenn er mich also nicht mehr liebt — was würde es mich helfen, wenn er sich auch mit mir trauen ließe? Aber warum — seufzte sie — sollte dich denn, lieber Philipp, deine Wahl gereuen? Du warest mir ja immer so gut, und setztest das beste Zutrauen in mich? Aus welchen Gründen solltest du jetzt einer andern Gedenkungsart geworden seyn? Warum solltest du jetzt weniger vortheilhaft von mir denken als sonst? Warum solltest du deine Liebe zu mir, von welcher du mir so viele Beweise gabest, aufgegeben haben? Doch — was kann die Zunge des Neides und der Verläumdung nicht ausrichten? —

Hier floßen ihre Thränen, die sie, da sie ein Geräusche vor ihrer Kammer hörte, geschwind abwischen wollte, die aber doch noch von ihrem Bräutigam, der sie überrascht hatte, bemerkt wurden. Sie haben, sagte er, wie ich sehe, geweint. — Sagen Sie mir doch warum? — Jetzt floßen Christinens Thränen wieder. —

Philipp. Ich begreife Ihre Traurigkeit nicht. Aber ich beschwöre Sie, es mir zu gestehen, was Ihnen auf dem Herzen liegt!

Christine. Nichts!! —

Philipp. Ach! Ein Nichts macht keine nasse Augen! Seyn Sie nicht so zurückhaltend! Liebende müßen gegen einander vertraut seyn: sonst lieben sie sich nicht. Wenn Sie mir Ihren Kummer nicht gestehen, so muß ich an Ihrer Aufrichtigkeit und also auch an Ihrer Liebe zweifeln. Sie haben mich ja sonst so herzlich geliebt — — —

Christine. Und noch liebe ich Sie — wie immer. — Aber — lieben Sie mich auch noch so herzlich wie sonst??

Und bey dieser Frage sahe sie ihrem Bräutigam wehmüthig ins Angesicht.

Philipp. Ob ich Sie eben noch so herzlich liebe, wie sonst? — Welche Frage! — Ich werde Sie doch dadurch zu keinem Zweifel an meiner Liebe veranlaßt haben, daß ich gestern Abends nicht zu Ihnen gekommen bin? Aber es war mir wegen einer Arbeit, die ich durchaus noch vollenden mußte, unmöglich. — Darum ließ ich es Ihnen auch wissen, daß ich unmöglich abkommen könnte.

Christine. Durch wen?

Philipp. Durch ihrer Nachbarin, der Braunbachin Lise. Diese gieng gestern Abends an meiner Werkstätte, in welcher ich noch bis sieben Uhr arbeitete, vorbey, und sagte lächelnd zu mir: was wohl meine Braut denken würde, wenn ich sie heute über meinen Geschäfften vergäße? Ach! sagte ich zu ihr, weil ich mich mit diesem geschwätzigen und spöttischen Mädchen in kein weitläuftiges Gespräch einlassen wollte, — was wird sie (meine Braut) denken? Etwas verdrüßlich über meine langen Geschäffte, setzte ich noch hinzu; ich wünschte, daß unsere Hochzeit aufgeschoben werden könnte! Es geht mir so viel im Kopf herum, daß ich oft ganz verdrüßlich werde! Das ist nicht gut — sagte Lise spöttisch lächelnd, und lief fort mit den Worten: Ich will Sie bey Ihrer Braut entschuldigen! Ist also, liebe Christine, Lise gestern Abends nicht mehr zu Ihnen gekommen?

Christine. Nein! aber mit ihrer Mutter habe ich heute Vormittags, weil ich sie antraf, gesprochen, und diese ist die Ursache von so mancher Thräne, die mir heute schon ins

Aug-

Auge getreten ist', — ob ich gleich das nicht glaube, was sie mir sagte.

Philipp. Und — was sagte sie Ihnen denn?

Christine. Ach! das allerkränkendste, lieber Bräutigam, was ich hören konnte: nämlich: „daß man sage, es gereue Sie ihre Wahl, und Sie wünschen, unsere Verbindung rückgängig machen zu können, wenn es nur möglich wäre."

Philipp konnte sich in diese Erzählung durchaus nicht finden und lange stund er wie versteinert da. Darum also — fieng er erst nach einigen Minuten wieder an — haben Sie geweint? Aber — wie konnten Sie denn das für wahr halten, was dieses Weib sagte?

Christine. Ich hatte freylich Ursachen, an ihren Aussagen zu zweifeln, — aber ich wurde durch dieselbe doch betrübt. Gegenwärtig haben Sie mir zwar, lieber Philipp, jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe benommen; aber die Erzählungen der Braunbachin kann ich doch noch nicht recht begreifen, was sie nämlich für einen Grund gehabt haben mögen. Ists möglich, daß

ein Mensch solcher Erdichtungen fähig seyn kann?

Philipp. Allerdings! das beweisen ja viel hundert Sagen und Erzählungen, die alle nicht wahr sind. — Wir wollen aber jetzt nur von dem reden, was Ihnen die B. erzählte. Ihre Tochter konnte mich, da ich zu ihr sagte, daß ich unsern Hochzeittag aufgeschoben wünschte, unmöglich mißverstehen; aber sie wollte mich nicht recht verstehen, und daher entstund die falsche Deutung, die sie meinen Worten gab. Ihre Mutter, der sie meine Reden erzählte, legte dieselbe wahrscheinlich noch schlimmer aus, und so kam durch diese Deutungen und Auslegungen, oder vielmehr durch die Erdichtungen der Bosheit und Lüge etwas heraus, was andere ~~gute~~ Leute gesagt haben sollen, woran aber diese vielleicht nie gedacht haben, und nicht denken konnten. Nach meiner Uiberzeugung wollte Sie die B. und ihre Tochter nur kränken. Denn Sie müßen wissen, daß sich mir diese schon einmal zur Ehe antragen ließ, und daß sich ihre Mutter alle Mühe gab, mich in das Netz ihrer Lise zu bringen. Begreifen Sie also nicht, lie-

be Braut, daß diese zwey Personen Ihnen aus Neid und Rachsucht eine böse Stunde machen wollten? Doch, was wollen wir uns durch boshafte Menschen beunruhigen lassen? Mögen sie doch sagen, was sie wollen — wir wollen auf ihr Rabengeschrey nicht achten, und unsern Weg ruhig fortwandeln!

Ein solcher Entschluß ist auch gewiß das beste Mittel gegen alle Unruhe und allen heimlichen Kummer, in welchen nicht selten Brautleute durch die Bosheit und den Neid Anderer versetzt werden. „Hören und nicht hören —“ das ist der vernünftigste Rath, welchen man denjenigen geben kann, die für eine ungestörte Ruhe und Frohlichkeit in ihrem Brautstande besorgt seyn wollen. Dadurch, daß man sich gegen die Urtheile feindseliger Menschen gleichgültig bezeugt, setzt man diese am ersten außer Stand, ihre Absichten zu erreichen und man kann sich beynahe mit Gewißheit darauf verlassen, daß sie um so eher aufhören werden, uns zu beunruhigen, je weniger man sich um sie bekümmert, und je weniger man ihnen Widerstand leistet. Gehet also, Liebende, was man zur Rechten und zur Linken von Euch sagen, und was man an Eurer Verbindung ta-

deln mag, ruhig Euren Weg fort, und schließt Euch durch eine standhafte Liebe desto fester an einandrr, je froher Andere wären, wenn sie Euch trennen, und in Euren Herzen Abneigung und Mißvergnügen gegen einander erregen könnten! Durch solche Prüfungen wird Eure Liebe um so stärker werden, und desto tiefer wurzeln, und — welche Freude wird es Euch einst in einem glücklichen Ehestande verursachen, daß Ihr Euch in Euren Gesinnungen gegen einander durch die Einflüsterungen oder das Geschrey der Bosheit und des Neides nicht habt irre machen lassen! Ihr dürft Euch auch darauf beynahe mit völliger Gewißheit verlassen, daß man Eure Verbindung, wenn Ihr in derselben Eure Pflichten erfüllet, und Euch also selber glücklich machet, zu seiner Zeit noch billigen werde, wenn man auch jetzt über dieselbe ungünstig urtheilet. Die Stimme des Neides wird verstummen uud Euch am Ende doch selig preisen müßen. Die Verläumdung wird sich schämen, und Euch das gebührende Recht widerfahren lassen. Bis dahin seyd ruhig, und hüllet Euch in den Mantel der Liebe und Tugend, wenn es stürmt!

Dieses that auch Philipp und seine Christine, und so oft sie ein ungünstiges Urtheil über sich und

ihre

ihre Verbindung hörten, so oft ermunterten sie einander, sich um dasselbe nicht zu bekümmern. Aber so ruhig konnte nur ein solches Brautpaar seyn und bleiben, welches sich eines guten Gewissens, wahrer Tugenden und Vorzüge, und einer auf dieselbe allein gegründeten Wahl bewußt war. Bey dem Mangel dieses Bewußtseyns möchte es freylich manchem Bräutigam und mancher Braut nicht gleichgültig seyn können, was man über sie und ihre Verbindung urtheilt, vielmehr müßten sie durch solche ungünstige Urtheile um so mehr in Verlegenheit gesetzt werden, je weniger sie denselben zu widersprechen, oder sie zu widerlegen im Stande wären. Was will und kann das Mädchen, welches sich um häusliche Kenntnisse und Geschäffte nie bekümmert hat, deren Neigung zur Bequemlichkeit, Eitelkeit und zum immerwährenden Vergnügen bekannt, deren verliebtes und verbuhltes Wesen stadtkundig ist — zu ihrer Vertheidigung sagen, wenn man den Mann, an den sie versprochen ist, für unglücklich hält? Muß sie nicht bey solchen herumgehenden Gerüchten von ihr, wenn ihr dieselbe zu Ohren kommen, und bey dem Zeugniß ihres eigenen Gewissens immer in einer gewißen Angst schweben, daß ihren Bräutigam seine Wahl gereuen möchte? Nicht selten haben auch solche Erzählungen, die man von den Fehlern und Untu-

genden eines Brautpaars herumträgt, wenn es um derselben willen auch zu keiner Trennung kam, doch eine Abneigung gegen einander verursacht, die nie wieder zu vertilgen war.

Aber wer gab zu derselben die Veranlassung? War es nicht manche Braut selber, die sich vielleicht eher um alles in der Welt als um weibliche Tugenden und Vorzüge bekümmerte, wodurch sie sich einem braven Manne allein hätte liebenswürdig machen können? Doch genug hievon! Wohl denjenigen Mädchen, die sich schon früher bemühet haben, durch einen unbescholtenen Wandel, und durch erworbene Vorzüge und Tugenden der Liebe eines Mannes und des ehelichen Glückes werth zu werden! Ihnen werden die Pfeile der Verläumdung nicht schaden, und je mehr sie sich ihrer Tugenden bewußt sind, desto sicherer dürfen sie auf ein glückliches eheliches Leben rechnen, wenigstens können sie sich alsdenn, wenn auch ihre Wünsche und Hoffnungen getäuscht werden sollten, desto leichter und besser beruhigen.

Am Sonntage, auf welchen Montags die eheliche Verbindung Philipps und Christinens vollzogen werden sollte, giengen beyde mit einander in den Frühgottesdienst, und nach demselben mach-

ten sie um einige Thore der Stadt herum einen kleinen Spaziergang. Es war ein heiterer, herrlicher Vormittag, welcher damals jedes Geschöpf zur Freude stimmte. Die Vögel jubelten im hohen Fluge. Rein und wolkenlos war der Himmel. Erwärmend und durchhüftet die Luft. In der ganzen Schöpfung athmete ein froher Geist des Lebens. Auch Christine und Philipp fühlten das heilige Wehen der unsichtbaren Gottheit in dem Tempel der Natur, und Beyde waren sehr gerührt. Stillschweigend faßten sie öfters einander bey der Hand und drückten sich dieselbe warm uad fest. Mir ists — sagte Christine nach einer kleinen Pause — so wohl, daß ich mich wie im Himmel fühle! Und ich — antwortete Philipp, fühle mich auch so selig, daß ichs nicht beschreiben kann! Nie war es mir in meinem Leben so wohl, als jetzt — und indem er dieses sagte, umarmte er seine Braut, und drückte sie mit Inbrunst an sein Herz. Ich ewig dein! sprach er, und Du ewig mein! — O du seliger Tag, der uns morgen mit einander verbinden wird!

Versunken in das wonnevolleste Gefühl der Liebe, wandelten beyde Hand in Hand geschlungen mit einander fort, und wer ists, der einem solchen Brautpaar nicht gerne in der Ferne nachgefolgt

gefolgt wäre, um Zeuge seiner Seligkeit gewesen zu seyn? —

Doch lasset mich, liebe Leserinnen, jetzt abkürzen, und fühlet es selber, wie glücklich eine tugendhafte Liebe macht! Genießet, wenn Ihr in derselben recht selig seyn und alle ihre Freuden mit unverdorbenem Herzen schmecken wollet, oft der Natur. Diese wird Eure Gefühle erhöhen, Eure Freuden verdoppeln, und zugleich Euer Herz rein erhalten. Liebende, die in der Natur und in der schönen Schöpfung Gottes wandeln, sind kaum eines unreinen Gedankens und einer unreinen Begierde fähig, wenn sie nicht vorher schon verdorben sind!

Der Abend vor dem Hochzeittag und der Hochzeittag selber.

Nachdem Philipp seine Braut von dem mit ihr gemachten Spaziergange, in das Haus ihrer Herrschaft zurückgeführt hatte, wollte er von ihr Abschied nehmen. Er mußte aber beym Mittagessen bleiben. Man hatte an der Tafel für ihn schon einen Stuhl gesetzt, und neben demselben einen andern für Christinen. Diese weigerte sich zwar lange, sich an dem Tische ihrer Herrschaft niederzusetzen, und wollte dieselbe durchaus bedienen. Sie mußte aber ihrem Verlangen nachgeben. Als man sich zu Tische setzen wollte, entstund unter den Kindern der Familie ein kleiner Streit, weil einige derselben neben Christinen ihren Platz einnehmen wollten. Sie hatten sie immer so lieb gehabt und darum wünschten sie ihr am letzten Tage ihres Aufenthalts im Hause noch recht nahe zu seyn. Der Streit aber hatte bald ein Ende, indem er von den Eltern dahin entschie-

den wurde, daß sich das kleinste Mädchen neben Christine setzen sollte. So geschahe es auch.

Während der Mahlzeit nahm eben dieses Mädchen ihre Kindsmagd bey der Hand und sagte: „Du gehst also morgen von uns weg?“ Bey diesen Worten traten Christinen plötzlich Thränen in die Augen, und sie konnte nicht zur Sprache kommen. Das Mädchen fragte noch einmal, willst du denn nicht bey uns bleiben? — Jetzt sahen auch die andern Kinder Christinen wehemüthig an, und ihre Augen fingen an zu träufeln. In jedem Auge der Tischgesellschaft schwamen Thränen. Es herrschte mehrere Minuten lang eine traurige Stille, die endlich von Philipp dadurch unterbrochen wurde, daß er zu seiner Braut sagte: „Diese Kinder müßen viel auf Sie gehalten haben!“ Indem Christine reden wollte, aber vor dem Weinen nicht reden konnte, nahm ihre Frau das Wort und sagte: „Sie hat auch die Liebe meiner Kinder verdient, und ich wie mein Mann, sind ihr in Ansehung ihrer Geschicklichkeit, mit Kindern umzugehen, und ihrer Treue und Sorgfalt, vielen Dank schuldig. Freuen Sie sich, Herr Bräutigam, wenn Ihnen Gott einmal Kinder schenken wird, in ihrer Gattin einer vernünftigen und gewissenhaften Mutter derselben.“ Mei-

ne Frau — sagte der Herr des Hauses — hat Recht, und es muß Ihnen und ihrer Braut wohlgehen!

Jetzt wurde auf das Wohl des Brautpaars ein Glas Wein getrunken, welches dasselbe unter den aufrichtigsten und hochachtungsvollesten Gegenwünschen erwiederte. Nach und nach wurde die Tischgesellschaft wieder heiterer, und die Kinder waren sehr vergnügt, daß sie morgen auch am Abend auf die Hochzeit kommen dürften. Beym Weggehen bedankte sich Philipp auf das verbindlichste nicht nur für die genossene Ehre als Gast, sondern auch für alles Gute, welches seine Braut seit vielen Jahren in dem Hause ihrer Herrschaft genossen hätte. Christine begleitete ihren Bräutigam bis vor die Hausthüre, und wünschte ihm, so wie er ihr, mit einem herzlichen Händedruck einen recht angenehmen Abend, die sanfteste Nachtruhe, und das froheste Erwachen auf ihren morgenden Vermählungstag.

Am Abend besorgte Christine noch allerley Geschäffte auf den folgenden Tag. Als sie mit denselben fertig war, gieng sie mit dem Vorwand der Frage: Ob ihre Herrschaft weiter nichts zu befehlen hätte? in das Zimmer derselben. In dem-

selben befand sich die ganze Familie. Würden Sie es nicht — sagte Christine — erlauben, daß ich jetzt von Ihnen Abschied nehmen dürfte? weil mir dieses morgen gewiß noch schwerer fallen würde als heute! Wozu Abschied nehmen? sagte ihre Frau. Sie zieht ja von uns nicht in die Fremde.

Aber danken muß ich Ihnen doch — fuhr Christine fort — für alle Wohlthaten und Liebeserweisungen, die ich von Ihnen genossen habe. —

Hiebey küßte sie ihrem Herrn und ihrer Frau die Hand, konnte aber vor Thränen kaum einige Worte hervorbringen. Darauf nahm sie auch die erwachsenen Kinder bey der Hand, und dankte ihnen für ihre Liebe. Die Kleineren hob sie auf ihren Arm und herzte sie. Dieser Abschied gieng nicht ohne große Rührung vorüber. Herr und Frau und die ganze Familie wünschten Christinen tausend Segen, dankten ihr auch für ihr redliches und gewissenhaftes Betragen, versicherten sie ihrer Zuneigung, und gaben ihr die Erlaubniß, so oft sie wollte, in ihr Haus zu kommen.

Nach dem Abendessen unterhielt sich Christine noch eine Zeitlang mit derjenigen Kindermagd, die

die an ihre Stelle kam. Sie erzählte ihr viel von den Kindern, die jetzt ihrer Sorgfalt anvertraut würden, und beschrieb ihr jedes nach seiner eigentlichen Gemüthsart, und wie es nach derselben am besten behandelt werden könnte. Bey dieser Gelegenheit gab sie ihr auch manchen guten Rath, und bath sie recht herzlich, sich doch das wichtige Geschäffte einer Kindermagd mit aller Gewissenhaftigkeit angelegen seyn zu lassen. „Es ist zwar, sagte sie, mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, aber es hat auch wieder sein Angenehmes, und in diesem Hause wird es durch eine gutgesinnte und dankbare Herrschaft nicht nur reichlich belohnt, sondern auch auf andere Weise sehr erleichtert. Ich bitte sie also, liebe Marianne, fuhr Christine fort, lasse sie sich doch ihren Beruf recht am Herzen liegen und bedenke sie es oft, daß wir nicht Menschen allein, sondern dem Herrn dienen!“

Der Mond ward hinter dem Garten, den man aus der Kammer Christinens übersehen konnte, schon hoch heraufgestiegen, als sie sich, bevor sie sich zu Bette legen wollte, noch ans Fenster hinstellte, um ein Lied aus dem Gesangbuche zu lesen. Indem sie aber gerade in demselben nachsuchte, hörte sie unten im Garten singen. Es

war die älteste Tochter des Hauses, welche sie sogleich an ihrer Stimme erkannte, da sie von der Flöte ihres Bruders begleitet, das Lied anstimmte: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte ꝛc. ꝛc.“ Beyde Geschwister wollten ihrer ehemaligen Kindsmagd, die immer so viel auf dieses Lied gehalten und die es öfters mit ihnen gesungen hatte, einen fromm angenehmen Abend machen. Christine hätte gerne von oben herunter mitgesungen, aber sie konnte es vor Rührung nicht. Im Mondscheine glänzten schöne Thränen in ihren Augen. Sie dankte ihrer Sängerin und ihrem Flötenspieler herzlich. Gute Nacht! riefen ihr beyde zu. Dürfen wir sie morgen aus dem Schlafe wecken? — Ich hoffe, sagte Christine, noch vor Ihnen aufzustehen. Nun, wir wollen sehen, antworteten diese, ob es wahr ist!

Christine schlief erst spät ein, und würde wahrscheinlich den früheren Morgen verschlafen haben, wenn sie nicht durch eine starktönende Musik aufgeweckt worden wäre. Im Hintertheil des Gartens tönten Waldhörner. Sie lief ans Fenster, und hörte die Melodie des schönen Liedes: „In allen meinen Thaten ꝛc.“ voll Rührung sang sie im gedämpften Tone mit und ihr wurde bald wohl, bald wehmüthig ums Herz.

Als sie zum Kaffee gerufen wurde, dankte sie ihrer Herrschaft und der ganzen Familie aufs verbindlichste und herzlichste für den herrlichen Abend und Morgen, den sie ihr gemacht hätten, und empfahl sich aufs neue ihrem Wohlwollen. Sie war jezt heiterer als den Abend zuvor. Einige Stunden darauf wurde sie als Braut schön und nett, aber nur in bürgerlichem Schmucke, angekleidet. Die Krone der Jungfrauen, oder unbefleckter und keuscher Mädchen, ein Schmuck, — der noch ein Denkmal der Hochachtung unserer Vorfahren für Keuschheit ist, wurde ihr von ihrer Frau selber aufgesezt. Ein schöner Blumenstrauß von ihrem Bräutigam schmückte ihre Brust, aber noch schöner war der innerliche Schmuck ihres Herzens. Ihre Frau begleitete sie nebst der Frau Pastorin zum Altare. Bey der Kopulation floß manche Rührungsthräne. Das Hochzeitmal wurde vergnügt begangen; alle Gäste waren fröhlich, ob man gleich nicht tanzte. So endigte sich der Hochzeittag Christinens und Philipps.

Zweyter Abschnitt.

Christinens häusliches Leben in der ersten Ehe.

Ein Mittel gegen die Langeweile mancher, insonderheit angehender und junger Eheweiber.

Auf die Brauttage erfolget nicht selten im Anfange des ehelichen Lebens eine gewiße Stille, an welche sich manches, insonderheit junge Weib, nicht recht gewöhnen kann. Die mancherley vorhergegangene Zerstreuungen haben ein Ende. Der feyerliche und freudenvolle Hochzeittag, mit welchem sich die lebhafte Einbildungskraft einer Braut so oft beschäftigte, ist vorüber. Die Freuden, welche Eheleute über die ihnen gemachten Geschenke genießen, verlieren sich nach und nach. Die

Besu-

Besuche, die man im Anfange des Hausstandes von Freunden und Verwandten, die unsere Hochzeitpresente und Hauseinrichtung besehen wollen, erhält, und die man Andern aus Pflicht der Höflichkeit und Dankbarkeit macht, hören endlich auch auf. Eine gewisse Einförmigkeit des Lebens tritt an die Stelle mancher im Brautstande so oft vorkommenden Veränderungen und Zerstreuungen. Der Mann geht an seine Arbeit und zu seinen Geschäfften, und sein Weib sieht ihn oft einen ganzen Vormittag und Nachmittag, das Mittagessen ausgenommen, nicht wieder. Da will denn nun mancher Gattin beynahe die Zeit lange werden, und nicht selten möchte sie sich bereden, ihre Meynung von dem Glücke und Vergnügen des ehelichen Lebens zurücknehmen zu müßen.

„Ach, der Ehestand ist das nicht, was er „zu seyn scheint!“ — sagte die noch nicht lange verheirathete Karoline zu Christinen, da sie dieselbe besuchte. „Unsere Brauttage — ja diese „sollten wieder zurückkommen! da war ich viel vergnügter, als ich es jetzt bin. Und das ist auch „gewiß deine Erfahrung!

Christine. Die meinige nicht! Ich bin so vergnügt, als ich es nur immer in meinem Brautstande war. Ich begreife es auch

nicht, warum du dir deine Brautfage zurückwünschest. Sehntest du dich ja so ungeduldig nach der Verbindung mit deinem Bräutigam, daß du die Zeit derselben kaum erwarten konntest: — und jetzt — — —

Karoline. Ach jetzt ist es nicht mehr, wie es war! Meine Erwartungen haben mich betrogen, und diejenigen Weiber haben Recht, die sich wieder in den ledigen Stand zurücksehnen. Ich kann mir nichts langweiligeres denken, als das eheliche Leben!

Christine. Und ich sehe es nicht ein, daß du lange Weile haben solltest.

Karoline. Das begreifst du vielleicht nur deßwegen nicht, weil du es nicht weißt, wie einförmig und einsam mein Leben ist.

Christine. Du klagst über Einsamkeit? — Hast du denn nicht einen Mann, dessen Umgang du genießen kannst?

Karoline. Ach! mein Mann — dieser verschafft mir wenig Unterhaltung. — Frühe schon eilt er zu seinen Geschäfften und dann sehe ich ihn oft lange nicht wieder.

Chri-

Christine. Du hast also einen fleißigen Mann?

Karoline. Ja! das ist er. — Aber — — —

Christine. Aber?? — Hoffentlich wirst du doch deßwegen nicht mit ihm unzufrieden seyn, weil er so fleißig ist? Oder soll er etwa immer an deiner Seite sitzen, dir die Zeit vertreiben, und anstatt zu arbeiten mit dir spazieren — oder in Gesellschaften gehen? Mit einem solchen Manne wäre es dir wahrlich nicht geholfen, und als ein braves Weib müßtest du ihn eher durch Zureden, zur Arbeit an — als von derselben abhalten.

Karoline. Bey meinem Manne wäre es auch ein vergebliches Bemühen, ihn von der Arbeit abzuhalten. Uiber derselben vergißt er Weib — und alles. — Er hat es bisweilen nicht einmal gerne, wenn man sich mit ihm bey seinen Geschäfften unterhalten will. Am allerwenigsten aber will er in den Wochentagen etwas davon wissen, wenn man ihm einen Wink giebt, ob er heute nicht einen Spaziergang machen wolle.

Christine. Solche Winke würde auch mein Mann nicht verstehen. Ich hätte es auch nie gewagt, ihm dergleichen zu geben, weil ich bey denselben einen Vorwurf befürchtet hätte, den ich nicht zu beantworten im Stande gewesen wäre.

Karoline. Welchen Vorwurf? —

Christine. Den: „daß ich ihn von der Arbeit abhalten wolle.“ Und eben diesen Vorwurf soll sich ja kein Weib zu Schulden kommen lassen. Sie soll sich vielmehr von Herzen freuen, wenn ihr Mann fleißig und arbeitsam ist: denn sein Fleiß kömmt auch ihr zu gut, und ich kann mir nur Einen Fall denken, in welchem ein Weib ihren Mann in seiner Arbeitsamkeit einzuschränken suchen soll „wenn er sich nämlich über seine Kräfte anstrengt.“ — Am allerwenigsten aber sollen wir um unseres Vergnügens willen, einen Mann aus seiner Werkstätte oder von seinem Arbeitstische zu entfernen suchen. Den Fleißigen machen wir dadurch, wenn er auch unsere Wünsche erfüllt, öfters nur verdrüßlich, und indem er verdrüßlich ist, so geht an

einem

einem Vergnügen, welches wir ihm abgenöthiget haben, viel verloren. Wie kann auch mancher Mann, der von seinem Weibe zu einem Vergnügen überredet worden ist, aufgeräumt seyn, wenn er es voraussieht, daß er um versäumter und aufgeschobener Arbeiten willen den folgenden Tag doppelt viel zu thun habe? — Ließen sich aber auch unsere Männer leicht bewegen, unsere Wünsche in Hinsicht dieses oder jenes Vergnügens zu erfüllen, und giengen sie mit uns, wenn wir es haben wollten, bald da, bald dorthin — was würde daraus entstehen? Nothwendig würden die Arbeiten liegen bleiben, die sowohl dem Manne als dem Weibe obliegen. Uiber jedem Vergnügen würden Geschäffte, die verrichtet werden sollten, versäumt werden. Man würde also natürlich weniger Geld einnehmen, indessen man für ein Vergnügen Geld ausgegeben hat. Man würde sich auch mit Recht manchem nachtheiligen Urtheile aussetzen, dem insonderheit Handwerksleute, wenn sie ihrer Arbeit nicht gehörig obliegen, kaum ausweichen können. Und glaubst du es nicht, daß mancher Mann, wenn er einen solchen Vorwurf hört, denselben auf sein Weib

zurück

zurück wälzt? — Manchem Weibe geschieht aber auch deßhalb nicht Unrecht. —

Karoline. Aber die Männer gehen meistens am Abende ihrem Vergnügen nach, indessen daß sie ihre Weiber zu Hause alleine lassen?

Christine. Du wirst doch nicht verlangen, daß dich dein Mann auch in die Schenke oder in das Kaffeehaus mitnehmen soll?

Karoline. (In Verlegenheit) Das eben nicht. — Aber die Männer könnten auch bey ihren Weibern zu Hause bleiben.

Christine. Das habe ich meinem Manne nie zugemuthet, so wenig er es von mir je verlangt hat, daß ich immer zu Hause bleiben soll, und so wenig es mir von ihm verboten ist, bisweilen bey Freunden und Verwandten einen Besuch zu machen. Gehst du nicht auch bisweilen aus, und machst hie oder dort einen Besuch?

Karoline. Ja! —

Christine. Nun siehe, eben deßwegen, weil dich dein Mann in deinem Vergnügen nicht einschränkt, mußt du ihn auch in dem seinigen nicht einschränken wollen!

Karo=

Karoline. Aber ich möchte es nicht wagen, öfters in einer Woche Besuche zu machen. Darüber würde mein Mann übel zu sprechen seyn. Er gab mir erst letzthin, da ich etliche Tage nacheinander ausgieng, sein Mißvergnügen durch die Frage zu verstehen: „Schon wieder?“ —

Christine. Und ich — sage es dir aufrichtig, daß ich es, wenn ich Mann wäre, auch nicht zugeben würde, wenn mein Weib immer auslaufen und bald da bald dort Visiten machen wollte: denn bey dieser Zerstreuungssucht kommt nichts Gutes für die Haushaltung heraus. Je öfter ein Weib ihrem Vergnügen nachgeht, desto mehr bleiben ihre häuslichen Geschäffte zurück, und desto nachläßiger macht sie ihre Untergebene, weil diese gewöhnlich, wenn sie nicht unter gehöriger Aufsicht stehen, ihre Pflichten saumseliger erfüllen.

Karoline. Du scheinst dich gut in die Einschränkungen zu schicken, welche dir dein Mann gemacht haben mag!

Christine. Wer sich selber einschränkt, bedarf keiner Einschränkung. Es ist mir von meinem Manne auch nie gesagt worden, daß ich nicht zu oft meinem Vergnügen nachgehen soll.

Karoline. Das glaube ich wohl, weil du dich von ihm in deine Stube und Küche gutwillig einsperren läßst, indessen er doch vielleicht alle Tage am Abend ausgeht, um wie die Männer sagen, Mozion zu machen und etwas Neues zu hören. Versuche es einmal und sage deinem Philipp, er soll bey dir zu Hause bleiben. Erwarte dann aber seine Antwort! —

Christine. O! mein Philipp bliebe gewiß zu Hause, wenn ich ihn darum bitten würde; aber ich sehe es nicht ein, warum ich ihn von einer erlaubten und zu einer wohlthätigen Zerstreuung nach seinen Geschäfften nothwendigen Erholung abhalten sollte. Bisweilen rede ich ihm selber zu, auszugehen, insonderheit wenn ich merke, daß er etwas verdrüßlich und mißlaunisch ist. Er ist auch keineswegs der Mann, über welchen ein Weib, weil er zu spät oder

wohl

wohl gar betrunken nach Hause käme, zu klagen Ursache hätte. Uiberdieß geht er auch nicht alle Tage seinem Vergnügen nach und bringt manchen Abend bey mir zu. Und vielleicht machts dein Mann auch so! —

Karoline. Ja! er läßt mich freylich nicht immer allein, und bleibt manchen Tag nach vollendeter Arbeit bey mir. Aber ich würde es mir auch nicht gefallen lassen, wenn er dieses nicht thäte. Denn am Ende — bliebe mir als seinem Weibe nichts übrig, als daß ich die Ehre hätte, ihm aufzuwarten, — die Haushaltung zu besorgen — Kinder zu gebähren und zu erziehen — und für diese Ehre allein würde ich mich bedanken. — —

Christine. Das heißt doch nicht so viel, „als ob du an diesen Geschäfften und Verrichtungen keinen Geschmack fändest?“ — Was ist, liebe Karoline, unser Beruf als Weiber, wenn es der nicht ist, unsere Haushaltung zu besorgen, und unsere Kinder zu erziehen? —

Karoline. (ungeduldig und verdrüßlich) Ich rede ja jetzt nicht von unserm Beruf — sondern nur von dem oft so langweiligen Leben eines Ehepeibes. O könnte ich doch wieder in meinen ledigen Stand zurückkehren!

Christine. Nicht wahr, um aufs neue eine Braut zu werden? — und wenn deine Brauttage vorüber wären, wieder neue Klagen über das langweilige eheliche Leben anzustimmen? Ach! werde doch, liebe Karoline, mit deinem Stande zufrieden und laß dir die Zeit nicht lange werden, so wird sie dir nicht lange! Ich bitte dich auch als eine gute Freundin, daß du mit deinen Klagen über lange Weile und Mißvergnügen ja nicht, insonderheit bey solchen Personen, mit welchen du nicht in vertrauter Freundschaft stehst, zu laut werdest. Was müßte dein Mann von dir denken, wenn ihm solche Klagen wieder zu Ohren kämen? Würdest du dich durch dergleichen Geständnisse von langer Weile ꝛc. nicht auch bey Andern dem Verdacht aussetzen, daß du keine Lust zur Arbeit habest, daß du träg und bequem seyest — daß du nur

deinem

deinem Vergnügen nachgehen wolleſt ꝛc. ? Und welche Vorwürfe, die aus einem ſolchen Verdacht entſtünden, wären ſchimpflicher für dich als dieſe? Ich möchte dir gerne einen Rath geben, durch deſſen Befolgung du gewiß zufriedener würdeſt, wenn ich wüßte, daß du denſelben annehmen wollteſt. Du ſollteſt durchaus keine lange Weile mehr empfinden, und recht vergnügt werden, wenn du mein dir vorzuſchlägendes Mittel anwenden und von demſelben Gebrauch machen wollteſt.

Karoline. Und worinn beſteht dieſes Mittel?

Chriſtine. In einer beſtändigen und unermüdeten Thätigkeit oder in deiner Pflichterfüllung.

Christine weiß nichts von langer Weile. Sie hat den rechten Begriff von dem Berufe und den Pflichten eines bürgerlichen Weibes.

In derjenigen Pflichterfüllung, zu welcher Christine ihre Freundin ermuntert hatte, suchte sie auch selber das Glück des ehelichen Lebens und darum fehlte es ihr nie an Zufriedenheit und Heiterkeit. Nichts war ihr unbekannter und zugleich unbegreiflicher als die lange Weile. „Wie kann doch — sagte sie öfters — einem Weibe die Zeit lange werden? Giebt es nicht immer in einer Haushaltung, wenn man derselben gehörig vorstehen will, Geschäffte genug? Wenn man auch keine Kinder hat, die einer Mutter, wenn sie anders diesen Namen verdient und ihre Pflichten kennt und erfüllt — genug zu thun geben, so fehlt es in einer Oekonomie gewiß nie an andern Beschäftigungen, die sich ein kluges und arbeitsames Weib zu machen wissen wird. Mir

wenig=

wenigstens bleibt vom frühen Morgen bis zum Abend selten eine leere Stunde übrig, und gewöhnlich wird mir eher die Zeit zu kurz als zu lang. Oft kommen mir auch so viele Geschäffte zusammen, daß ich mit denselben kaum fertig werden kann." An dieser Versicherung werden auch unsere Leserinnen um so weniger zweifeln, wenn wir ihnen sagen, daß Christine, so lange sie noch keine Kinder hatte, welche natürlich in einer Haushaltung mehrere Geschäffte verursachen, sich durchaus nicht entschließen konnte, eine Magd in ihre Dienste zu nehmen. Es blieb bey ihrem Vorsaze, alle ihre Geschäffte selber so lange allein zu verrichten, als sie denselben gewachsen wäre. Mag es doch seyn, sagte sie oft, daß andere nicht nur einen, sondern mehrere Dienstbothen halten, mir ist, so lange ich noch keine Kinder habe und sich meine Geschäfte nicht vergrößern, auch ein einziger entbehrlich. Ich bin gottlob gesund, warum sollte ich meine Arbeiten nicht selber verrichten? Vielleicht wäre ich auch nicht so gesund und heiter, wenn ich weniger zu thun hätte. Ich bin auch der Arbeit eben so wenig überdrüßig, als ich mich derselben schäme. Warum sollte ich mich auch derselben schämen? Eine Dame mag es für ihren Stand nicht schicklich halten, wenn sie in der Küche, auf dem Markte, am Feuerheerd,

bey den Waschgefäßen, den Kehrbesen in der Hand haltend — und bey andern solchen Geschäfften angetroffen würde; aber wir bürgerliche Weiber dürfen uns derseben nicht schämen. In unserm Stande macht uns die Arbeitsamkeit Ehre und keine Schande: und dasjenige Weib verdient unsere ganze Verachtung, die ein häusliches Geschäffte für schimpflich ansehen würde.

Die vornehmen Frauen mögen sich immer der beschwerlichen und schmuzigen Verrichtungen in einer Oekonomie entziehen. Schon ihr Anzug und ihre ganze Lebensart, welche eine Folge ihres Standes ist, verhindert eine solche Art der Beschäftigung. Sie möchten auch wohl dergleichen Arbeiten aus Mangel an Kräften und Uibung nicht gewachsen seyn. Warum sollten sie auch dieselben übernehmen, da sie ja oft Dienstbothen genug haben, welchen sie nur befehlen dürfen und welche sie für ihre Arbeit bezahlen? — So viel verdient freylich mein Mann auch, daß ich mir eine Magd miethen könnte: und wenn ich dieses thun würde, hätte ich es freylich bequemer. — Aber warum soll ich einen Dienstbothen halten, wenn ich selber meine Geschäffte verrichten kann? Es sollte mir zwar nie, wenn ich auch einen Theil meiner Arbeiten an andere abgeben würde, an

Beschäf-

Beschäftigung fehlen, aber warum soll ich den Lohn, den ich einer Magd geben muß, nicht ersparen, wenn ich denselben ersparen kann? Ich finde auch in der eigenen Besorgung meines Hauswesens das größte Vergnügen, so wie ich mir durch dieselbe manchen Verdruß erspare, den nicht selten Dienstbothen ihren Herrschaften verursachen. Wollte Gott, daß ich meine häuslichen Geschäffte immer allein verrichten könnte, ich wollte sie gerne verrichten!"

Dergleichen Versicherungen hört man zwar öfters, insonderheit von Bräuten, die sich durch dieselbe bey ihren künftigen Männern empfehlen wollen, und wenn es auf gute Vorsätze und Versprechungen allein ankäme, so müßten die meisten Männer die fleißigsten und arbeitsamsten Weiber haben, die durch Selbstthätigkeit in einer Haushaltung viele Unkosten ersparten. Aber nicht selten geschieht es, daß manches Weib schon in den ersten Zeiten des Ehestandes ihren guten und schönen Entschlüßen untreu wird, und durch Verdrüßlichkeit bey der Arbeit, durch Klagen über zu viele Geschäfte, und auch öfters durch Vorwürfe ihren Mann zu der benöthigten Unterstützung durch einen Dienstbothen auffordert. Dazu läßt sich auch dieser oft bloß darum bewegen, um nicht immer ein saures Gesicht zu sehen, oder Zeuge von began-

gangenen Nachläßigkeiten zu seyn, die man mit der Last allzuvieler Geschäffte entschuldigen will, — oder um von Anverwandten und andern Personen nicht den Vorwurf zu hören, daß er von seinem Weibe zuviel verlange ꝛc. ꝛc. — Indessen will und kann es doch bisweilen mancher Mann nicht recht begreifen, warum seine Gattin ihre häuslichen Geschäffte nicht allein verrichten könnte. Ganz gewiß würden auch viele Weiber einen Dienstbothen entbehren können, wenn sie ihre Kräfte mehr anstrengen und ihre Zeit besser benützen wollten. Aber daran fehlt es eben öfters. Sie sind der Arbeit nicht gewohnt, und mögen sich an dieselbe nicht gewöhnen. Sie haben zu derselben keine Lust, und darum werden sie bey anhaltenden Geschäfften leicht verdrüßlich. Dazu kommt auch noch das Vorurtheil, mit welchem sie sich bethören: „Daß sie sichs als Frauen — (unter welchem Titel sie sich so gerne denken und nennen —) nicht mehr so sauer werden lassen dürften, als sie sich es einst, da sie noch in herrschaftlichen Diensten oder unter der Aufsicht und den Befehlen ihrer Eltern stunden, wie sie glauben, werden lassen mußten. Für so manche ausgestandene Müheseligkeiten wollen sie sich in der Ehe durch ein bequemes Leben schadlos halten, und derjenigen Freyheit froh werden, um derentwillen sie in ihrem ledigen Stande schon

so

so manches Weib, „aber nur aus falschen Vorstellungen von den Freyheiten einer verheiratheten“ Person beneidet haben. Denn was kann thörichter seyn, als die Meynung, sich der Ruhe und Bequemlichkeit in einem Stande (wie es die Ehe ist,) in die Arme werfen zu wollen, in welchem, wenn man in demselben fortkommen will, so viel auf Fleiß, Arbeitsamkeit, Thätigkeit, Aufsicht und Wachsamkeit ankommt? Was ist grundloser als die Vorstellung von derjenigen Freyheit im Ehestande, durch welche sich manche von Pflichten losgesprochen glauben, von welchen kein Mensch, der Kräfte, Zeit, Gelegenheit und Beruf zur Arbeit hat, durch irgend ein Gesez losgesprochen werden kann?

„Und wenn ich auch, — sagte Christine öfters — die reichste Dame und die vornehmste Frau wäre, so würde ich mich doch nimmermehr bereden, daß ich nicht arbeiten dürfte. Ich würde mich zu einer nüzlichen Thätigkeit, auch in den vornehmsten Ständen des menschlichen Lebens für verpflichtet halten, weil ich glaube, Gott von der Anwendung meiner Zeit und Kräfte einst Rechenschaft geben zu müßen, und weil ich mich schämen würde, mein Leben unthätig zuzubringen.“

In eifferndem Unwillen ergoß sich allemal Christinens Seele, wenn sie auf die Begriffe, die sich so viele ihres Geschlechtes von dem Ehestande und den Freyheiten und Bequemlichkeiten in demselben machen, zu sprechen kam. Die Thörinnen — sagte sie oft — müßen über den Stand, in den sie sich hineinwünschen, oder in dem sie sich befinden, nie nachgedacht haben; sonst würden sie von demselben ganz anders urtheilen, als sie urtheilen, und in demselben ganz anders handeln als sie handeln. Nie habe ich es mir vorgestellt, daß ich als Weib thun dürfte, was ich wollte. Ich fühlte zwar oft das Angenehme, meine Geschäffte alsdenn wenn ich verheirathet wäre, nach eigener Willkühr einrichten zu können, ohne mich nach dem Willen Anderer bequemen zu müßen. Aber über diese Willkühr hinaus ließ ich mirs nie von einer andern Freyheit, am allerwenigsten von einer solchen träumen, durch welche ich von Pflicht und Urtheil unabhängig gemacht würde! Nach meiner Meynung liegt schon in dem Begriffe eines Weibes alles, was dasselbe nur immer zum Fleiße und zu einer unermüdeten Thätigkeit ermuntern kann. Ich müßte meine Bestimmung und meinen Beruf nie gekannt haben, wenn ich wähnte, demselben ohne die möglichste Anstrengung das Wohl meines Hauses auf alle Art zu befördern, gemäß zu leben. Je mehr mir an der Lie-

be und Achtung meines Mannes gelegen ist, für desto verpflichteter halte ich mich zur Ausübung aller derjenigen Tugenden, ohne welche ein Mann sein Weib nie schätzen kann, und ohne welche in einer Ehe mancherley Verdrüßlichkeiten und Unannehmlichkeiten unvermeidlich sind. Es ist mein eigener Vortheil, wenn ich fleißig bin, so wie es mein eigener Schade ist, wenn ich es nicht bin. Von nichts hängt meine Ehre so sehr ab, als von dem Urtheil, daß ich meinem Hause wohl vorstehe, und nichts ist dem guten Rufe eines Weibes schädlicher, als der Vorwurf, den man derselben wegen Nachläßigkeit, Trägheit und Sorgloßigkeit machen kann. Als Weib halte ich mich auch verpflichtet, Andern durch meinen eigenen Fleiß ein gutes Beyspiel zu geben: denn ohne dieses verlieren allemal die Ermahnungen, welche eine Hausmutter ihren Kindern, oder Untergebenen zur Arbeitsamkeit giebt, etwas und zwar nicht wenig an ihrer Kraft und an ihrem Nachdruck: nichts davon zu sagen, daß sie, wenn sie sich selber ihre Pflichten nicht angelegen seyn läßt, insonderheit von Seiten des Gesindes und anderer Personen übeln Nachreden nicht entgehen kann."

Vorläufige Beweise von Christinens häuslicher Thätigkeit.

So dachte Christine von den Pflichten eines Weibes, und nach diesen Grundsätzen handelte sie auch unveränderlich. Darum war sie auch beynahe in der ganzen Stadt als des Philipps fleißiges Weib bekannt. Wollte ihr gleich diesen Ruhm manches Weib nicht gönnen, so konnte ihr derselbe doch nicht streitig gemacht werden. Selbst ihre Feindinnen, unter welchen diejenige die bittersten waren, die von ihren Männern bisweilen auf Christinens schönes Beyspiel hingewiesen wurden, konnten ihr nichts anhaben, sie mußten es gestehen, daß Christine fleißig und in ihren Geschäfften unermüdet sey. Nur bisweilen erlaubten sie sich Einwendungen, durch welche aber Christine wenigstens bey denjenigen, die sie genauer kannten, nie nichts verlor, sondern in Ansehung der guten Meynung, welche man von ihr immer hatte,

viel-

vielmehr gewann. Sie selber blieb auch bey allen denjenigen Urtheilen ganz gleichgültig, die über sie von solchen Personen ihres Geschlechts gefällt wurden, welche in den gerühmten Tugenden Christinens vielleicht Vorwürfe für sich selber befürchteten, und es darum an manchen ehrenrührigen Anmerkungen nicht fehlen ließen. Sie ließ sich durchaus nichts in der Erfüllung ihrer Pflichten, in welcher sie allein ihre Ehre, ihr Vergnügen, ihren Vortheil und den Zweck ihres Berufs fand und setzte, irre machen: Kurz sie behauptete ihr ganzes Leben hindurch den Ruhm eines fleißigen Weibes. Bis auf die Zeit, da sie Kinder bekam, besorgte sie alle ihre Hausgeschäffte ganz allein, ohne daß sie über einer Verrichtung derselben die andern vergaß oder vernachläßigte, wie es öfters zu geschehen pflegt. Man konnte nie in ihr Haus kommen, ohne an ihrem reinlichen, gutdurchlüfteten Wohnzimmer, an ihrer in der schönsten Ordnung erhaltenen Küche und Kammer, so wie an jedem Platze ihrer Behausung ein Wohlgefallen zu finden, welches man in so vielen Bürgershäusern, um der daselbst so oft herrschenden Unordnungen, Unreinlichkeiten und übeln Gerüche wegen, nicht immer haben kann. Sie kaufte nicht nur auf dem Markte und in der Fleischbank selber Alles ein, was sie für ihre Oekonomie nöthig hatte, sondern sie

ver-

verrichtete auch alle Arbeiten einer geschickten, fleißigen und reinlichen Köchin mit einer unverdrossenen Thätigkeit. Neben diesen täglichen und in Ermanglung eines Dienstbothen unvermeidlichen Verrichtungen blieben aber auch andere nothwendige und nützliche Geschäffte einer Hausfrau, z. E. Näh — Spinn — Strick — und Flickarbeiten nicht zurück. Wir könnten unseren Leserinnen von dem, was und wie viel Christine durch ihren unermüdeten Fleiß leistete, viel erzählen, wenn wir nicht in der Folge mehr davon zu reden Gelegenheit hätten, weßwegen wir also unangenehme Wiederholungen vermeiden wollen.

Desto nöthiger scheint es uns zu seyn, eine Frage zu beantworten, die vielleicht schon manche unsrer Leserinnen bey sich selber aufgeworfen haben mögen, nämlich die Frage: „Woher denn Christine so viel Zeit zu ihren Geschäfften gewonnen habe? Bey der Beantwortung derselben werden wir uns aber durchaus nicht mit denjenigen einlassen, die vielleicht Lust zum Spotten haben. Denn ein Spott über Christinen möchte uns leicht wieder zu einem andern Spott über manche Mädchen und Weiber Gelegenheit geben. Doch warum sollten unsere Leserinnen Veranlassung finden, über Christinen zu spotten? Denn darum,

weil

weil sie ein fleißiges und arbeitsames Weib war — verdient sie doch wohl keinen Spott: ob es gleich in weiblichen Gesellschaften bisweilen geschehen mag, daß die würdigsten Personen ihres Geschlechtes der Gegenstand eines hämischen Witzes werden. Uiberdas haben wir unsere Christine ja auch bisher als keine solche Person vorgestellt, deren Tugenden des Fleißes ꝛc. ꝛc. unerreichbar wären, und die ihres gleichen nicht gehabt hätte und haben könnte.

Sollte es auch manche Hausfrauen geben, die freylich keiner Vergleichung mit ihr fähig wären, und an ihrem Bilde eben so wenig Vergnügen, als bey demselben Lust fänden, sie nachzuahmen: so giebt es doch gewiß unter dem weiblichen Geschlecht noch viele Christinen nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach; und ich müßte von demselben wenig Erfahrung, und sehr niedrige Begriffe haben, wenn ich dieses nicht zur Ehre so manches braven, fleißigen und unermüdeten Weibes behaupten wollte.

Auf solche Muster weiblicher Tugenden berufe ich mich auch, wenn es auf die Frage ankommt, „ob Christine das leisten konnte, was sie leistete? und ich zweifle an einer bejahenden Antwort eben so wenig, als ich je daran gezweifelt habe, daß dem Fleiße alles möglich sey, so wie

der

der Trägheit und Bequemlichkeit alles unmöglich zu seyn scheint. Diese ist es auch gewöhnlich nur allein, welcher alles unbegreiflich vorkommt, was und wie viel man durch den Fleiß ausrichten könne, und welche diese Tugend an Andern in Zweifel zu ziehen eben so geneigt als an Entschuldigungen und Ausreden zu ihrer Selbstrechtfertigung gegen zu befürchtende Vorwürfe erfinderisch ist. Wozu solche Personen am ersten und öftesten ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, das ist der Mangel an Zeit. — Aber bey eben dieser Entschuldigung finden sie nur selten einen hinlänglichen Schutz. Denn es bleibt ewig wahr, was Christine öfters sagte:

„Wer Zeit zur Arbeit sucht, der findet
„sie auch. Aber freylich muß man sie
„suchen, wenn man sie finden will und
„wenn man sie hat, so muß man sie benützen. Wer Zeit gewinnen will, muß
„sich selber die Zeit abkaufen, und für
„diesen Gewinn manches aufopfern.“

Wie dieses zu verstehen seyn, darüber wollen wir unseren Leserinnen im folgenden Kapitel eine Erklärung aus der häuslichen Lebensgeschichte Christinens geben.

Fortsetzung: oder Etwas von dem frühen Aufstehen.

Einen Hauptgewinn der Zeit hatte Christine ihrem frühen Aufstehen zu verdanken, zu welchem sie schon von Jugend auf von ihren Eltern gewöhnt, in welchem sie während ihrer Dienstjahre lange geübt worden war und welches sie sich sogleich am Anfange ihres Ehestandes, wo sichs gerade viele junge Weiber erst vornehmen, ihrer Morgenruhe recht zu pflegen, zum unverbrüchlichsten Gesetze gemacht hatte. Selten geschahe es, daß sie erst nach ihrem Manne, der sehr frühzeitig an seine Arbeit gieng, aufstund, und dieser Fall fand meistens nur bey einer Unpäßlichkeit statt. Gewöhnlich verließ sie mit ihrem Philipp zugleich das nächtliche Lager, und weit gefehlt, daß sie ihn nach der Gewohnheit mancher Weiber hätte bereden sollen, länger liegen zu bleiben, damit auch sie länger hätte schlafen können, — so

nahm sie vielmehr sein ihr oft gemachtes Anerbiethen, daß sie sich durch ihn in ihrer Ruhe nicht stören lassen sollte, nicht an.

Bisweilen stund sie auch noch vor ihrem Philipp auf, und wenn es ihr gelungen war, demselben in seinem Erwachen zuvor zu kommen, und vor ihm ohne bemerkt zu werden, aus dem Bette zu schleichen, so machte ihr dieses eine ganz eigene Freude. Philipps Gewohnheit war es, wenn er erwachte, seine Hand nach seinem lieben Weibe auszustrecken, und ihr einen guten Morgen zu wünschen. Wenn er nun seine Christine im Bette nicht mehr fand, so lachte diese oft herzlich, indem sie durch die Vorhänge desselben blickte, und rief es ihrem Manne zu: „Guten Morgen! Wo suchst du mich? — Ich bin dir heute zuvor gekommen. — Dein Frühstück ist schon fertig!

Heiter und vergnügt genoßen dann dasselbe beyde mit einander, nach vorher verrichteter Morgenandacht, und dann giengs unverzüglich an die Arbeit. Früh um sechs Uhr war Christine, insonderheit im Sommer, gewöhnlich schon angekleidet und zu allen Geschäfften in — und außerhalb dem Hause bereit. Wenn ihre Nachbarin-

nen

nen oft noch schnarchten, hatte sie schon manche häusliche Arbeit verrichtet. Nicht selten kam sie vom Markte schon wieder zurück, indessen die Fenstervorhänge jener noch zugezogen waren und erst nach und nach dem hellen Tage geöffnet wurden. „O ihr Langschläferinnen — sagte sie dann oft bey sich selber, wie könnet ihr über Mangel an Zeit klagen, da ihr dieselbe nicht benützet, und die schönsten Stunden des Morgens verträumet? Wie könnet ihr Euch beschweren, daß Ihr mit Euern Geschäfften nicht fertig werden könnet? Wie könnet Ihr sagen, daß Ihr nicht einmal mit Ruhe Euer Frühstück genießen könnet, daß Euch kaum Zeit zum Ankleiden und Waschen übrig bleibe, und daß Ihr Euch den ganzen Tag, ohne einen Feyerabend zu genießen, plagen müßet? — Wer ist daran schuld, als Ihr selber? Durch eine oder ein Paar Stunden abgebrochenen Schlafs würdet Ihr nicht nur hinlängliche Zeit gewinnen, Euer Frühstück, wie Ihr es wünschet, in Ruhe zu genießen, und Euch ungehindert ankleiden zu können, wenn Ihr anders nicht wie Damen zum Frühstücken und Ankleiden einen halben Vormittag verlangt: — sondern Ihr würdet Euch dadurch den Vortheil verschaffen, daß Ihr früher an Eure Arbeit kämet, daß Ihr also natürlich mehr ausrichten könntet, als wenn Ihr Euch erst spät in Thätig-

keit

keit setzet — daß Ihr die Geschäffte, die am Vormittag noch verrichtet werden könnten, nicht auf den Nachmittag verschieben dürftet, — daß Ihr bey Geschäfften, die nun einmal zu einer gewissen Zeit vollendet werden sollen, nicht über Hals und Kopf eilen müßtet, — daß Ihr Euch, wenn Ihr mit denselben doch nicht zu einer bestimmten Stunde fertig werdet, mancherley Verdrüßlichkeiten, Vorwürfen, Verweisen und andern Unannehmlichkeiten aussetztet, — daß Ihr Euch endlich auch einen frühern Feyerabend verschaffen könntet."

Nach Christinens Meynung, welche sich auf ihre eigene Erfahrung gründete, hieng von dem frühen Aufstehen in Ansehung guter und glücklicher Geschäfftsverrichtungen außerordentlich viel ab. Oft sprach sie von einem Stündchen, welches sie durchaus nicht versäumen dürfte, wenn ihr ihre Arbeiten gelingen sollten, und wenn sie immer heiter und guten Muths bleiben wollte. In scherzhaften Augenblicken behauptete sie auch von diesem Stündchen, daß sie in demselben Gold fände, daß ihr in demselben die gutmüthigen und geschickten Erdmännchen ihre Dienste anböthen, und daß sie in demselben die Kunst gelernt habe, die Zeit zu verlängern, ihre Geschäffte zu beschleinigen, und sich die größten Vortheile zu verschaffen.

Wenn

Wenn sie dann nun gefragt wurde, was das für ein Stündchen sey? so antwortete sie ihren Freundinnen und Nachbarinnen: „Kein anders, als mein Morgenstündchen, welches ich mir durch einen abgebrochenen Schlaf erkaufe. In diesem Stündchen finde ich Gold, weil ich durch dasselbe Zeit zur Arbeit gewinne. Um dieses gewonnenen Stündchens willen oder noch eines dazu, gehen mir meine Geschäffte so gut von statten, als wenn mir bey denselben (nach einer Volkssage) Erdmännchen behülflich wären. Indem ich meinen Schlaf abkürze, so verlängere ich meine Zeit zu einer nützlichen Thätigkeit. Indem ich meine Geschäffte früher anfange, so werde ich also früher mit denselben fertig. Ihr werdet also das, was ich Euch von meinem guten Stündchen sagte, sehr begreiflich finden!“

Nichts ist auch begreiflicher, als der Vortheil, den man durch das frühe Aufstehen gewinnt, so wie nichts leichter ist, als sich an dasselbe zu gewöhnen. Nur muß man sich's damit einen Ernst seyn lassen, und seinem einmal gefaßten Vorsatz, es mag uns die Befolgung desselben anfangs auch immer schwer fallen — durchaus treu bleiben. Wer heute seinen Schlaf durch eine Abkürzung desselben besiegt, und morgen in den Ar-

men

men der Ruhe, in welchen es ihm sowohl ist, vielleicht desto länger verweilt, der wird in dem frühen Aufstehen nie eine Fertigkeit erlangen. Jeden Tag muß es unser unabänderlicher Entschluß seyn, zu einer gewissen festgesetzten Zeit aufzustehen. Oefters ist auch dieser Entschluß schon allein hinlänglich, uns aus dem Schlummer zu wecken. Gesetzt aber, daß er nicht hinlänglich seyn sollte, so müßen wir wenigstens Anfangs zu anderen Mitteln unsere Zuflucht nehmen, so wie z. E. zu Weckuhren, oder zu Personen, denen wir den Auftrag geben, an unserer Schlafkammerthüre zu pochen und dergl. In der Folge der Zeit giebt sich durch Uibung alles von selbst, und das frühe Aufstehen wird uns so zur Gewohnheit, daß wir von demselben nicht mehr ablassen können. Dieß war auch der Fall bey Christinen: daher sie ihre Freundinnen öfters versicherte, daß es ihr eine Last wäre, wenn sie bis an den spätern Morgen im Bette bleiben müßte. Aus Selbsterfahrung wußte sie jenen auch die beste Rathschläge zu geben, wie sie sich verhalten sollten, wenn sie ihres Schlafes Meisterinnen werden, und über eine gewisse Trägheit am Morgen siegen wollten.

„Besinnet Euch nur nicht lange, sagte sie oft, „wenn Ihr erwachet, ob es schon Zeit sey aufzu-

„stehen? und noch weniger erlaubt es Euch, nur
„noch ein halbes Stündchen ruhen zu wollen!
„Denn dieses halbe Stündchen dehnt sich meistens
„zu einer Stunde und darüber aus, und wenn
„Ihr alsdenn wieder aufwacht, so habt Ihr öf-
„ters noch weniger Lust zum Aufstehen, als vor-
„her. Um nach dem Erwachen am Morgen
„nicht wieder einzuschlummern, richtet Euch ge-
„schwind in Eurem Bette auf, und anstatt Euch
„mit langsamer Hand die Augen zu reiben, oder
„Euch von einer Seite auf die andere zu werfen,
„oder Euch in trägen Bewegungen des Körpers
„bald auszustrecken, bald zusammen zu ziehen, —
„so stellt Euch so geschwind wie möglich auf Eure
„Füße.“

„Man hat zur Vertreibung des Schlafs
„schon viel gewonnen, wenn man nur einmal aus
„dem Bette heraus ist; und dieses muß schnell
„geschehen! — Ihr dürfet auch dabey keines-
„wegs befürchten, daß Ihr euch erkältet, oder
„Euch sonst einen Schaden zuziehet! Kleidet Euch
„nur geschwind an und sorgt auch dafür, daß
„Eure Füße nicht erkalten, welches, weil sie vor-
„her in der Bettwärme stärker ausdünsteten, Euch
„Beschwerlichkeiten verursachen könnte. Dabey
„vergesset es auch nicht, Euch bald mit frischem
„Wasser zu waschen, und (wenn Ihr dazu Lust hät-
„tet)

„ket) auch ein Gläschen frischen Wassers zu trin-
„ken, wenigstens Euch mit demselben den Mund
„auszuspühlen. Ihr könnet es nicht glauben,
„wie viel diese Gewohnheit, die ohnehin zu der
„nothwendigen Reinlichkeit und Gesundheitspflege
„gehört, zu unserer Munterkeit am Morgen bey-
„trägt. Seyd Ihr angekleidet, so setzt Euch als-
„denn sogleich in Bewegung, zur Verrichtung ir-
„gend eines Geschäfftes. Doppelt gut wird Euch
„ein Frühstück schmecken, wenn Ihr vor demsel-
„ben schon irgend eine Arbeit verrichtet und Eurer
„Andacht gepflegt habet. Eben so unverweilt
„müßtet Ihr Euch auch nach verrichtetem Mor-
„gengebeth und genossenem Frühstück zur Arbeit
„anschicken. Denn sonst würde Euch Euer frühes
„Aufstehen nicht viel nützen, und wenn Ihr nicht
„schon in den ersten Morgenstunden thätig wä-
„ret, so wäre es im Grunde eben so gut, daß
„Ihr länger im Bette liegen bliebet. Ein län-
„gerer Aufenthalt in demselben wäre alsdenn in-
„sonderheit im Winter Euer Vortheil, weil Ihr,
„wenn Ihr später aufstündet, Holz und Licht er-
„spartet“ — „welche theure Artikel in einer Haus-
„haltung nur durch den Morgenfleiß bezahlt wer-
„den müßen.“

Ohne auf diesen Zusatz zu merken, sag-
te bey dieser Gelegenheit eine Nachbarin Christi-
nens:

nens: „Aus eben dieser Ursache, nämlich um „Holz und Licht zu sparen, — geschieht es auch, „daß ich nicht so frühe aufstehe.“

Durch diesen angegebenen Grund glaubte sie sich gegen einen Vorwurf wegen ihrem späten Aufstehen rechfertigen zu können. Sie dachte aber nicht an die Einwendungen, die ihr dagegen gemacht werden konnten, und die ihr auch von Christinen, scherzhafterweise, aber doch sehr treffend gemacht wurden.

„Muß Sie, Frau Nachbarin, sagte Christi„ne zu ihr, im Sommer am Morgen auch Lich„ter brennen und Ihren Ofen feuern?“ — — Bey dieser Frage ließ sie es aber bewenden, weil sie merkte, daß ihre Nachbarin betroffen war. Indessen glaubte sie ihr doch in Ansehung jener Entschuldigung nicht ganz Recht geben zu können, und es kam hierüber zu einem kleinen Streit, in welchem Christine ihre Meynung vertheidigte, „daß die Ersparniß an Holz und Licht meistens nur ein Vorgeben derjenigen sey, die gerne lange schlafen, und daß sich diejenige auf die Vortheile des häuslichen frühen Fleißes nicht zu verstahen scheinen, welche dieselbe für geringer achten, als eine Kerze und eine Handvoll Holz.

Eben so viele Gründe wußte sie auch denjenigen entgegen zu setzen, die das späte Aufstehen durch ein spätes Zubettegehen zu entschuldigen suchten. So billig sie war, es zuzugeben, daß denjenigen, die sich erst spät zur Nachtruhe niederlegen können, oder in der Nacht selber bisweilen im Schlafe unterbrochen würden, eine längere Ruhe wohl zu vergönnen sey: so wenig wollte sie jene Entschuldigungen überhaupt und im Allgemeinen gelten lassen. „In Ansehung vieler — sagte sie, ists nicht einmal wahr, daß sie erst spät zu Bette kommen. Nur ihrer unersättlichen Schlafsucht scheint ihre nächtliche Ruhe dadurch abgekürzt zu werden, wenn sie sich zu derselben vor neun oder zehn Uhr nicht niederlegen können, und nur jene ists, die einen langen Schlaf für ein Bedürfniß hält, welches er aber keineswegs ist. Viele sind sich auch selber an einer frühzeitigen Nachtruhe, ohne an derselben durch Geschäffte verhindert zu werden, hinderlich: und zu diesen möchte man sagen: „Warum geht Ihr nicht früher zu Bette? Denn in diesem Falle würdet Ihr früher aufstehen können.

Aber auf eben diese Frage giebt es von Seiten der Liebhaber und Liebhaberinnen des Morgenschlafes so viel Antworten, daß man mit denselben kaum fertig werden kann, und daß auch

Christine der Widerlegung derselben oft ganz überdrüßig wurde. Am meisten konnte sie über diejenige böse werden, die es behaupteten, daß es einerley sey, ob man spät zu Bette gehe und also später aufstehe, oder ob man sich früher schlafen lege, und also auch früher aufstehe. Diese Meynung wollte sie durchaus nicht gelten lassen, und es fehlte ihr auch nicht an Gründen, dieselbe zu bestreiten. Nimmermehr — sagte sie oft, ist man am späten Abend oder in der Nacht zu Geschäfften so aufgelegt als am Morgen, wenn man vorher durch den Schlaf erquickt worden ist. Was man in Einer Morgenstunde verrichten kann, dazu braucht man, wenn man in die Nacht hinein arbeitet, oft anderhalb und zwey, u. s. w. — Diese Erfahrung hat auch in der Natur ihren sehr begreiflichen Grund. Aber was hilft alles Streiten über diesen Punkt? Die Liebhaber des späten Aufstehens und Langschlafens sind doch nicht zu bekehren, und eher kann man einen zentnerschweren Menschen, der ins Wasser gefallen ist, aus demselben herausziehen, als dergleichen Personen am frühen Morgen aus dem Bette locken.

Manche schämen sich auch keineswegs, wenn sie sich sonst nicht vertheidigen können, es gerade herauszusagen: „Was soll ich vom frühen Mor-

gen bis an den spaten Abend thun? Aber eben diese Frage sollte man von keiner Person, der es um ihre Ehre zu thun ist, und also auch von keinem braven Weib hören. Denn wie kann es dieser, wenn sie ihre Pflichten kennt und denselben eine Genüge zu leisten sucht, je an Geschäfften fehlen? Und wie kann sie zur Verrichtung derselben sparsam genug mit der Zeit umgehen? In dieser Zeitersparniß und Benützung besteht auch größtentheils die Kunst einer klugen und fleißigen Hausfrau, und in dieser Kunst war Christine Meisterin. Mit nichts wucherte sie so sehr, als mit der Zeit. Um dieselbe sich zu eigen zu machen, stund sie früheh auf, und um sie auf das sorgfältigste zu benützen, kaufte sie jedes Stündchen aus, und theilte ihre Geschäffte auf das pünktlichste ein. Doch davon im folgenden Kapitel ein Mehreres.

Fortsetzung: oder wie muß man seine Geschäffte verrichten, wenn sie gut von statten gehen sollen?

An jedem Morgen überblickte Christine die Arbeiten, welche sie heute zu verrichten hatte, und traf in Ansehung derselben, die gehörige Einrichtung. Die nothwendigsten oder diejenigen, die zu einer gewißen Zeit fertig werden mußten, wurden natürlich zuerst von ihr verrichtet. Nach diesen besorgte sie die minder nothwendigen, oder suchte für dieselbe ein Zwischenstündchen zu gewinnen, und sie hatte Recht, wenn sie behauptete, daß man in solchen Zwischenstündchen, wenn man sie nur benützen will, sehr viel ausrichten konne. So thätig Christine immer war, so feind war sie aber auch derjenigen Geschäfftigkeit, bey welcher man bald diese, bald jene Arbeit anfängt, und wieder liegen läßt, und bey welcher man über lauter Eilen und Rennen öfters doch nichts

aus=

ausrichtet. Eilen — sagte sie oft nach dem bekannten Sprichwort, — thut kein gut. Jemehr man eilt, destoweniger bringt man oft zu Stande. Uibereilte Arbeiten gelingen selten, und wenn man sie untersucht, so fehlt es ihnen bald da und bald dort.

Uibrigens wollte sie durch diese Behauptung keineswegs der Trägheit und Saumseligkeit, deren Schneckensymbolum bekannt ist, das Wort reden. Sie konnte auf keinen Menschen beynahe böser werden, als auf diejenigen, die, ehe sie ein Geschäfft anfangen, oft stundenlang zaudern, und wenn sie sich endlich zur Verrichtung desselben angeschickt haben, dabey so langsam zu Werke gehen, als ob sie bald einschlafen wollten, oder als ob sie gelähmt wären, oder als ob sie ihre Arbeit erst in ein Paar Tagen zu vollenden gedächten. Nie nahm sich Christine zu viel auf einmal vor, denn sie wußte es aus Erfahrung, daß man bey zu vielen übernommenen Geschäfften insonderheit bey solchen, die oft von ganz verschiedener Art sind, nicht selten keines recht vollende. Hatte sie aber einmal gewisse Arbeiten, die sie verrichten wollte, und die verrichtet werden mußten, wenn ihr dieselben durch den Aufschub zu einer andern Zeit nicht noch beschwerlicher werden sollten.

ten, festgesezt, so gieng sie von ihrem Vorsatze durchaus nicht ab. Sie stund alsdenn noch früher auf als gewöhnlich, und ließ sichs nicht verdrüßen, etwas später zu Bette zu kommen. Sie scheuete in diesem Falle durchaus keiner Mühe und keiner verdoppelten Anstrengung. Ists ja — sagte sie alsdenn — nicht alle Tage, daß ich so viel zu thun habe. Es giebt auch wieder eine ruhigere Zeit, wo ich meine Geschäffte bequemer verrichten kann.

Uiberhaupt hörte man Christinen nie über vieke Arbeiten klagen. Nicht selten sahe man sie auch sehr heiter, wenn sie gerade die meisten Geschäffte zu verrichten hatte, und je drückender sie dieselbe bisweilen nach einer sehr natürlichen Empfindung fühlte, desto mehr suchte sie sich alsdenn zu erheitern. Dabey kam ihr oft ein gutes Lied, welches sie bey der Arbeit sang, sehr wohl zu statten. Auch durch Gespräche mit anderen, welche ihr bey solchen Arbeiten, die sie nicht allein verrichten konnte, behülflich waren, verkürzte sie sich manche mühsame Stunde, ohne über dergleichen Unterhaltungen ihre Geschäffte zu vernachläßigen, und die Zeit unnüzer Weise zu verplaudern. „Auf die Munterkeit — sagte Christine oft — kommt bey der Arbeit das meiste an, und

darum

darum muß man hauptsächlich darauf sehen, jene nicht zu verlieren. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, sonst bringt man nichts zu Stande. Man muß sich nicht über die Frage ängstigen, werde ich mit meinen Geschäfften fertig werden? sondern man muß dieselben unverdrossen angreifen, um fertig zu werden. Man muß nicht immer auf die Uhr sehen und nach der Stunde fragen, sonst wird uns die Zeit bey der Arbeit noch so lange. Alle Lust zu derselben verliert sich, wenn man sich die Geschäffte, welche man zu verrichten hat, beständig vorzählet, und sich immer den Gedanken denkt, wenn sie nur schon fertig wären! Durch alles Brummen, Klagen und Jammern wird keine Last in der Welt erleichtert, sondern nur erschwert. Je verdrüßlicher man ist und sich selber macht, desto weniger richtet man aus. Je öfter man bey der Arbeit ausruhen und sich erholen will, desto müder fühlt man sich nicht selten, wenn man zu derselben wieder zurückkehret. — Frisch ein Geschäffte anfangen und unverdrossen fortsetzen, heißt dasselbe gut und bald vollenden!"

Ein Hauptfehler bey der Arbeit, den Christine öfters rügte, war nach ihrer Meynung, die Zerstreuungssucht. Bey dieser findet auch wirklich nicht nur keine rechte Lust zur Arbeit, sondern auch keine Beharrlichkeit bey derselben statt.

Nichts

Nichts als die unersättliche Neigung zum Vergnügen ist es, warum manche Personen, auch des weiblichen Geschlechts sich in ihrer Geschäfftigkeit und Thätigkeit so oft stören lassen. An jedem schönen Morgen fällt ihnen schon ein Spaziergang ein, den sie heute machen könnten, und von welchem sie sich, wenn sie auch mancherley Geschäfte zu verrichten hätten, doch nicht abhalten lassen. Unerträglich lang scheint ihnen oft eine Woche zu seyn, in welcher sie nicht da oder dort einen Besuch machen konnten. Jede Gelegenheit auszugehen, ist ihnen die willkommenste, und es fehlt ihrer Erfindungskraft nie an Gründen, durch welche sie es ihren Männern begreiflich machen, oder wenigstens begreiflich zu machen suchen, warum sie da oder dort hingehen müßten. Es scheint bisweilen nicht anders, als ob es manchem Weibe um nichts so sehr zu thun wäre, als nur von ihren Arbeiten wegzukommen. Oft wiederholte Christine daher den Wunsch: „Wenn ich mir nur diejenige Stunden zu eigen machen könnte, welche Andere unnützer Weise verschleudern!“ Es war ihr unbegreiflich, wie manchen Personen bey ihren häuslichen Geschäfften, so viele Zeit zum Plaudern, zum Herumgehen, Hin — und Herstehen, Besuche machen und durch Fensterſehen übrig bliebe. Nach ihrer Zeitberechnung und Zeit-

eintheilung hatte sie oft keine Stunde zu verlieren, wenn sie mit ihren Geschäfften und zwar zu rechter Zeit, fertig werden wollte.

Selten sahe man sie am Fenster stehen, diesem Aufenthalte so Vieler — an deren unverdrossener Arbeitslust und fortgesetzten Thätigkeit man eben deßwegen zweifeln möchte, weil sie der Vorübergehende so oft an einem Orte erblickt, wo sich gewöhnlich nur solche Personen aufzuhalten pflegen, die lange Weile haben, die neugierig sind und denen es an Beschäftigung zu fehlen scheint. Ich weiß nicht, ob unsere Leserinnen der Meynung sind, welcher Christine war, „daß man nämlich von der Geschäfftigkeit eines Weibes oder Mädchens keinen großen Begriff haben könnte, die man oft und beynahe immer unter dem Fenster sieht;“ aber so viel scheint uns doch immer gewiß zu seyn, daß man zu eben der Zeit, zu welcher man auf die Gasse sieht, nicht zugleich arbeiten kann, und daß man also eben so viele Stunden für eine nützliche Thätigkeit verliert, als man seiner Neugierde und langen Weile am Fenster aufopfert. Ich weiß zwar wohl, daß es solche Arbeiten giebt, die man am Fenster sitzend oder stehend verrichten kann, und diese sind es auch, mit welchen man sich gewöhnlich gegen einen

nen

nen zu befürchtenden Vorwurf, dadurch zu entschuldigen sucht, daß man sagt, es sey einerley, ob man zu seinen Geschäfften diesen oder jenen Ort wähle. Daß dieses aber nicht immer einerley sey — beweisen diejenigen, die sich in ihren Arbeiten am Fenster so oft durch das stöhren lassen, was sie auf der Gasse hören und sehen, welches vielleicht bey einem anders gewählten Arbeitsplatze nicht, oder wenigstens nicht so oft geschehen würde.

Doch wir kehren wieder zu unsrer Christine zurück, die man selten unter dem Fenster sah, ein Abendstündchen ausgenommen, oder wenn es sonst etwas Merkwürdiges zu sehen gab. Uiberhaupt blieb ihr bey ihren Geschäfften und bey der Führung ihres Hauswesens wenig Zeit zu denjenigen Unterhaltungen übrig, zu welchen Andere so viel überflüßige Zeit zu haben scheinen. Es geschahe nicht oft, daß sie in den Wochentagen, außer in Geschäfften ihr Hauswesen betreffend, ausgieng, und selbst alsdenn beschleunigte sie sich, so bald als möglich wieder nach Hause zu kommen. Da sie wenig Besuche machte, so wurde sie auch von andern nicht oft besucht, und dieses war ihr lieb. Das Visitenmachen und Gesellschaften hatten — sagte sie oft, mag denjenigen überlassen seyn,

die

die dazu Zeit und Geld haben. Ich aber habe an beyden keinen Uiberfluß. Uibrigens war Christine eben so wenig eine Feindin des gesellschaftlichen Lebens, als sie in Rücksicht desselben, diejenige Pflichten vernachläßigte, welche bald die Freundschaft und Anverwandtschaft, bald die Höflichkeit und Dienstfertigkeit, so wie andere Verhältnisse von ihr forderten. Nie durfte es Jemand, der zu ihr kommen wollte, befürchten, von ihr kalt, verdrüßlich und unhöflich aufgenommen zu werden. Willkommen waren ihr allemal ihre Mutter, ihre Geschwister und andere Anverwandte und Freunde, wenn sie von denselben besucht wurde; so wie sie es auch nicht unterließ, zu ihnen bisweilen zu kommen und sich nach ihrem Wohlseyn zu erkundigen. Sie beobachtete auch in Ansehung des Besuchens und Einladens genau die Forderungen der Lebensart, weil sie wußte, daß man durch Vernachläßigung derselben, Andere leicht beleidigen und sich selber schädlich werden kann: und nur dann glaubte sie sich nach einer angenommenen Sitte nicht bequemen zu dürfen, wenn sie dieselbe mit dem Vorrath ihres Geldes und ihrer Zeit durchaus nicht vereinigen konnte.

So bereitwillig sie war, ihre Zeit einem Dienst der Freundschaft und der Gefälligkeit aufzuopfern,

zuopfern, so verdrüßlich wurde sie aber auch bisweilen, wenn sie auch nur um ein Viertelstündchen durch zwecklose Besuche, oder die unselige Schwazhaftigkeit Anderer, gebracht wurde. Sie suchte solche plauderhafte Menschen so bald wie möglich dadurch, daß sie ihnen nicht viel Gehör gab, vom Halse zu schaffen, und wenn sie dieselbe gleichwohl nicht von sich entfernen konnte, so ließ sie sich wenigstens an ihren Geschäfften nicht hindern. Alle weitläuftigen Bekanntschaften wurden von ihr aus dem sehr vernünftigen Grunde vermieden, weil dieselbe meistens nur zum Zeitverlust, zu andern Unbequemlichkeiten und auch öfters zu mancherley Verdrüßlichkeiten Gelegenheit geben. Gerne gieng sie bisweilen an einem Sonn — oder Feyertage Abends, mit ihrem Manne spazieren, oder machte da oder dort einen Besuch: aber an den Werkeltagen blieb sie meistens zu Hause. Eben so wenig war sie eine Sklavin derjenigen Neugierde, von welcher so viele Personen umhergetrieben werden, um bald eine Leiche, bald eine Kopulation, bald eine Kindstaufe, und bald dieses bald jenes zu sehen und zu hören, was oft das Unbedeutendste von der Welt ist. „Ich muß nicht Alles sehen — sagte Christine oft — ich habe keine Zeit dazu, und ich würde mich schämen,

wenn man mich überall und bey jeder Gelegenheit antreffen würde!“

So denken freylich viele Weiber und Mädchen nicht: aber eben darum leisten sie auch das und so viel nicht, was Christine leistete.

Was gehört neben dem Fleiße zu einem guten Hausweibe? Oder Etwas von der Sparsamkeit. (Aus einem Gespräche Leonorens [so hieß Christinens Mutter;] mit ihrer Tochter.)

Wenn man in ältern Zeiten einem Weibe einen recht viel bedeutenden Ehrentitel geben wollte, so rühmte man es von ihr, daß sie ein gutes Hausweib sey: und mit diesem Ausdrucke wollte man nichts anders sagen, als daß sie neben den zur Führung eines Hauswesens gehörigen und nothwendigen Einsichten und Geschicklichkeiten, dem Fleiße und der Sparsamkeit ergeben sey. Ohne diese Tugenden läßt sich auch kaum ein Weib denken, welches auf Vorzüge und Verdienste und also auf wahre Ehre, Ansprüche machen könnte. Beyde dieser Tugenden lassen sich auch durchaus nicht voneinander getrennt vorstellen, wenn die eine oder die andere nicht viel an ihrem Werthe

verlieren soll. Sparsam — ohne fleißig zu seyn, heißt Kreuzer und Groschen zu Rathe halten und dieselbe genau berechnen, aber auf Gulden und Thaler nicht achten, welche über dem Unfleiß und der Nachläßigkeit in einer Haushaltung verloren gehen. Und fleißig zu seyn — ohne Sparsamkeit, ist nichts anders als das, was man mit einer Hand gesammelt hat, mit der andern wieder leichtsinniger und unbedachtsamer Weise wegwerfen. Uiber diesen Punkt besprach sich Leonore, die ihren Kindern bey jeder Gelegenheit gute Lehren zu geben suchte, insonderheit alsdenn mit ihrer Tochter, da dieselbe Braut war, und sie ließ es an nichts fehlen, ihr die Tugend der Sparsamkeit aufs nachdrücklichste zu empfehlen.

Ohne Sparsamkeit — sagte sie zu ihr, können auch Goldgruben ausgeleert und die reichste Leute zu Bettlern werden. Ohne diese Tugend ist kein Vermögen zu groß und keine Einnahme zu reichlich, bey welcher man zuletzt doch nicht in Gefahr käme, Mangel zu leiden. Besser als uns Schlösser, Riegel und Wachhunde vor fremden Dieben bewahren, bewahrt uns die Sparsamkeit vor demjenigen Diebstal, den Viele durch Verschwendung und eine nachläßige Wirthschaft an sich selbst und ihrem Eigenthum begehen. Wer nicht sparsam ist, der wird seines Fleißes und seiner Arbeitsamkeit nie froh, und er darf sich nicht wun-

wundern, wenn er aller seiner Anstrengungen unerachtet, doch nichts vor sich bringt. Die Sparsamkeit allein erhält nicht nur das Vermögen, das man besitzt, sondern sie vermehrt auch dasselbe. Was man sich durch Versagung einer Ausgabe, die nicht zu den nothwendigen gehörte, erspart hat, kann man als ein Geschenk ansehen, welches uns darum doppelt lieb seyn muß, weil wir für dasselbe Andern nicht verpflichtet seyn dürfen. Was man sich selber erspart hat, das darf man in häuslichen Verlegenheiten von andern nicht entlehnen, und dieselbe darum ansprechen.

Darum halte, liebe Tochter, dein Geld zu Rath. Mir ists zwar nicht bange, daß du als künftige Ehegattin deinem Hause nicht nur durch Fleiß, sondern auch durch Sparsamkeit, wohl vorstehen wirst. Du hast diese Tugend von deinen Eltern frühzeitig kennen und ausüben gelernt. Du hast dir auch in deinen Dienstjahren das Lob des Fleißes und der Sparsamkeit erworben. Möchtest du diesen Ruhm auch in deinem Ehestand nicht verlieren, sondern denselben immer mehr zu befestigen suchen! Denn es ist kein seltner Fall, daß Mädchen, wenn sie Weiber wurden, die Hoffnung und gute Meynung, welche man bisher von ihnen hatte, täuschten, und einen ihrem vorigen lobenswürdigen Betragen ganz entgegengesetzten Weg

einschlugen. Wer hätte sich nicht von Ph. — — die wegen ihrer Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit so oft gelobt wurde, das Beste versprochen? Aber du weißt es, welche bittere Klagen jetzt ihr Mann über sie führt, und wie er ihr den Verfall seines Hauswesens größtentheils zuschreibt. Die Vorwürfe, die ihr gemacht werden, sind auch nicht ohne allen Grund, so sehr sie dieselbe von sich abzulehnen sucht. Mag es immerhin seyn, daß ihr Mann selber ihr im Anfang des ehelichen Lebens zur Vernachläßigung der Sparsamkeit, an die sie sonst gewöhnt war, dadurch vielleicht eine Veranlassung gab, daß er ihr von seinem Vermögen oder von seinen guten Einkünften zu große Begriffe beybrachte, daß er, da eine Neigung zur Verschwendung bey ihr überhand nahm, sie, um sich Verdrüßlichkeiten zu ersparen, nicht bald einschränkte, und ihr diese oder jene Ausgaben ernstlich untersagte, mag er also selber immer einige Schuld an seinen zerrütteten ökonomischen Umständen haben: so gewinnt dadurch Ph. — — doch nichts, oder nicht viel zu ihrer Entschuldigung. Denn ein vernünftiges Weib wird auf das Vermögen und die gute Einnahme ihres Mannes nie losstündigen. Sie wird sich nie bereden, daß man um reichlicher Einkünfte willen nicht spahren dürfe. Ein Weib von wahrem Ehrgefühl wird es nicht darauf ankommen

las-

lassen, daß sie bey ihren Ausgaben von ihrem Mann eingeschränkt werde, sondern sie wird sich selber einschränken, und jedem beschämenden Verdacht und Vorwurf wegen Unwirthschaftlichkeit auszuweichen suchen.

Zu spät ist es oft, fuhr Leonore fort — sparen zu wollen, wenn man nichts mehr, oder nicht mehr viel hat. Denn selten gelangen diejenige, welche einmal herunter gesunken sind, wieder zu demjenigen Wohlstand, in welchem sie sich vorher befunden haben, und in welchem sie sich bey einer klügeren Anwendung ihres Vermögens und ihrer Einkünfte (den Fall erlittener Unglücksfälle ausgenommen) hätten erhalten können. Meistens sinkt man, wenn es einmal zum Sinken gekommen ist, immer tiefer herunter, und selbst der angestrengteste Fleiß, die genaueste Sparsamkeit kann bisweilen das nimmer mehr ersetzen, was einmal verdorben ist. Nur bey einer baldigen Bemerkung unseres Verfalls ist vielleicht noch eine Hülfe zu unserer Rettung, und zu unserm Wiederemporkommen möglich, wenn man nämlich bey Zeiten andere Maaßregeln ergreift, oder seine ökonomische Lebensart anders einrichtet. Das Beste aber bleibt immer dieses, wenn dieselbe allzeit so beschaffen war, wie sie bey Eheleuten beschaffen seyn soll, die für ihr häusliches Wohl und

ihre bürgerliche Ehre besorgt, oder die fleißig und sparsam sind und ihre Ausgaben und Einnahmen genau mit einander berechnen.

Und dieses ist — sagte Leonore, so wie im ganzen ehelichen Leben, also auch insonderheit am Anfange desselben durchaus nothwendig. Nie muß man seine Ausgaben mehr einschränken, als wenn man auf eine gewisse hinlängliche Einnahme noch nicht mit Zuverläßigkeit rechnen kann, wie dieses öfters der Fall bey angehenden Eheleuten ist. Doppelte Ursache aber haben diese sparsam zu seyn, weil sie aus mehr als wahrscheinlichen Gründen, voraussehen können, daß sich ihre Ausgaben in der Zukunft eher vermehren, als vermindern werden, und daß diese Vermehrung derselben, bey einer ungewissen Vergrößerung ihrer Einkünfte, durchaus Etwas erspartes und zurückgelegtes nothwendig mache. Wer am Anfange des ehelichen Lebens sich nicht der Sparsamkeit befleißiget, der bleibt zu seinem größten Schaden in der Ausübung dieser Tugend immer zurück, bis ihn endlich die Noth zwingt, sich derselben aber, wie ich dir schon oft gesagt habe, oft zu spät — oder nur alsdenn zu befleißigen, wenn uns dieselbe höchstens nur vor Mangel und Schulden schützen kann, ohne ihrer Ausübung durch ein erübrigtes Eigenthum, froh zu werden.

Sündige, meine liebe Christine, am Anfange deines Ehestandes ja nicht, wie es manche angehende Weiber und auch ihre Männer thun, — auf die Geschenke an Geld oder an Naturalien los, die du von deinen Hochzeitgästen und andern Personen erhalten wirst, und glaube nicht, daß man mit Geschenken weniger sparsam seyn dürfe, als mit dem, was man sich selber erworben und verdient hat. Es ist kein seltener Fall, daß sich junge Eheleute von ihren erhaltenen Geschenken allzuviel zu gut thun, und daß sie bey dem Vorrath derselben sich oft mehr erlauben, als sie sich erlauben sollten, oder daß sie die Pflicht der Sparsamkeit bey einem scheinbaren, aber oft bald aufhörenden Ueberflusse, vergessen. Doch du wirst auch in diesem Falle gewiß vernünftiger handeln, als manche andere zu handeln pflegen. —

Spare, liebe Tochter, mit deinem Manne immer so, als ob du keinen Gulden zusetzen könntest oder als ob du durchaus kein Vermögen hättest, welches dir zur Zuflucht dienen könnte. Dein Vermögen, welches theils in einem kleinen elterlichen Heirathgut, theils in deinem Ersparten besteht, ist ohnehin nicht groß, und wenn es auch größer wäre, — so sollte doch dasselbe von dir und deinem Manne nie angegriffen werden, Fälle der aller-

drin-

dringendsten Noth ausgenommen. Gott wolle Euch bewahren, daß es euch nie an einem nothwendigen Unterhalte fehle; wenn aber auch dieser Fall eintreten sollte, so möchte ich Euch lieber rathen, bey guten und verschwiegenen Freunden Geld zu borgen, als zu eilfertig angelegte Gelder anzugreifen und Kapitale aufzukünden. Auch den bravsten, fleißigsten und sparsamsten Leuten kann es bisweilen begegnen, daß sie in einen Geldmangel gerathen, und weil sie daran nicht Schuld sind, so dürfen sie es auch nimmer mehr für eine Schande halten, am allerwenigsten einen guten Freund oder einen vertrauten Bekannten um eine vorzuschießende Summe Geldes auf so oder so lange anzusuchen. Brave und ehrliche Menschen finden auch immer solche Personen, die ihnen auszuhelfen und einen Dienst zu erweisen bereitwillig sind. Bey dergleichen Gefälligkeiten, um die man andere bittet, finden diejenige auch gewöhnlich weit weniger Schwierigkeiten, von welchen man weiß, daß sie noch Gelder auf Zins liegen haben, durch welche man sich bey einem Vorschuß für gesichert hält und natürlich auch für gesicherter halten kann, als bey denjenigen, die kein Eigenthum an Kapitalien mehr besitzen. Uiberhaupt erregt das Aufkünden anliegender Gelder nicht selten einen unserm Kredit sehr nachtheiligen Verdacht, dem insonderheit Handels — und Handwerksleute so viel

wie

wie möglich, auszuweichen suchen sollten. Aber auch ohne diesen Verdacht thut man nicht wohl, sein Vermögen ohne die dringendste Noth anzugreifen. Denn dadurch erleichtert man sich zwar auf eine Zeit lang mancherley Sorgen und häusliche Verlegenheiten: aber wie ists alsdenn, wenn unsere Kapitalien, zu welchen wir bisher unsere Zuflucht nahmen, ein Ende haben? — Wer wird diejenige nicht bedauren, die sich durch unverschuldeten Mangel an Nahrung und hinlänglichen Einkünften durchaus genöthiget fanden, ihr eigenes oder das Vermögen ihrer Gattinnen anzugreifen? Aber wer möchte auch nicht viele Eheleute warnen, diesen Schritt ja nicht zu voreilig zu thun? Wer möchte sie nicht bitten, durch verdoppelte Sparsamkeit und Arbeitsamkeit alles zu versuchen, einem einreißenden und überhandnehmenden Mangel, so viel als möglich, vorzubeugen? Kein Entschluß ist oft geschwinder gefaßt, als angelegte Gelder aufzukünden, aber eben diese aufgekündeten Gelder werden selten wieder zu einem Kapital, wenn man sichs auch vornimmt, dieselbe durch Ersparniß und in der Hoffnung auf bessere Zeiten, zu ersetzen. Eher werden oft noch Schulden bezahlt, weil man sich schämt, dieselbe zu lange stehen zu lassen, oder weil man wegen denselben angefodert wird, als Kapitalien, die man einmal zurück genom-

nommen hat, wieder angelegt werden. Möchten diese Kapitalien auch immer bey einer unverschuldeten Noth verlohren gehen, sie kamen doch mancher braven Familie in derselben zu Hülfe, — wenn sie nur nicht öfters auf solche Art verlohren giengen, daß man sie, weil sie nur der Verschwendung, dem Mangel an Fleiß und Sparsamkeit zu gut kamen, für doppelt verlohren halten müßte.

Noch allerley andere gute Lehren waren es, welche Leonore ihrer Tochter von der Sparsamkeit gab, und welche insonderheit auf die mannigfaltigen Fehler, welche in der Ausübung dieser Tugend von Weibern öfters begangen werden, Bezug hatten. Um sparsam zu seyn — sagte sie zu ihr, ist es nicht genug, große oder solche Ausgaben zu vermeiden, die offenbar über unser Vermögen und über unsere Einkünfte gehen. Man muß auch auf Kleinigkeiten sehen und das Geringscheinendste zu Rath zu halten wissen. Es ist keine gute Anzeige von der Häuslichkeit eines Weibes, die von Kreuzern und Groschen als von einer Kleinigkeit spricht, und es mit denselben nicht so genau nimmt. Wem es um einen Kreutzer, den er unnöthiger Weise ausgiebt, nicht zu thun ist, der bringt sich selber um manchen Gulden, den er

durch

durch zurückgelegte Kreuzer hätte erspahren können. Wus man ersparen kann, soll man ersparen, wären es auch nur ein paar Heller. Wer kleine Ausgaben, wenn sie nicht nothwendig sind, zu vermeiden sucht, der wird sich noch mehr vor größern zu hüten suchen: und dieß ist meistens der Vortheil derjenigen, die im Sparen mit dem Kleinen anfangen. Zwar ists nicht immer so, und es giebt manche Personen, die sich zwar im Kleinen sehr gut auf die Kunst der Sparsamkeit verstehen, aber desto weniger im Großen. Sie vermeiden aufs sorgfältigste oft die geringsten Ausgaben, aber zu einer andern Zeit geben sie bisweilen wieder unnöthiger Weise viele Gulden aus. In den Wochentagen leben sie oft so sparsam, wie möglich, und am Sonntage verschwenden sie an einem Nachmittag oder Abend auf einmal ihr Erspartes und Eingenommenes. Was manches Weib oft in vielen Monaten nicht nur erübrigte, sondern auch erkargte, das giebt sie bisweilen für ein einziges Kleidungsstück hin, wenn dasselbe auch keineswegs ein Bedürfniß ist.

Wie thöricht eine solche Sparsamkeit auf einer, und eine solche Verschwendung auf der andern Seite sey, wirst du selber einsehen. Du wirst dich auch gewiß nie „nur zu deinem eigenen Vortheil,“

der Sparsamkeit befleißigen. Natürlich hat jedes Weib, wenn sie sparsam ist, ihren eigenen Vortheil davon, nämlich den, dessen sie sich mit ihrem Manne über ein erübrigtes Eigenthum freut. Diesen Vortheil darfst und sollst du dir auch zu verschaffen suchen. Aber nie sollst du dich des Eigennutzes mancher Gattinnen schuldig machen, die nur um ihres eigenen Interesses willen sparsam sind, die das Ersparte sich allein zueignen wollen, und dasselbe öfters zur Eitelkeit, zum Wohlleben u. s. w. verwenden. Eben so gewiß bin ich es auch von dir überzeugt, daß deine Sparsamkeit nie in Geitz und Knikerey ausarten wird. — Ein verschwenderisches Weib macht einem Manne viel Verdruß, weil er ihre Geldforderungen nicht befriedigen kann und will: aber ein karges und knikerisches nicht weniger, weil ihr Gatte um ihres Geitzes willen seines zur Haushaltung bestimmten und hergegebenen Geldes willen nicht froh wird. Er verdankt es ihrer vorgegebenen Sparsamkeit nicht, daß er oft nicht genug zu essen hat, oder sich ungenießbare Speisen aufsetzen lassen muß. Er schämt sich und es thut ihm leid, wenn er deßhalb von Dienstbothen und Untergebenen Klagen hört, die er nicht widerlegen kann. Es entsteht darüber in einer Ehe mancherley Verdruß und Unwillen ꝛc.

So weit sprach Leonore, welcher ihre Tochter für ihren guten Rath herzlich dankte, den sie auch aufs beste benützte.

Fortsetzung: oder etwas von sogenannten Haus und Wochengeldern, und von Hausrechnungen.

Schon als Braut hatte sich Christine mit ihrem Philipp öfters über häusliche Angelegenheiten besprochen und darüber besprochen, wie sie ihre Oekonomie so einrichten wollten, daß sie mit Ehren fortkommen könnten. Aber noch ausführlicher unterredeten sie sich hierüber am Anfange ihres Ehestandes. Ein besonderer Punkt, über welchen sie mit einander mancherley Berathschlagungen anstellten, betraf ihre Ausgaben, so wie dieselbe mit ihren Einnahmen in eine proportionsmäßige Vergleichung gebracht werden könnten. Aber eben diese Vergleichung war nicht so leicht zu machen, wie sie überhaupt bey angehenden Eheleuten, die kein oder kein bedeutendes Vermögen besitzen, und die

sich

sich noch nicht auf eine gewisse Einnahme verlas=
sen können, nicht so leicht gemacht werden kann.
Es versteht sich von selbst, daß Christine und Phi=
lipp nie der Meynung waren, als ob man das, was
man z. E. wochentlich einnähme, auch wochentlich
wieder verzehren dürfe. Beyde hielten es durchaus
für nothwendig, etwas zurückzulegen, wenn es nur
möglich wäre, denn sie wußten es wohl, daß man
bisweilen in einer Woche nicht mehr durch Arbeit
erübrigen könne, als was gerade für die nothdürf=
tigsten Ausgaben hinreicht. Manche Personen
müßen auch wirklich oft froh seyn, wenn ihre wö=
chentliche Einnahmen nur zu ihren Ausgaben hin=
reichen. Manche könnten und sollten sich aber auch
wohl bey einer reichlichern Einnahme etwas erspa=
ren. Allein daran denken viele nicht, und eben
deßwegen setzen sie sich nicht selten in große Verle=
genheiten, wenn theure oder nahrungslose Zeiten
einfallen, oder wenn sie krank werden, und sich al=
so nichts verdienen können, oder wenn sie sonst ein
anders Unglück und Hauskreuz betrift. Einer sol=
chen Verlegenheit glaubte Philipp dadurch am be=
sten ausweichen zu können, wenn er in guten Zei=
ten sparte, um nicht in bösen darben zu dürfen,
oder wenn er es nicht so machte, wie es Andere
öfters machen, die, was sie wöchentlich einneh=
men, rundweg wieder aufgehen lassen. Da Chri=

stine

ſtine ſelber ein vernünftiges Weib war, ſo durfte es ihr Mann ihr nicht erſt begreiflich machen, warum man von dem, was man wochentlich einnimmt und verdient, nothwendig etwas zurücklegen und erſparen müße. Sie ſahe es ſelber ein, daß, wenn man jede Einnahme nur zum Eſſen, Trinken und zum Vergnügen verwenden wollte, für Hauszins, für Holz, für Geſellen und Mägd-Lohn, für das Anſchaffen der einem Handwerksmann nothwendigen Inſtrumente und Materialien, für Schneider, Schuſter und dergl., für ſogenannte Ehrenſtellen, als Gevatter — Brautleute ꝛc. für Schul- — und Informazionsgelder, für obrigkeitliche Abgaben, für Handwerksgebühren, und für hundert andere Ausgaben, an die man oft nicht denkt, wenig oder noch weniger für Almoſen und Liebesdienſte, und am allerwenigſten für die Zeiten der Noth übrig bleiben würde. In dieſer Hinſicht durften alſo nach Chriſtinens und ihres Philipps Meynung von ſeinen wochentlichen Einnahmen höchſtens nur drey Viertheile zu wochentlichen Ausgaben beſtimmt werden. Das übrige ſollte zu andern nothwendigen und unvermeidlichen Ausgaben aufbewahret werden, ſo wie überhaupt die Wochengelder nur nach dem, was zu einer mäßigen und ſparſamen Haushaltung erforderlich iſt, feſtgeſetzt werden ſollten.

„— Und

„ — Und mit wie viel Geld — sagte Philipp zu seiner Christine, — glaubst du dann in einer Woche, zur Besorgung unserer Oekonomie, ausreichen zu können?

Christine. Diese Frage kann ich dir nicht eher beantworten, als bis du es mir sagst, was ich für Ausgaben zu bestreiten habe?

Philipp. Ich meyne nur diejenigen, die täglich vorkommen, und die insonderheit die Kost, und das, was zum gewöhnlichen Lebensunterhalt gehört, betreffen.

Christine. Ich verstehe dich, und weiß also, wie ich rechnen muß, welches manche Weiber bey einem von ihren Männern bestimmten Wochengelde für unbestimmte Ausgaben, die sie besorgen sollen, nicht wissen, weßwegen sie öfters in große Verlegenheit kommen. Aber ich kann dirs, mein lieber Mann, doch nicht so gleich sagen, wie viel ich wöchentlich zu unserer Haushaltung Geld nöthig hätte. Ich möchte von dir nicht gerne zu viel und auch nicht zu wenig verlangen. Laß mich also vorher meine nothwendigen Ausgaben eine Zeit lang kennen lernen, und dann will ich dir über die-

selbe eine Berechnung zur unmaßgeblichen Bestimmung eines Wochengeldes vorlegen. Bis dahin sey es mir erlaubt, das zu meinen Ausgaben nothwendige Geld jedesmal bey dir abzuholen

Philipp. Dein Vorschlag, liebe Christine, ist mir ein Beweis deiner Ehrlichkeit, die mir schon längst bekannt ist, und von der ich auch gewiß keine Weiberkniffe zu befürchten habe: aber er will mir doch nicht recht gefallen. Ich sehe mancherley Beschwerlichkeiten voraus, wenn du jedesmal bey deinen häuslichen Ausgaben zu mir kommen wolltest, und ich immer den Auszahler und Geldhergeber machen müßte, welches ohne Stöhrung meiner Geschäffte wenigstens öfters nicht geschehen könnte. Nach meiner Meynung würden wir uns auch auf diese Art eine allgemeine Berechnung unserer Ausgaben etwas erschweren. Uiberdieß möchte ich auch es dir, meine liebe Christine, nimmermehr zumuthen, daß du um jedes auszugebende Geld immer zu mir kommen, und mich gleichsam um dasselbe ansprechen solltest. Mir scheint die Ehre eines Weibes immer einiger Maaßen angegriffen zu werden, wenn ihr der Mann kein Geld zu eigener Disposition anver-

traut-

traut. Muß sie sich nicht öfters aufs tiefste beschämt fühlen, wenn sie ihn in Gegenwart der Dienstbothen, oder wohl gar ganz fremder Personen bey unaufschieblichen Ausgaben um Geld ersuchen muß, oder wenn sie im Falle, daß er nicht zu Hause ist, etwas nicht auszahlen kann? — Nein! in diese Verlegenheit will ich dich nicht setzen. Ich denke auch von dir zu vortheilhaft, als daß du unnöthige Ausgaben machen solltest, um derentwillen freylich manche Männer ihre Weiber so viel wie möglich, einschränken müßen. — Ich will dir also, mein liebes Weib, zur Bestreitung deiner nothwendigsten wochentlichen Ausgaben einstweilen eine gewisse Summe hergeben, die ich alsdann, wenn du mit der Uiberrechnung deiner Ausgaben von acht zu acht Tagen fertig geworden seyn wirst, genauer bestimmen werde. An deiner Ehrlichkeit und Sparsamkeit zweifle ich keinen Augenblick.

Christine. Ich fürchte auch nicht, daß du je an derselben zu zweifeln und in mich ein Mißtrauen zu setzen Ursache haben werdest! —

Nach Verfluß von etwas weniger als ein Paar Monaten glaubte sich Christine durch mancherley

Berech-

Berechnungen und Vergleichungen dessen, was sie eingenommen und ausgegeben hatte, in Beziehung auf bald größere bald geringere Ausgaben in den Stand gesetzt zu sehen, ihrem Mann, weil er es verlangt hatte, eine gewisse Summe, die sie zur Führung ihrer Haushaltung wöchentlich nothwendig haben möchte, vorzulegen, mit welcher Philipp nicht nur um des guten Zutrauens willen, welches er zu seinem Weibe hatte, sondern auch weil er die Berechnungen ihrer Ausgaben sehr billig fand, vollkommen zufrieden war.

Wie viel das Wochengeld, welches Philipp von dieser Zeit an seinem Weibe aussetzte, betragen habe, wissen wir nicht. Denn Christine hielt es nicht für nöthig, Andere mit ihren ökonomischen Ausgaben und Einnahmen bekannt zu machen. Man hörte sie auch nie weder darüber klagen, daß sie von ihrem Manne zu wenig Geld bekäme, noch mit ihren Hausgeldern prahlen. Eines war nach ihrer Meynung eben so unschicklich als das andere. Insonderheit wurde sie oft recht böse über diejenigen Weiber, die nicht selten in öffentlichen Gesellschaften über ihre Männer, weil ihnen diese nicht Geld genug, wie sie glauben, hergeben, los ziehen, und sie bedauerte in der Stille manchen Mann, der vielleicht unverdienter Weise von seinem Weibe angeklagt wurde. Es kommt nicht blos, dachte sie

alsdann bisweilen bey sich selbst, darauf an, daß ihr Weiber von euren Männern nur immer Geld fordert, sondern es kommt auch darauf an, ob sie auch dasselbe, oder so viel, als ihr haben wollet, geben können. Manche von euch sind auch vielleicht selber daran Schuld, daß sie eingeschränkt werden, weil sie mit dem Gelde nicht umzugehen wissen, weil sie mehr ausgeben, als sie ausgeben sollten, und weil sie ihre Ausgaben nicht zu berechnen und von denselben Rede und Antwort zu geben wissen.

Uibrigens bedauerte auch Christine von ganzem Herzen diejenigen Weiber, welche bisweilen unter dem Druck geiziger, harter, eigensinniger und unverständiger Männer seufzen müßen; und je lebhafter sie sich an die Stelle derselben, oder in die traurige Lage einer Gattin zu setzen wußte, welche unerachtet aller gegebenen Beweise ihrer Redlichkeit, Sparsamkeit und Häuslichkeit, doch von ihrem Manne Vorwürfe hören muß: desto mehr fühlte sie ihr Glück, an ihrem Philipp einen Gatten zu haben, von dem sie billig und vernünftig behandelt wurde, und der ihr sein ganzes Zutrauen schenkte.

Von diesem gab er ihr auch einen Beweis, daß er sie aufforderte, es ihm ohne alle Scheu

zu sagen, wenn sie bisweilen mit ihrem Wochengelde nicht ausreichen würde. Dieses würde ich, sagte Christine, auch immer gethan haben, und deine vernünftige und billige Denkungsart ist mir Bürge dafür, daß ich deßhalb von dir nie einen Vorwurf oder Verdruß zu befürchten habe. Denn daß man zu einer Zeit (wenn z. E. die Lebensmittel theurer sind, oder wenn man eine Person mehr zu verkosten hat;) mehr Geld braucht, als zu der andern, das läßt sich einem vernünftigen Manne leicht begreiflich machen, und er wird in diesen Fällen mit seinem Weibe gewiß um so weniger zürnen, wenn sie ihm wegen ihren vermehrten Ausgaben Rechenschaft geben kann. Wenn sich auch die geringern Ausgaben in einer Woche mit den größern in einer andern bisweilen in ein Gleichgewicht bringen lassen, so gelingt dieses Ineinanderrechnen doch nicht immer.

Und in welcher Verlegenheit muß sich alsdenn ein Weib befinden, wenn sie bey vermehrten Ausgaben von ihrem Manne keinen Zuschuß erhalten kann? Soll sie ihre Sparbüchse, wenn sie je eine hat, angreifen? Oder soll sie von ihrem Eigenthume etwas verkaufen? Oder soll sie von andern Geld borgen und Schulden machen? Aber welcher Mensch kann ihr das zumuthen? Und welches Weib

kann sich insonderheit zu dem letzten, zum Borgen und Schuldenmachen entschließen? Ich könnte es nicht! sagte Christine, — Aber ich habe es auch nicht zu befürchten, daß ich jemals in diese Verlegenheit kommen werde. Sollte es mir also, lieber Philipp, bey meinen wöchentlichen Ausgaben, die ich übrigens so sparsam wie möglich einrichten will, jemals an Geld mangeln, so komme ich unerschrocken zu dir, und bitte dich um eine kleine Zulage, die ich dir auch verrechnen will.

So hielt es auch Christine immer mit ihrem Philipp während ihres häuslichen Lebens. Wenn ihr ihre Wochengelder nicht allemal hinreichten, so bat sie ihn um eine Zulage, die er ihr auch ohne Widerrede gab. Uibrigens aber ereignete sich nicht oft der Fall, daß sie mit ihrem Hausgelde nicht ausreichte, und bisweilen blieb ihr von demselben noch etwas übrig.

„Das war also — werden hier vielleicht manche Weiber und Mädchen sagen, — ihr Eigenthum, von welchem sie ihrem Manne weiter keine Rechenschaft zu geben hatte, und welches sie zu ihrem eigenen Gebrauch und Vortheil anwenden konnte!“ Allein dieser Meynung war Christine nicht. Sie dachte sich das von ihren Hausgeldern bisweilen

Uibrig-

übriggebliebene als einen gemeinschaftlichen Vortheil, der auch ihrem Manne zu gut käme, und darum wollte sie nichts für sich alleine behalten, worauf dieser auch ein Recht hätte. Wenn ihr daher etwas von ihrem Wochengelde übrig geblieben war, so wollte sie es insönderheit im Anfange ihres Ehestandes, allemal ihrem Manne zurückgeben, oder sie bath ihn, ihr am künftigen Wochengelde so viel abzuziehen, als ihr am vorigen übrig geblieben war. Allein dieses ließ Philipp nicht geschehen, und so blieb also seinem Weibe das von ihr erübrigte und ersparte Geld ohne alle Rückgabe und Abzug, überlassen.

Christine muß also — werden hier vielleicht wieder manche unsrer Leserinnen sagen, — von ihrem Philipp zu ihren wochentlichen Ausgaben mehr als wir von unsern Männern — erhalten haben!“ — Allein diese Vermuthung folgt aus unserer Erzählung nicht. Man kann durch Sparsamkeit bisweilen auch von Wenigem etwas erübrigen, so wie man aus Mangel derselben, öfters mit Vielem nichts ausrichten kann. Nicht selten geschieht es, daß Weiber und Frauen, welche die reichlichsten Hausgelder haben, mit denselben oft weniger zu rechte kommen, als diejenige, denen eine sparsame Summe zu ihren Ausgaben bestimmt ist. Wer viel hat, glaubt oft viel ausgeben

zu dürfen, und giebt eben deßwegen oft manches liber-flüßige, oder mehr aus, als er ausgeben sollte. Wer aber wenig hat, der hält dieses Wenige so viel als möglich zu Rath, um mit demselben auszureichen und darum bleibt ihm von demselben bisweilen sogar noch etwas übrig. Daß Christine von ihrem Manne keine überflüßige Wochengelder bekam, beweist ihre Nothwendigkeit (von welcher wir gesprochen haben) von ihm bisweilen eine Zulage zu verlangen, welches aber nur selten und dann geschahe, wenn das, was sie von manchem Wochengelde erübriget hatte, zur Bestreitung vermehrter Unkosten in einer andern Woche nicht mehr hinreichte. Denn nur dazu wendete sie, heimliche Wohlthaten abgerechnet, ihr Erspartes und Erübrigtes an. Doch genug davon! Wir würden überhaupt von dieser Sache, um manchen Männern und Weibern keinen Aerger zu verursachen, nichts gesagt haben, wenn es nicht unsere Absicht gewesen wäre, einen Beweis von der ehelichen Gedenkungs- und Handlungsart Christinens zu geben. Mag es doch seyn, daß Andere über diese Weiberehrlichkeit lachen: — Genug Christine hielte sie für Pflicht, und eben deßwegen, weil sie in allen Dingen so ehrlich handelte, wurde sie auch von ihrem Manne des uneingeschränktesten Vertrauens gewürdiget.

Fort-

Fortsetzung des vorigen.

Wie forderte Philipp seine Christine wegen ihren Ausgaben zur Rechenschaft, weil er es von ihr überzeugt war, daß sie keinen Groschen unnöthiger Weise ausgeben würde. Nichts destoweniger war sie immer bereit, ihm über ihre Ausgaben, auf seine erste Forderung Rede und Antwort zu geben, das heißt aber nicht, ihn nur bloß mit leeren Worten zu versichern, daß er sich auf ihre Ehrlichkeit, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit verlassen könne, sondern ihm davon Beweise zu geben. Und an diesen konnte es Christinen bey den sorgfältigen Rechnungen, die sie führte, nie fehlen. Sie schrieb in ihrem Ehestande lange pünktlich alles auf, was sie ausgegeben hatte, und ruhete nicht eher, bis sie mit ihren Rechnungen in Richtigkeit gekommen war. Bey diesen verfuhr sie aber nicht so, wie manche Personen zu verfahren pflegen. Sie berechnen nämlich, um bald fertig zu werden, oder wenn sie sich nicht zu

helfen

helfen wissen, oft Ausgaben, die entweder gar nicht geschehen, oder die schon längst in Richtigkeit gebracht sind. Es kömmt ihnen nicht darauf an z. E. ein Pfund Fleisch mehr aufzuschreiben, als sie wirklich eingekauft haben, wenn sie mit der Summe davon nur eine Lücke in ihrer Rechnung ausfüllen können. Auch mit dem Preise gewisser Lebensmittel nehmen sie es oft so genau nicht, und wenn ihnen z. B. ein halber Gulden fehlt, von dem sie nicht wissen, wofür sie denselben ausgegeben haben, oder dessen Verwendung sie nicht angeben wollen, so setzen sie nach ihrem Wohlgefallen diese oder jene eingekaufte Waare eben theurer an. Ob eine solche Art, Ausgaben zu berechnen, mit der Redlichkeit eines Weibes sich vereinigen lasse, davon sage ich jetzt kein Wort. — Nur das möchte ich Euch fragen, liebe Leserinnen, ob dergleichen Rechnungen, wenn man auf den Zweck derselben sieht, — einen Nutzen haben können? Indessen will ich es keineswegs läugnen, es könne auch dem ehrlichsten und trugloseſten Weibe begegnen, daß sie mit ihren Rechnungen bisweilen nicht zu recht kommen kann. Aber daran ist nach unserer Meynung, meistens nur der Aufschub derselben Schuld. Man schreibt das, was man ausgegeben hat, nicht sogleich auf, man läßt es mit dem Zusammenrechnen zu lange

anstre-

anstehen, und am Ende weiß man sich natürlich nicht mehr recht zu helfen.

Dieser Verlegenheit entgieng Christine glücklich dadurch, daß sie jedrn Tag ihre Ausgaben aufschrieb, und sie wenigstens alle zwey Tage mit den zu denselben bestimmten Geldern in Vergleichung brachte. Bey dieser Gelegenheit müßen wir es unseren Leserinnen auch noch sagen, welche Einrichtung Christine mit ihrem Wochengelde traf. Sie steckte nämlich nicht die ganze Summe desselben auf einmal in ihre Tasche oder in ihren Geldbeutel. Nichts dünkte ihr kindischer und lächerlicher zu seyn, als die Prahlereyen und das Vergnügen, welches manche Weiber darinn zu finden scheinen, wenn sie mit ihren Händen in einer großen Summe Geldes wühlen, wenn sie die bey sich tragende Münze klingeln machen und einen recht gespickten Beutel Andern zur Bewunderung ihres Uiberflusses, hervorziehen können. Bey dem Gedanken an den möglichen Fall, ihre Geldtasche zu verlieren, oder derselben im Gedränge auf Märkten beraubt zu werden, welches schon oft geschehen ist, glaubte sie, um wenigstens einem größern Verlust vorzubeugen, nur so viel Geld zu sich nehmen zu müßen, als sie ungefähr brauchen würde. Wenn man viel Geld bey sich

hat,

hat, sagte sie oft, — kommt man bisweilen in Versuchung, manches einzukaufen, was eben nicht gerade nothwendig gewesen wäre. Auf einen vollen Geldbeutel wird nicht selten in der ersten Hälfte der Woche, zum Schaden der zweyten losgesündiget ꝛc. ꝛc. —

Anstatt also das von ihrem Manne jeden Sonntag erhaltene Wochengeld sämmtlich in ihre Tasche zu stecken, theilte sie dasselbe jedesmal in drey Theile ab, von welchen die zwey ersten zu Ausgaben auf zweymal zwey Tage, und der letzte, den sie auch größer machte, auf drey Tage bestimmt war. Wir können es nicht verhindern, wenn manche unserer Leserinnen und Leser über diese Gewohnheit Christinens zu lachen Lust haben sollten. Mögen diejenige, denen alles, was mit ihrer Art zu handeln nicht übereinstimmt, lächerlich vorkommt, auch immer über diese Eintheilung, welche Christine von ihren Wochengeldern machte, lächeln, — darüber wollen und können wir sie nicht zur Rede stellen. Nur das möchten wir hier erinnern, daß nicht Alles lächerlich ist, was uns oft so zu seyn scheint und daß bey mancher belachten Handlungsart oft viel Uiberlegung und kluge Bedachtsamkeit zum Grunde liegt. Es ist auch so schwer nicht, die Ursachen einzusehen,

warum

warum Christine die erwähnte Eintheilung ihrer Wochengelder gemacht haben mag. — Dadurch daß man auf einen oder zwey Tage eine gewisse Summe zu Ausgaben bestimmt, übersieht man das, was und wie viel man ausgeben kann, leichter, und schränkt sich ganz gewiß mehr ein, als bey einem größern Geldvorrath, mit welchen man es bey Ausgaben nicht selten weniger genau nimmt, und weswegen man oft gegen das Ende der Woche, wenn das Hausgeld nicht mehr hinreichen will, in Verlegenheit kommt. Bey der Art, wie Christine ihre Hausgelder eintheilte, hat man auch noch den Vortheil, daß man sich dadurch die Vergleichung der Ausgaben und Einnahmen bey einer Rechnung erleichtert. Denn natürlich ist es leichter, eine kleinere als eine größere Summe zu berechnen, und die Ausgaben von einigen Tagen mit den dazu bestimmten Geldern, im Gegensatz weitläuftigerer Rechnungen, in Richtigkeit zu bringen.

Uibrigens mag jede Hausmutter in dieser Sache thun, was sie will und was ihr am besten gethan zu scheint, wenn sie nur darauf bedacht ist, mit ihren Wochengeldern so umzugehen, daß sie in Ansehung derselben, wegen ihren Ausgaben nie in Verlegenheit kommt, und wenn sie

es

es nur mit ihren Rechnungen nicht zu lange anstehen läßt. — Die besten Rechnungen sind aber gewiß allemal diejenige, welche alle Tage angestellt werden; und das beste Mittel sich dieselben zu erleichtern, ist dieses, wenn man so bald und so pünktlich wie möglich seine Ausgaben annotirt, oder aufschreibt. Und so machte es Christine. Zu diesem Geschäfte wußte sie auch, ohnerachtet ihrer mancherley häuslichen Verrichtungen, immer eine Zeit zu finden. „Man muß nur — sagte sie oft, insonderheit zu denjenigen, die sich allemal mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen suchten, Lust zum Aufschreiben und Rechnen haben, so wird man allezeit zu demselben ein übriges Stündchen finden. Aber wem es mit diesem Geschäfte nicht Ernst ist, dem wird es freylich zu demselben immer an Zeit fehlen. Er wird es von heute auf morgen und von morgen auf übermorgen verschieben. Vormittags wird sich es eine solche Person vornehmen, am Abend ihre Schreibtafel, oder ihr Rechenbüchlein zur Hand zu nehmen und am Abend wird sie vielleicht sagen, daß sie zu dieser Arbeit jetzt nicht aufgelegt sey. Die Folge eines solchen Aufschubs aber ist meistens diese: daß man sich dieses Geschäfte immer mehr erschwert, daß man zu demselben immer weniger Lust hat und daß man aus Unlust und Uiberdruß an demselben, zuletzt wohl gar behauptet, „es sey nicht nothwendig und möglich."

Daher

Daher hört man auch bisweilen manche Personen sagen: „Wer kann sich alles das, was in einer Haushaltung für dieses und jenes, an Geld „ausgegeben wird, so genau wieder erinnern? — „Da hätte ich — sprechen andere — viel zu thun, „wenn ich jede Ausgabe aufschreiben und berechnen wollte!" — Noch weniger vernünftig aber urtheilen diejenigen, welche die Einwendung machen, wozu das Aufschreiben und Rechnen helfen soll? Dergleichen Einwendungen wurden auch Christinen, welche sich ihre Hausrechnungen aufs sorgfältigste angelegen seyn ließ, bisweilen gemacht: es konnte ihr aber nie schwer fallen, dieselben zu widerlegen, und am allerwenigsten ließ sie sich dadurch in ihren Grundsätzen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer ordentlich geführten ökonomischen Rechnung und von ihrem Vorsatze, jene stets zu befolgen, irre machen.

„Wie kann man doch — dachte sie oft bey „sich selbst — sagen, wozu das Aufschreiben und „Berechnen der Ausgaben helfen soll? Hilft es „denn nicht dazu, daß ich weiß, wozu ich meine „Einnahme verwendet habe und daß ich also mir „selber sowohl, als andern davon Rechenschaft zu „geben im Stande bin? Wie gut kommen uns „oft Aufschreib- und Rechenbücher zu statten,

„wenn

„wenn wir bisweilen selber daran zweifeln möch-
„ten, ob es möglich sey, so und so viel ausgege-
„ben zu haben! Vor wie manchem Verdacht,
„den man wegen einem Diebstahl auf andere,
„wegen einem verspürten Mangel an Geld in der
„Tasche, werfen möchte, wird man dadurch ge-
„schützt, wenn man seine Ausgaben ordentlich no-
„tirt hat und also mit seinen Einnahmen vergle-
„chen kann! Welcher Vortheil ist es für die Ru-
„he eines Weibes, einem argwöhnischen Manne
„von allen ihren Ausgaben eine schriftliche Berech-
„nung von Woche zu Woche vorlegen zu können!
„Welchen Gewinn für ihre Ehre und für das ver-
„mehrte Vertrauen zu ihr, kann sie sich dadurch
„erwerben, wenn sie ihm solche Beweise ihrer Ord-
„nungsliebe, Akkuratesse und Wirthschaftlichkeit
„geben kann!“

Es ist also nur die Frage des Unverstandes, des Leichtsinnes, der Bequemlichkeit und vielleicht auch der Unredlichkeit und Arglist: „wozu das Aufschreiben und Berechnen wöchentlicher Ausgaben helfen soll?“ Wenn dieses Geschäfte keinen Nutzen hätte, so würden sich dasselbe nicht so viele Hausväter und Hausmütter, und unter diesen solche oft am meisten angelegen seyn lassen, die sich auf Oekonomie sehr gut verstehen, und die auf

der-

dergleichen Rechnungen sehr viel halten. Bey der Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieses Geschäftes, kommt also auch die Mühe, welche manche bey demselben scheuen und zwar deßwegen um so weniger in Betrachtung, weil dieselbe wirklich nicht so groß ist. Es sind ja keine weitläuftige Kaufmannsrechnungen, die in einer bürgerlichen Haushaltung vorkommen. Wie viel läßt sich in einer halben Stunde aufschreiben und rechnen! Wenn man es freylich mit diesem Geschäfte zu lange anstehen läßt, so verursacht uns natürlich dasselbe mehr Mühe: aber durch wessen Schuld, als durch unsere eigene? Man notire und berechne nur von Tag zu Tag, oder höchstens alle zwey Tage seine Ausgaben, so wird man dabey keine große Schwierigkeiten finden, es müßte denn seyn, daß man im Rechnen und Schreiben durchaus unerfahren wäre.— Aber diese Unwissenheit und Ungeschicklichkeit möchten vielleicht wenige Weiber eingestehen und viele müßten sich auch eines solchen Geständnisses schämen, weil sie durch dasselbe sich verrathen würden, daß sie die guten Gelegenheiten, die sie hatten, in einer so schätzbaren Kunst, als es die Schreib- und Rechenkunst ist, etwas zu erlernen, unbenützt gelassen, oder daß sie wenigstens die ihnen in derselben gegebenen Anweisungen nicht so durch Lernbegierde, Aufmerksamkeit und Uibung benützt und angewendet haben, wie sie dieselben

hät-

hätten benützen und anwenden sollen. Es fehlt auch nicht an Weibern, die sich deßwegen oft selber Vorwürfe machen, und es aber meistens freylich zu spät bereuen, daß sie die Anweisungen in ihren jüngern Jahren so wenig zu ihrem Vortheil benützt haben. Wie ist denn nun aber solchen Personen zu helfen? — Hier ist nach unserer Meynung guter Rath theuer! Denn es mag wenige Weiber geben, die sich entschließen können, noch im Ehestande rechnen und schreiben zu lernen, welches freylich das beste Mittel wäre, das Versäumte einzuholen. Viele schämen sich dieses zu thun, viele haben auch nicht Zeit, und manche kein überflüßiges Geld, einen Lehrmeister zu halten. Ich weiß also nicht, welchen andern Rath ich solchen Personen geben soll, als den, daß sie ihre Männer ersuchen, ihnen bey ihren Rechnungen behülflich zu seyn.

Denjenigen aber, welchen es nicht ganz an Schreib- und Rechenkenntnissen fehlt, möchte ich nur eine unverdrossene Uibung in denselben empfehlen, durch welche man in allen Dingen so viel ausrichten kann. Man lasse sich nur keine Mühe gereuen, so wird man sich über die Fertigkeit, welche man durch Uibung erlangen kann, selber verwundern und sich seiner Anstrengungen, durch welche man es immer weiter gebracht hat, freuen. Man rechne, wie man will, im Kopf oder auf

dem

dem Papier, nach den Regeln der Kunst, oder an den Fingern, wenn man nur rechnet und richtig zu rechnen sich bemühet. Man schreibe wie man will, so gut oder so schlecht man es kann, wenn man nur schreibt und seine Ausgaben bemerkt. Ein Aufschreib- und Rechenbuch kommt und soll ohnehin nicht in die Hände fremder Personen kommen, und es hat Werth genug, wenn es nur ordentlich geführt wird, ohnerachtet es immer einen doppelten Vorzug hat, wenn es leicht, leserlich und schön geschrieben ist.

Was die Beschwerden anbelangt, über welche manche Personen bey dergleichen Rechnungsgeschäften, um ihres schwachen Gedächtnisses willen klagen, so wollen wir es dahin gestellt seyn lassen, in wieferne dieselbe gegründet seyen, oder nicht. Bey jüngern, gesunden und sonst lebhaften Personen möchten wir freylich über dergleichen Klagen bisweilen lächeln, wie Christine einmal über eine Nachbarin lächelte, die sich wegen ihren unterlassenen Haustechnungen mit ihrem schwachen Gedächtniß zu entschuldigen suchte. Aber wir wollen durch Spott Niemand beleidigen, ohnerachtet wir nicht ganz abgeneigt sind, zu glauben, daß manche Personen nur ihr Gedächtniß aus Trägheit nicht anstrengen wollen, und daß sie ihre Bequemlichkeit der Natur zur Schuld anrechnen.

Noch etwas von dem, was zu einer guten und klugen Hausfrau gehört.

Nichts ist der Sparsamkeit behülflicher, als die Klugheit und der Fleiß. Man kann sich, wenn man nur keine Mühe scheuet, unglaublich viel Ausgaben ersparen, welche die Trägheit, Bequemlichkeit und Arbeitsscheue oft unnöthiger Weise macht. So ersparte sich und ihrem Manne Christine dadurch, daß sie so lange, als es möglich war, ihre Hausgeschäfte selber ohne einen Dienstbothen besorgte, des Jahres wenigstens zwanzig Thaler, und eben so viel und noch mehr Gulden, die andere an diese und jene Personen für Arbeitslohn ausgeben, erübrigte sie durch ihren Selbstfleiß. Ihre Geschicklichkeit, unermüdete Thätigkeit und sorgfältige Benützung der Zeit, setzte sie in den Stand, viele weibliche Arbeiten mit eigenen Händen zu verfertigen, die andere oft unnöthiger Weise und für viel Geld bald da und bald dort für sich verfertigen lassen. Je theurer eine Sache war,

desto sparsamer gieng sie mit derselben um, und dieses war auch insonderheit in Ansehung des Holzes, dieses so kostbaren Artikels in einer Haushaltung — der Fall. Sie benüzte von demselben, wenn es gespalten wurde alles, was sie z. E. an Sägspänen, Splittern, Rinden und dergleichen benüzen konnte. Der abgelösten untern Rinden des Birkenholzes wußte sie sich sehr gut statt der Hobelspäne zum Anzünden eines Feuers zu bedienen. Zur Winterszeit benüzte sie allemal das Feuer im Ofen, so weit sie dasselbe benüzen konnte, zum Kochen und ließ sich die Mühe, welche mit dieser Art zu kochen verbunden ist, nicht verdrüßen. Wenn sie ein Kohlfeuer nicht mehr brauchte, so ließ sie die Kohlen nicht verglimmen und zu Asche brennen, sondern sie sammelte dieselbe in einen Topf, den sie durch einen anpassenden Deckel vor dem Zugang der Luft bewahrte und so konnte sie dieselbe ein andermal wieder gebrauchen. Wäre es ihr gleich um des leichtern und geschwindern Anzündens und um des Hebens willen bequemer gewesen, dünn gehauene Holzstücke in den Ofen zu legen, so zog sie diesen doch auf Kosten ihrer Mühe die größeren Klöze vor, weil dieselbe nach einer von ihr gemachten Erfahrung, nicht so geschwind verbrennen und eine anhaltendere Hitze geben. Bey einer strengern Kälte wurde von ihr

ein beständiges aber sehr mäßiges Feuer im Ofen unterhalten, durch welches man auch einer auf diese Art mit weniger Kosten geheizten Stube weit froher wird, als wenn man auf einmal ein großes Feuer anzündet, es denn wieder ausgehen läßt, und bey verspürter Kälte abermals toll einschürt. Keinen Kloz verbrannte Christine umsonst, und über nichts wurde sie böser, als über die Verschwendung mancher Weiber und Mägde, die mit dem Holze oft so unverantwortlich umgehen. Immer klagt man und zwar mit Recht, — sagte sie oft — über Holztheure, und doch ist es bisweilen nicht anders, als ob man dasselbe um den geringsten Preis erkaufen könnte. Wer kann auch nicht umhin, Christinen Recht zu geben? Wer möchte ihre Klagen über die unverantwortliche Holzverschwendung, welche in so manchen Haushaltungen von Weibern und ihren Dienstbothen getrieben wird, nicht mit dem größten Unwillen wiederholen? Wer möchte die Gewohnheit mancher Personen, ihre Zimmer so zu feuern, daß man es bey dem dampfenden Ofen, bey der durchglühten Luft in denselben kaum auszuhalten vermag, auch in Hinsicht auf die mancherley Beschwerden, die man sich dadurch zuziehen kann, nicht Unsinn nennen? Aber wer möchte auch gern über eine so thörichte und schädliche Gewohnheit, von welcher schon so oft,

aber

aber meistens ohne Erfolg gesprochen worden ist, viel Worte verlieren?

Manchen Thaler ersparte sich jährlich auch Christine durch ihre Aufmerksamkeit auf alles, was die Verhütung eines Schadens in einem Hauswesen anbelangt. Durch ihre Vorsichtigkeit erhielt sie oft lange Zeit Eß- Trink- und Küchengefäße, welche durch die Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit Anderer so oft zerbrochen oder verdorben und beschädiget werden, im besten Zustande. Sie gab genau darauf acht, daß an ihren Hausgeräthschaften und in ihrem Hause selber nichts beschädiget würde. Sie gab durch offengelassene Thüren und unverschlossene Kästen, so wie auch durch ein vernachläßigtes Aufbewahren von Sachen, die mehr oder weniger Werth haben, gewiß nie einem Diebe Gelegenheit, desto bequemer stehlen zu können. Ihre Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Behutsamkeit und Vorsichtigkeit schützte sie vor vielem Schaden, den andere nicht selten sich selber zuschreiben müßen, weil sie zu bequem, zu leichtsinnig und zu nachläßig waren, denselben zu verhindern. Manchem größern Schaden wußte sie als eine kluge und vernünftige Hauswirthen dadurch vorzubeugen, daß sie dem kleinern in Zeiten abzuhelfen suchte. So ließ sie es z. B. nie dahin kommen, daß Klei-

dungs-

dungsstücke durch eine vernachläßigte Ausbesserung derselben, endlich so unbrauchbar wurden, daß ihnen nicht mehr zu helfen war, und daß man sich also neue anschaffen mußte. „Ein Loch, sagte sie oft in der Sprache alter und erfahrner Hausmütter, — „das bald vernähet, ein Riß, der ungesäumt zu„sammengeheftet und ein Schmutzfleck, der unver„züglich ausgewaschen wird, kann ein Kleidungs„stück oft noch lange in einem erträglichen Zustan„de erhalten."

Es waren die richtigsten Begriffe, die Christine von der Sparsamkeit hatte, und wie man dieselbe auch in Ansehung z. B. der Kleidung und der Wäsche beobachten soll: aber eben deßwegen konnte sie das nimmermehr für Sparsamkeit halten, was manche dafür halten, z. E. diejenige, die, um die Waschunkosten zu ersparen, oft über acht Tage und bisweilen noch weit länger ihre Leibwasche nicht mit einer andern verwechseln. Falsch ist es, sagte Christine oft — wenn man diese Gewohnheit, die ohnehin der Gesundheit schädlich und sehr unanständig ist — für ökonomisch hält. Denn durch diese vermeinte Ersparniß leidet die Wäsche wirklich Schaden, und zwar aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil sie, indem sie zu lange getragen und zu sehr verunreiniget worden ist,

einer

einer strengern Reinigung bedarf und also einem leichtern Zerreißen unterworfen ist.

Eben so wenig hielt Christine das zu ofte Waschen eines Kleidungsstückes für gut, insonderheit eines solchen, welches gefärbt ist, weil es durch das heiße Wasser, durch die Schärfe der Seife und durch das Aufhängen an der Sonne allemal etwas an seiner Farbe verliert. Ihre Meynung ist auch ganz richtig: — nur möchten vielleicht gegen dieselbe manche die Einwendung machen, wie man das öftere Waschen solcher Kleidungsstücke, wenn man mit denselben keine Abwechselung treffen kann, verhindern könne? In diesem Falle findet auch nicht wohl ein guter Rath statt, denjenigen ausgenommen, den man wenigstens manchen Personen geben möchte, daß sie ihre Kleidungsstücke in Ansehung des Beschmutzens und Befleckens derselben durch Nachläßigkeit und Unvorsichtigkeit, besser schonen möchten, um sie nicht zu oft waschen zu dürfen. Schön, gut und nothwendig ist es, reinlich zu seyn und sich in Wäsche und Kleidung immer reinlich zu erhalten: aber nicht schön und gut, nicht vortheilhaft und ökonomisch ist es auch, auf einer Seite, was das wiederholte Waschen anbelangt, reinlich, und auf der andern Seite, in Betref eines schmuzigen und

nach=

nachläßigen Wesens wieder unreinlich zu seyn, und über die Reinlichkeit die Sparsamkeit zu vergessen, die in Rücksicht der Waschunkosten, in Ansehung des Holzes, der Seife, des Arbeitslohns, des Zeitverlustes ꝛc. ꝛc. wohl in Betrachtung gezogen werden sollte. Manche Personen gehen auch wirklich in diesem Punkt der Reinlichkeit oft zu weit und opfern ihrer Delikatesse, ihrer Ehrbegierde und Eitelkeit an Geld und Zeit mehr auf, als sie aufopfern sollten. Doch genug davon.

Wir kehren wieder zu unserer Christine zurück, die sich es in allen Dingen angelegen seyn ließ, jeden Schaden in ihrer Haushaltung zu verhindern und jeden erlaubten Vortheil sich zu eigen zu machen, und fügen zu dem, was wir schon oben von ihren genauen Rechnungen in Ansehung ihrer Ausgaben und Einnahmen gesagt haben, nur noch dieses bey, wie sie sich verhielt, wenn sie z. E. durch Andere etwas einkaufen ließ. In diesem Falle zählte sie das einer Magd oder Ausgängerin, oder einem Lehrjungen, oder sonst einer andern Person für diese oder jene Ausgabe anzuvertrauende Geld, genau vor und schrieb dasselbe vor dessen Augen auf. Denn durch dieses Vorzählen und Aufschreiben glaubte sie sich am besten gegen diejenige in Sicherheit stellen zu können,

die

die aus Lug und Trug, oft gerne insonderheit alsdenn Andern das Empfangene wegläugnen möchten, wenn sie bey diesen schon einmal einen Mangel der Aufmerksamkeit oder ein ungetreues Gedächtniß bemerkt zu haben glauben. Lieber hätte Christine einen halben Gulden verschenkt, als sich von andern um einen Groschen vorsätzlich betrügen lassen. Wäre es ihr auch um denselben nicht so genau zu thun gewesen, so war es ihr doch darum zu thun, daß sie nicht zum Nachtheil ihrer Ehre, von arglistigen oder betrügerischen Menschen hintergangen, und von diesen, wenn sie sich hätte hintergehen lassen, heimlich ausgelacht und verachtet würde. Umsonst hätten sich solche Personen auch bemühet, Christinen durch falsch angegebene Preise einer Waare zu betrügen; denn sie wußten es wohl, daß sie sich nicht so leicht würde belügen lassen, und daß sie einer solchen Betrügerey durch Nachforschungen oder Nachfragen auf die Spur zu kommen suchen würde. Manchen andern Irrungen und Betrügereyen, welche bey anvertrauten Geldern öfters vorgehen, entgieng Christine glücklich auch dadurch, daß sie es mit der Berechnung derselben nie zu lange anstehen ließ. Meistens rechnete sie mit denjenigen, die etwas für eine ihnen gegebene Summe für sie eingekauft hatten, sogleich ab. Was an jener übrig geblieben war,

muß=

mußte also heraus gegeben werden, und was zu diesen oder jenen Ausgaben nicht hingereicht hatte, das wurde dem Ueberbringer oder der Ueberbringerinn einer eingekauften Waare sogleich von Christinen erstattet. Selten aber traf der Fall ein, daß sie etwas erstatten mußte, weil sie ihren Leuten lieber etwas mehr, als weniger Geld zum Einkaufen gab, damit dieselbe nicht da oder dort etwas auf Borg nehmen möchten. Ueberhaupt suchte Christine das Borgen und auf Conto nehmen so viel wie möglich zu vermeiden; weil sie der Meynung war, daß man durch eine baare Bezahlung manches ersparen könne. Sie hatte auch nicht Unrecht. Eine Person, von der man weiß, daß sie baar ausbezahlt, kann manches wohlfeiler erhalten, als eine andere, die etwas nur auf Conto einkauft. Man läßt jener bisweilen um so lieber im Preise einer Sache etwas nach, weil man wegen einer wo nicht ungewissen, doch verzögerten Bezahlung nicht besorgt seyn darf. Wer baar bezahlt, der kann nach Wohlgefallen da oder dort Waaren einkaufen und Arbeiten bestellen, wo er sie nämlich besser und wohlfeiler erhalten kann, als bisher: welches aber diejenigen nicht wohl thun können, die mit einem Handels — und Handwerksmann noch in Abrechnungen stehen, und die sich, wenn sie ~~entweder~~ anderswo einkaufen und arbeiten lassen wollten, nicht nur

Be=

Bezahlungsanfoderungen, sondern auch manche beleidigende Reden und Vorwürfe gefallen lassen müßten.

Dazu kömmt auch noch der Vortheil, daß man bey einer baaren Bezahlung, die man sich, wenn es nur möglich ist, zum Gesetze gemacht hat, oft manche Ausgaben vermeidet, die man vielleicht sonst nicht würde vermieden haben. Es ist kein seltener Fall, daß man, wenn man eine Waare oder Arbeit nicht sogleich bezahlen darf oder will, die Unkosten derselben nicht so genau überlegt, als man sie vielleicht bey einer baaren Bezahlung überlegt haben würde. Man läßt sich eben bald dieses bald jenes auf Rechnung schreiben, vergißt es aber zu bedenken, daß diese Rechnungen einmal doch bezahlt werden müßen. Und wie sehr erschrickt man öfters, wenn es wirklich dazu kommt! Man erstaunet über die Summa Summarum. Man rechnet den Conto durch, ob nicht in demselben ein Fehler vorgegangen seyn möchte. Man besinnt sich, ob man dieses und jenes an Waaren und Arbeiten wirklich erhalten habe. Man übersieht ein solches Laus Deo zehn und zwanzigmal, und bleibt bey der Hauptsumma allemal verdrüßlich stehen. Man schimpft oft über den Kauf — und Handwerksmann. Man wünscht, dieses und jenes

nicht

nicht gekauft und angeschafft zu haben. Aber was hilft alles dieses? Das Beste wäre es immer gewesen, wenn man dergleichen Ausgaben früher berechnet, und dieselbe so viel wie möglich zu vermeiden gesucht hätte, welches vielleicht auch bey dem Vorsatz einer baaren Ausbezahlung geschehen wäre.

Uibrigens behaupten wir es keineswegs im Allgemeinen, daß es schädlich, oder wohl gar schimpflich seye, etwas auf Conto (wie man sich ausdrückt) einzukaufen oder an Arbeiten verfertigen zu lassen. Denn diese Gewohnheit wird öfters auch von den rechtschaffensten, ehrlichsten, sparsamsten, accurateſten und selbst von Personen, die Vermögen besitzen, beobachtet, und zwar aus hinlänglichen Gründen, die wir aber jetzt unmöglich auseinander setzen können. Manche sind auch oft durch ihre Lage, oder durch ihre nur zu gewissen Zeiten eingehende Gelder genöthiget, dieses und jenes, was sie in ihre Haushaltung, größere Artikel anbelangend, oder zu ihren Geschäften als Materialien und dergleichen, gebrauchen, auf Conto zu kaufen. In diesem Fall befand sich auch bisweilen Philipp und seine Christine. Sie hatte eben so wenig als ihr Mann ein beträchtliches Vermögen, durch welches sie in den Stand gesetzt worden wären, ihre Haushaltungs — und Handwerks-

bedürfnisse unverzüglich zu bezahlen. Oft mußte auch Philipp selber, und bisweilen zimlich lange, auf die Bezahlung seiner Arbeiten warten, oder sein wochentlicher und monatlicher Verdienst reichte bisweilen nicht zu seinen nothwendigen Ausgaben hin. Es war also nicht immer möglich, daß sie alles, was sie brauchten, mit baarem Gelde bezahlten. Indessen suchten sie doch dem Borgen und auf Conto schreiben lassen so viel wie möglich auszuweichen. Hatten sie wieder Geld eingenommen, so wurden von demselben auch ihre ausstehende Conti, so bald als es nur geschehen konnte, bezahlt. So wie es Philipp seinem Weibe nie übel nahm, wenn sie ihn erinnerte, daß diese oder jene Bezahlung noch zu berichtigen wäre, so war es ihr allemal herzlich lieb, wenn sie mit diesen oder jenen Personen abrechnen konnte. Sie wurde zwar in dergleichen Fällen nie zur Rede gestellt, weil man wußte, daß sie ehrlich seye, und man hätte ihr und ihrem Manne vielleicht hundert und mehr Gulden geborgt, aber es war ihr immer lästig, Andern etwas schuldig zu bleiben. Sobald sie zu bezahlen im Stande war, that sie es ohne Aufschub. Ihr hätte keine größere Demüthigung wiederfahren können, als „angefodert zu werden.“ Sie ließ es aber auch nie dahin kommen, und am allerwenigsten dadurch, daß sie ihre

Ehre,

Ehre, ihren guten Ruf und das Zutrauen Anderer, wie manche liederliche, leichtsinnige, verschwenderische, näschige und hoffärtige Weiber, — durch Lug und Trug, durch heimliches und unnöthiges Geldentlehnen bey andern, durch Borgen und Schuldenmachen ohne Wissen des Mannes, durch eingekaufte Waaren und bestellte Arbeiten ohne seinen Willen, durch zurückbehaltene Auszahlungsgelder und andere Praktiken, — — aufs Spiel setzte.

Fortsetzung des Vorigen.

Noch müßen wir unseren Leserinnen von der haushälterischen Klugheit Christinens, z. E. bey ihrem Einkaufen und bey der Besorgung ihrer Oekonomie in diesem und jenem Stücke, etwas erzählen. — Nicht allemal kaufen diejenige gut ein, die wohlfeil einkaufen. Man kann freylich manche Dinge, oft um einen geringen Preis erhalten: aber welchen Gewinn hat man von dem wohlfeilern Einkauf einer Waare, wenn dieselbe von schlechter Beschaf-

fen-

fenheit ist? Schlechtes Fleisch, verdorbene Gemüße und andere übelbeschaffene Nahrungsmittel können natürlich wohlfeiler gekauft werden, aber was nüzt dieser Provit, wenn uns eine Mahlzeit von solchen Speisen nicht schmeckt, oder wohl gar noch unserer Gesundheit schadet? — Wer wird eine Leinwand, die bald zerreißt, und ein Tuch oder einen Zeug zu einem Kleidungsstück, das keine Dauer hat, für vortheilhaft halten, wenn es auch noch so wohlfeil gewesen wäre? — Wer wird sich bereden, etwas erspart zu haben, wenn ihm um einen geringern Lohn, schlechte Arbeit verfertiget würde? „Daher ists nicht selten ein ungegründeter Ruhm, — sagte Christine öfters — den sich manche Weiber durch ein wohlfeiles Einkaufen zu eignen wollen. Oft ist es auch nichts weniger als wahr, daß sie wirklich so glücklich im Einkaufen sind. Es ist bisweilen nur ein falsches Vorgeben, daß sie dieses und jenes so und so wohlfeil eingekauft hätten. Sie wollen durch jenes öfters nur dem Vorwurf wegen einem Mangel an Sparsamkeit ausweichen. Vielleicht ists auch bey manchen eine gewisse Bosheit, die sie an andern Weibern, um sich über dieselbe als bessere und geschicktere Einkäuferinnen zu erheben, und sie herunter zu sezen, dadurch auszuüben suchen.“ Doch dieses lassen wir dahin gestellt seyn. —

Nach

Nach der Meynung Christinens war nur derjenige Kauf vortheilhaft, bey welchem man sich eine gute Waare um einen solchen Preis zu verschaffen weiß, der nach dem Verhältniß der Zeit und Umstände nicht übertrieben und so beschaffen ist, daß man für denselben die nämliche Waare nicht allemal erhalten kann. Ohne gute Waare einzukaufen kauft man, wie Christine behauptete, — allemal schlecht, oder dumm und zum Schaden ein, und man betrügt sich, wenn man um eines wohlfeilern Preises willen etwas erspart und gewonnen zu haben glaubt. Nichts ist also, — wie sie öfters sagte, wenn man nicht zu seinem Schaden einkaufen will,) nothwendiger, als die Kenntniß und eine richtige Beurtheilung guter Waaren. Denn ohne diese ist man immer in Gefahr, hintergangen zu werden. Jeder Handelsmann, oder wer nur irgend etwas verkauft, und zum Kauf anbiethet, lobt und empfiehlt seine Waare, wenn sie auch noch so schlecht ist. Wie leicht ists daher betrogen zu werden, wenn man dieselbe nicht selber zu schätzen und nach ihrer Güte zu beurtheilen weiß?

Diese Kenntniß wird also bey einer guten Hauswirthin vorausgesetzt: und wenn sie dieselbe noch nicht besitzt, so gereicht es ihr keineswegs zur Schande, sich dieselbe durch erbetene oder benützte Belehrungen von ihrer Mutter oder andern verständi-

gen

gen Personen zu verschaffen. Freylich bleibt dieß immer eine gewisse Art der Demüthigung, die manches Töchterchen, welches sich in ihrem ledigen Stande um dergleichen Dinge nichts bekümmerte, auch wohl verdient: aber es ist doch immer besser, sich dergleichen Demüthigungen zu unterwerfen, und bey Personen von Einsicht guten Rath zu suchen, als sich betrügen, und hintendrein auslachen zu lassen! —

Wer gut einkaufen will, muß aber nicht nur gute Waare kennen, sondern er muß auch dieselbe auf eine vortheilhafte Art an sich zu bringen wissen, und auch auf diese Kunst verstund sich Christine so ziemlich gut. Wahr ists, es kommt nicht immer auf uns an, etwas nach unsern Wünschen, das heißt wohlfeil einzukaufen. Natürlich richtet sich der Kaufpreis einer Sache nach Zeiten und Umständen. Bey einem geringern Vorrath derselben ist sie allemal theurer, als bey einem größern. Bisweilen muß man auch froh seyn, wenn man selbst eine theure Waare nur zum Kauf erhalten kann, wenn nämlich dieselbe rar ist, und doch zu den nothwendigen Bedürfnissen gehört. Wer in solchen Fällen wohlfeil einkaufen will, der verlangt Vortheile, die keinem andern zu Theil werden, und welche er mit allen seinen Klagen über Theurung, mit allem Schimpfen über zuhochgesezte Preise, und

mit allen Vorwürfen, welche er den Verkäufern macht, nie erhalten wird. Indessen giebt es doch gewisse Vortheile, die man sich bisweilen beym Einkaufen verschaffen kann, und gewisse Fehler, die man hiebey vermeiden muß. Wenn man nach der Meynung Christinens sich nicht selber oft eine Waare vertheuren will, so muß man sichs durchaus nicht anmerken lassen, daß man eine Sache durchaus nothwendig brauche. Am allerwenigsten muß man es in Gegenwart der Verkäufer sagen, was man oft Weiber und Mägde auf Märkten sagen hört: „dieses und jenes muß ich haben, es koste auch, was es wolle!“ Man muß über eine Waare vor dem Verkäufer derselben keine solche Freude und kein solches Wohlgefallen bezeugen, daß jener unsere Kauflust, wie es öfters zu geschehen pflegt, zu seinem Vortheil benützt, und weil er merkt, daß wir diese oder jene Sache nicht mehr aus den Händen lassen würden, den Preis derselben wo nicht erhöhet, doch an demselben nichts nachlassen will. Man muß sich nie etwas zum Kaufe bestellen, ohne vorher über den Preis einer Sache in Richtigkeit gekommen zu seyn. Man muß auch nicht zu blode seyn, sich die Foderungen eines Verkäufers ohne alle Widerrede gefallen zu lassen.

Wenn freylich gewisse Waaren, wie z. E. Spezereyen, Fleischartikel und andere, einen schon bestimm-

stimmten Preis haben, so geht es nicht an, in Ansehung derselben mit dem Verkäufer handeln zu wollen. In diesem Falle würde man sich, ohne etwas zu gewinnen, nur lächerlich machen. Unvernunft wäre es auch, auf eine Waare einen Preis zu schlagen, um welchen sie der Verkäufer unmöglich geben kann, und den selbst mancher Käufer, wenn er nicht unverschämt ist, für zu niedrig ansehen muß. Ungerecht und unbillig würden auch diejenigen handeln, welche sich die Armuth, die dringende Noth, die Einfalt und Blödigkeit eines Verkäufers auf eine solche Art zu Nutzen machen wollten, daß dieser, indem wir gewinnen, Schaden leidet. Zwischen dieser falschen und wahren Klugheit beym Einkaufen findet ein großer Unterschied statt. Ein anderes ist es, seinen Vortheil zum Schaden anderer benützen zu wollen. Ein anders auf seinen Vortheil sehen, um durch andere nicht in Schaden gebracht zu werden. Wer kann es mir, sagte Christine öfters, — verübeln, wenn ich einem Verkäufer seine Waare nicht sogleich um denjenigen Preis abnehme, um welchen er mir dieselbe anbietet? Giebt es nicht betrügerische Leute genug, die andere zu hintergehen suchen? Sind ihre Forderungen nicht oft die unverschämtesten? Soll man blindlings ihren Worten glauben? Ists wahr, was sie oft sagen, daß sie ei-

ne Waare unmöglich wohlfeiler geben könnten, — da sie dieselbe doch zuletzt dem Käufer, wenn er sich von ihnen nicht hat bethören lassen, um einen weit geringern, als den zuerst angegebenen Preis überlassen? Wie der Verkäufer auf seinen Vortheil sieht, so muß auch ich auf den meinigen sehen. Ich verlange es von ihm nicht, daß er mir seine Waaren schenken, oder um den halben Preis hergeben soll: aber er kann es auch von mir nicht verlangen, daß ich ihm mehr bezahle, als dieselben werth sind. Will und kann er sie mir nicht überlassen, so ist er ja nicht dazu gezwungen. Genug, ich versuche es einmal, so wohlfeil als möglich einzukaufen, und am allerwenigsten lasse ich mich betrügen. — Ists auch bisweilen nur ein kleiner Gewinn, den ich bey einem Einkauf mache, so ists doch ein Gewinn, den kein sparsames Weib geringschätzen muß, weil sie um denselben manche andere Sache gleichsam unentgeldlich kaufen kann.

Auch durch ihre Freundlichkeit und Höflichkeit gewann Christine zu ihrem Vortheil manchen Verkäufer, welchen andere durch Grobheiten, Zanken, Spotten und finstere Mienen öfters in Hinsicht seiner Foderungen noch eigensinniger und hartnäckiger machen. Sie lobte zwar nie eine Waare, aber sie verachtete auch dieselbe nicht zum Verdruß

des Verkäufers. Anstatt über denselben bey einem hohen Preis seiner Waare zu schimpfen, sagte sie oft weiter nichts, als: „Ists auch christlich, daß ihr mich so überbietet?“ oder: „Es scheint beynahe, daß ihr mich auf die Probe stellen wollet, ob ich besser als ein Kind einkaufen könne? und w. dergl. m. ist.“ — Ein kurzes Wort, „so und so viel gebe ich euch für diese Waare“ — richtete oft mehr aus, als ein stundenlanger Handel, bey welchem man unter Zanken und Streiten am Ende doch nicht eins wird.

Nach Christinens Meynung kam bey einem glücklichen Einkauf auch viel auf die Zeit an. Ihre Erfahrung hatte sie belehrt, daß man in der Frühe, ehe der Markt noch mit Menschen angefüllt ist, so wie auch später, wenn sich die Käufer nach und nach wieder verlohren haben, manches um einen wohlfeilern Preis erhalten könne, als sonst, und darum suchte sie diese Zeiten so viel wie möglich zu benützen, und ließ sich keine Mühe und keinen freylich auch oft vergeblichen Gang gereuen. Wurde sie durch Geschäfte zu der Zeit, da sie Mutter war, nicht abgehalten, so kaufte sie meistens selbst ein. Denn ob sie gleich nicht zu denjenigen Weibern gehörte, denen kein Dienstbothe etwas wohlfeil und gut genug einkaufen kann: so hatte sie doch auch nicht unrecht, wenn sie behauptete, daß man

sich auf dergleichen Personen nicht immer verlassen könne. Viele Mägde, sagte sie oft, — verstehen oft nicht einmal eine Waare. Giebt man ihnen eine gute, so nehmen sie dieselbe von dem Verkäufer an, wie sie aber auch die schlechte annehmen, mit welcher man ihre Einfalt betrügt. Was bekümmern sie sich auch öfters darum, ob sie eine Sache wohlfeil oder theuer bezahlen müßen? Sie dürfen ja dieselbe nicht aus ihrem eigenen Beutel bezahlen. Nichts davon zu sagen, daß durch ihre Nachläßigkeit, Unvorsichtigkeit und Dummheit, es öfters bey einer eingekauften Waare am nothwendigen Gewichte fehlt: so kaufen sie auch bisweilen in ihren eigenen Beutel ein; und wenn dieses auch nicht geschieht, so sind sie doch nicht immer genug auf den Vortheil ihrer Herrschaft bedacht. Sie kaufen oft das Nächste Beste ein, was ihnen unter die Hände kommt, insonderheit, wenn sie vorher lange geplaudert haben, und izt unverweilt nach Hause eilen müßen. Sie wollen sich nicht die Mühe geben zu handeln und zu feilschen, und bringen dadurch ihre Herrschaft oft in Verlust und Schaden. Dieses war auch die Ursache, warum Christine, wenn sie sich nicht auf einen guten und im Einkaufen geschickten Dienstbothen verlassen konnte, meistens selber, wenn es nur möglich war, einkaufte: bey welcher Gewohnheit auch gewiß man-

ches Weib profitiren würde, ohne etwas an ihrer Ehre zu verlieren.

Manchen Vortheil verschaffte sich auch Christine durch das Einkaufen solcher Waaren, die ihr in das Haus gebracht wurden. Da dieß meistens von solchen Verkäufern geschieht, die sich bald wegen der Hitze im Sommer, bald wegen der Kälte im Winter, oder aus andern Ursachen, die Witterung und dergl. betreffend, nicht lange auf den Markt hinsetzen wollen, so läßt es sich auch begreifen, warum man von ihnen eine Sache bisweilen wirklich um einen wohlfeilern Preis erhalten kann. Auch schon deßwegen sind sie bisweilen wohlfeiler, weil sie mit den oft übertriebenen Marktpreisen nicht bekannt sind. Es ist also immer ein gewisser Vortheil, mit solchen Leuten in Kauf und Handel zu stehen, und diesen benützte auch Christine. Nach der Berechnung dieses fleißigen und klugen Weibes war schon das für sie ein Gewinn, daß sie sich, wenn man ihr eine Waare ins Haus brachte, einen Ausgang erspar-te. Für einen andern Vortheil hielt sie den, daß sie eine solche zum Verkauf ins Haus gebrachte Sache nach ihrer Güte und nach ihrem Werthe oft weit besser untersuchen konnte und durfte, als auf öffentlichen Plätzen. Aber ihr Hauptgewinn

blieb

blieb immer der, daß sie dieselbe meistens etwas wohlfeiler erhielt: und wenn dieses auch nicht immer der Fall war, so war nach ihrer Meynung schon das ein Vortheil, daß sie von dergleichen Verkäufern oft mit Waaren versehen wurde, die zu gewissen Zeiten auf Märkten nicht allemal zu haben waren. Mit solchen Verkäufern suchte sich Christine immer gut zu verstehen, und dieselbe dadurch, daß sie ihnen in der Hitze bisweilen ein Glas Bier gab, daß sie es ihnen erlaubte, sich im Winter in ihrer Stube zu erwärmen, daß sie ihnen an Weihnachten oder Neujahr einen Lebkuchen schenkte, und sich mit ihnen oft vertraulich unterredete, — zu einem billigen Kauf und Handel zu bewegen, welches auch geschahe.

Noch müßen wir zulezt unsern Leserinnen auch davon etwas sagen, was Christine für einen großen Vortheil zur Ersparniß beym Einkaufen hielt, nämlich das Einkaufen, wie man es nennt, ins Große, und in Vorhinein. Es ist auch unstreitig, daß man bey dieser Art des Einkaufs etwas ersparen kann. Schon darum, wenn man eine Waare in größerer Quantität (oder von derselben mehr auf einmal) einkauft, kann man dieselbe meistens um einen wohlfeilern Preis erhalten; wobey der Verkäufer, weil er einen größern Absaz auf einmal

mal macht, nichts verliert, und der Käufer gewinnt. Da sich nicht selten der Preis einer Sache nach gewissen Zeiten und Umständen ändert, und durch dieselbe öfters um ein merkliches erhöhet wird, so läßt es sich auch hieraus begreifen, daß man, wenn man gerade die Zeit benützt, wo man um einen erträglichen Preis einen Kauf in Vorhinein machen kann, dabey seinen Vortheil befördert. Allemal erhält man eine Waare aus den ersten Händen des Verkäufers am wohlfeilsten, und zwar aus sehr begreiflichen Gründen; denn natürlich wollen diejenige, die mit Waaren handeln, welche sie selber von andern erkauft haben, für ihre Mühe bey dem Verkauf, und für ihre Auslagen, die sie erst nach und nach wieder einnehmen, einen Provit haben, von dem sie auch leben müßen. Aber eben diesen Provit kann man sich oft selber machen, und sich durch denselben manches ersparen, wenn man die gute Gelegenheiten und Zeiten zu einem wohlfeilen Einkauf ins Große bey den ersten Verkäufern einer Waare benützt. Dieses that auch Christine, so weit es in ihren ökonomischen Kräften stund, und es fehlte ihr nie an Gründen, durch welche sie es ihrem Manne, wenn sie wegen eines solchen Einkaufens Geld von ihm zu erhalten wünschte, begreiflich zu machen wußte, daß er keinen Schaden davon haben würde. Gewiß litt auch

Phi=

Philipp bey der Klugheit seines Weibes und ihrer ökonomischen Sorgfalt nie Schaden. — Denn es war nie ihre Gewohnheit, einen Einkauf, wie man sagt, ins weite Feld, — zu machen, oder sich Waaren in solchen Quantitäten anzuschaffen, daß aus ihrem Vorrath ein Uiberfluß wurde, welchen man leicht mißbraucht, und welcher nicht selten Schaden leidet. Es war von ihr alles, was sie kaufte, so genau als möglich für ihre Hausbedürfnisse in Hinsicht einer gewissen Zeit, berechnet. Sie kaufte nichts zum Voraus in einer größern Quantität ein, was sie über kurz oder lang, wo nicht wohlfeiler, doch um eben diesen Prris zu erhalten hoffte. Bey ihrem Einkaufen benützte sie auch allemal die günstigsten Zeiten und Gelegenheiten. Insonderheit war sie auch sehr darauf bedacht, daß ihr gesammelter Vorrath keinen Schaden leiden möchte. Sie sicherte ihn also aufs sorgfältigste vor diebischen Händen; sie bewahrte alles, was sie z. E. an Lebensmitteln vorräthig besaß, an dem gehörigen, und nach der Beschaffenheit einer Sache, bald trocknem, bald feuchtem, bald kühlerm, bald wärmeren Orte; und durch ihre Schuld und Nachläßigkeit wurde nichts, wie dieses öfters der Fall bey manchen Weibern und Mägden ist, verdorben, und unbrauchbar gemacht.

Uiberhaupt suchte sie als eine verständige und vorsichtige Hausmutter allen Schaden zu verhüten, wenn derselbe auch nur Dinge betraf, um welche sich andere sonst nicht viel zu bekümmern pflegen. Nichts wurde von ihr gering geachtet, wovon sie noch irgend einen Gebrauch machen zu können glaubte. Ein kleines Gärtchen an ihrem Hause, welches kaum diesen Namen verdiente, wurde von ihr wenigstens zu Suppenkräutern, zu einigen Gemüßen und Blumen, die sie in demselben zog, benützt. Auf alles war ihre Aufmerksamkeit gerichtet, wodurch sie nur irgend einen ökonomischen Vortheil erhalten konnte. Nichts war ihr lieber, als der Umgang mit wirthschaftlichen Personen, und so wie sie diesen insonderheit von ihrem Geschlechte manchen guten Rath mittheilte, so rühmte sie es auch oft von denselben, was und wie viel sie ihnen in dieser oder jener Sache des Hauswesens zu verdanken hätte. Doch wir müßen itzt abkürzen, so gerne wir von unserer Christine, als einer sparsamen und fleißigen Hausfrau, länger reden möchten!

Etwas

Etwas von der Veränderlichkeit der ehelichen Liebe, die bey Philipp und seiner Christine nicht statt fand.

Wer mit der Geschichte des ehelichen Lebens bekannt ist, der weiß es nur allzuwohl, welchen Veränderungen die Liebe in demselben unterworfen ist. Oft verwandelt sich die innigste Zuneigung in die größte Abneigung, und wenn es auch nicht dahin kommt, so ist eine an die Stelle ehemaliger Zärtlichkeit getretene Gleichgültigkeit, und eine gegen vorige Herzenswärme sehr abstechende Kälte, keine seltene Bemerkung. Um dieselbe zu machen, müßen nicht erst viele Jahre einer ehelichen Verbindung vorüberfließen. Oft finden solche traurige Veränderungen der Liebe bey Eheleuten schon in den ersten Zeiten ihres Beysammenseyns statt, und wenn es auch nicht immer sogleich zu lauten Klagen kommt, so werden dieselbe doch in der Folge meistens desto hörbarer. Durch solche Klagen, die auch un-

ferm

serm Philipp bisweilen zu Ohren kamen, veranlaßt, sagte er oft zu seinem Weibe: „Wahrhaftig! ich würde mich besinnen, zu heurathen, wenn „mir Gott dich nicht zum Weibe geschenkt hätte. „Wie viel hundertmal besser ists, ledig zu bleiben, als ein solches elendes Leben zu führen, wie „es viele Eheleute ohne Zuneigung und Zutrauen „gegen einander führen! O wie glücklich — fuhr „er dann fort, — sind wir, daß wir uns besser „verstehen, und daß unsere Liebe und unser Zutrauen gegen einander nie gestört worden ist!“ —

Alle diejenigen, die Bekanntschaften in Philipps Hause hatten, konnten auch selbst bey manchen Regungen des Neides nicht umhin, ihn und sein Weib glücklich zu preisen. Nie horte man sie mit einander zanken und streiten, und wenn es auch bisweilen, wie wohl höchst selten unter ihnen kleine Mißhelligkeiten, die auch in den besten und zufriedensten Ehen zuweilen vorkommen, absetzte, so währten dieselben doch nie lange. Man konnte es nicht ohne Vergnügen ansehen, wie sie sich immer so liebreich und freundlich begegneten. Unverkennbar war in allen ihren Mienen, Reden und Handlungen das innigste Wahlwollen und die aufrichtigste Liebe zu einander. Sie saßen nach vielen Jahren ihrer ehelichen Verbindung noch gerne ne-

ben

ben einander, und waren am vergnügtesten da, wo sie sich in einer Gesellschaft recht nahe waren. Nie wurde ihnen ihr Beysamenseyn überdrüßig und langweilig, und sie verwunderten sich oft über andere Eheleute, die überall eher, als in ihrem Hause, das Vergnügen aufsuchen. Manchen herzlichen Handdruck erhielt Christine von ihrem Philipp, und seine Blücke begegneten ihr immer mit Freundlichkeit und Liebe. Sie wußte es auch nicht oft genug zum Preise Gottes, und zum Lob ihres Mannes, gegen ihre Freundinnen anzurühmen, wie glücklich sie sey, und daß sie ihr Glück nach so vielen Jahren ihres Ehestandes nicht weniger fühle, als sie dasselbe als Braut gefühlt habe. Eben dieses war auch das Geständniß Philipps, der sein Weib und die Verbindung mit ihr nie genug rühmen konnte. Er hatte aber auch Ursache, sich mit ihr, und durch sie glücklich zu preisen. In jeder Rücksicht von Seiten ihres Herzens und ihres Verstandes mußte sie ihm schätzbar seyn, und immer schätzbarer werden.

Ihre erprobten Einsichten in die Führung einer Haushaltung stellten ihn vor allem Schaden, der so oft aus Unwissenheit in der Oekonomie zu entstehen pflegt, in eine ruhige Sicherheit. Ihre bekannte Sparsamkeit verwahrte ihn gegen jeden

beun-

beunruhigenden Verdacht wegen unnöthigen und übertriebenen Ausgaben, und also auch vor vielem Verdruß, der deßwegen so oft unter Eheleuten entsteht. Bey ihrer Ordnungsliebe und Wirthschaftlichkeit durfte er in Ansehung der oft so schädlichen Folgen der Nachläßigkeit und Saumseligkeit völlig unbesorgt seyn. Ruhig konnte er, ohne gezwungen zu seyn, sich in solche häusliche Angelegenheiten zu mischen, welche der Sorgfalt, Klugheit und Thätigkeit eines Weibes allein überlassen seyn sollten, und bey welchen der Mann natürlich öfters verdrüßlich werden muß, wenn er sich derselben annehmen soll, seine Arbeiten verrichten. Wenn er in seiner Werkstätte fleißig war, so war es seine Christine nicht weniger bey den ihr zugehörenden Geschäften. Unermüdet in der Besorgung derselben war sie überdieß auch noch ihrem Manne bisweilen bey seiner Profession behülflich. Mit vielem Zeitgewinn bey seinen Geschäften konnte ihr Philipp das Einkaufen der bey seiner Profession nothwendigen Materialien vollkommen überlassen: denn sie hatte von ihm die Güte und den Werth derselben nach und nach kennen gelernt. Oft rühmte er es auch lächelnd gegen sie, daß sie beynahe noch wohlfeiler einkaufen könne, als er selbst. War ihr Maan nicht zu Hause, so konnten diejenige, welche in seinen Laden ka-

men um etwas einzukaufen, oder eine Arbeit zu bestellen, aller Accurateſſe und der richtigſten Bedienung in Anſehung eines Verkaufartikels und des Preiſes von demſelben verſichert ſeyn. Natürlich gab ſie zum Schaden ihres Mannes keine Waare unter ihrem beſtimmten Preiſe weg, wie es bisweilen durch die Unwiſſenheit, Unaufmerkſamkeit und eine einfältige Gutherzigkeit mancher Verkauferinnen, oft zu einem großen Verdruße, der daraus für ſie entſteht, zu geſchehen pflegt. Aber ſie machte auch an Käufer und Kaufluſtige keine übertriebene Forderungen, durch welche nicht ſelten ein Kauf verhindert wird, und bey welchen manches Weib, die ſich dabey ſelber gerne einen Provit in ihren eigenen Beutel machen möchte, ihre Abſicht doch nicht immer erreicht, aber meiſtens ihrem Manne ſchädlich wird. An andere Nachläßigkeiten und Unredlichkeiten, die bey dem Verkauf einer Waare von manchen Weibern bisweilen dadurch begangen werden, daß ſie das für dieſelbe gelöste Geld zurück behalten, oder ihren Männern nicht genau berechnen, werden unſere Leſerinnen, die Chriſtinen bereits ſchon beſſer haben kennen lernen, gewiß nicht denken.

Wurde in der Abweſenheit Philipps ein Artikel conto bezahlt, ſo war Chriſtine am Anfange ihres Eheſtandes unentſchloſſen, ob ſie denſelben unter-

unterschreiben solle, oder nicht. Sie beschied also diejenige, welche eine Bezahlung überbracht hatten, mit aller Höflichkeit auf eine andere Zeit, wo sie ihren Mann zu Hause antreffen würden. Nachdem ihr aber von demselben die Erlaubniß gegeben worden war, jeden Conto in seinem Namen unterschreiben zu dürfen, so that sie dieses in Zukunft allemal, aber nie ohne vorhergegangene Nachzählung des empfangenen Geldes, welches sie auch ihrem Manne, wenn er nach Hause kam, sogleich übergab, und bey welchem sie ihn bath, es nicht zu vergessen, den Schuldner, der bezahlt hatte, aus seinem Aufschreibbuche auszustreichen. Wenn an ihren Mann in seiner Abwesenheit eine Bestellung gemacht, oder wenn ihm etwas in die Arbeit gebracht, oder wenn er da oder dort hinberufen wurde, oder wenn sonst irgend ein Auftrag an ihn geschahe, so ließ sie es sich aufs sorgfältigste angelegen seyn, ihn von dergleichen Bestellungen, Aufträgen und dergl. so pünktlich als möglich zu benachrichtigen. Traute sie ihrem Gedächtniß nicht allemal, so nahm sie in solchen Fällen zum Aufschreiben einer Person, die eine Arbeit bestellt hatte, oder der Art und Zeit, wie und wenn dieselbe verfertiget werden sollte, ihre Zuflucht, um ihrem Manne keine Veranlassung zu demjenigen Verdruß zu geben, der nicht selten in Ehen durch die Vergeßlichkeit, Nachläßigkeit und Gedankenlosigkeit

mancher Gattinnen in diesem Punkt zu entstehen pflegt.

Christine hatte um ihrer eigenen häuslichen Geschäfte willen zu wenig Zeit, um ihrem Philipp bey seinen Geschäften, welches er auch nicht verlangte, helfen zu können. Indessen leistete sie ihm doch bisweilen gute Dienste. So verfertigte sie ihm, weil sie im Schreiben und Rechnen so zimlich gut erfahren war, manchen Conto, in welchem er höchst selten einen Fehler entdeckte, und unter welchen er bisweilen, weil er sich auf die Akkuratesse seines Weibes verlassen konnte, ohne alles Bedenken nur seinen Namen setzte. War Philipp verdrüßlich, wenn er für seine Arbeiten oft lange nicht bezahlt wurde, und wenn er seine Schuldner anfordern wollte, so erboth sich Christine öfters, dieses unangenehme Geschäft an seiner statt über sich zu nehmen, insonderheit alsdenn, wenn ihr Mann ohnehin viele Geschäfte hatte, oder wenn sie glaubte, es voraussehen zu können, daß er im Unmuth vielleicht ein Wort fallen ließe, welches andere beleidigen könnte, oder wenn sie fürchtete, er möchte sich zu sehr ärgern und erzürnen. Um ihrer Klugheit, Höflichkeit, Bescheidenheit und Freundlichkeit willen, mit welcher sie andere zu behandeln wußte, war sie auch in diesem Geschäfte weit glücklicher, als

sie

sie es selber und ihr Mann vermuthet hatte, und dieser hatte ihr manchen ersparten Verdruß deßwegen zu verdanken.

Etwas von der Kunst Christinens, ihren Mann in guter Laune zu erhalten. (Eine Kunst, auf welche sich jede Gattin so viel wie möglich legen sollte.)

Nichts ließ sich Christine im Umgange mit ihrem Manne so sehr angelegen seyn, als denselben, so viel es nur möglich war, in einer guten Stimmung seines Gemüths zu erhalten. Zwar wußte sie wohl, daß dieses nicht immer in der Gewalt eines Weibes stehe, und darum ließ sie sich es auch nicht befremden, wenn ihr Philipp bisweilen verdrüßlich und weniger heiter als sonst war. Sie glaubte daraus nichts weniger als auf die verminderte Liebe ihres Mannes gegen sie, oder auf eine Unzufriedenheit mit ihr, einen Schluß machen zu dürfen. Noch weniger machte sie ihm, wenn er bisweilen miß-

launig war, Vorwürfe, die ohnehin beynahe allemal eine gute Wirkung verfehlen. So gerne sie bisweilen ihren Mann gefragt hätte, warum er nicht aufgeräumt seye? und so sehr ihr diese Frage aus mancher zärtlichen Besorgniß am Herzen lag, so unterdrückte sie doch öfters dieselbe: denn sie wußte es, daß manche Personen, wenn sie verdrüßlich sind, durch solche Fragen insonderheit alsdenn oft noch verdrüßlicher gemacht werden, wenn sie nicht für verdrüßlich angesehen werden, oder wenn sie die Ursache ihres Mißmuths nicht wissen lassen wollen.

Die beste Art mit dergleichen Personen, die bisweilen übler Laune sind, umzugehen, ist, welche Christine, wenn ihr Philipp verdrüßlich war, beobachtete. Sie schien nämlich alsdenn öfters seine Verdrüßlichkeit nicht zu bemerken. „Sie wird schon wieder vorüber gehen, — dachte sie bey sich selber, — und so traf es auch nicht selten ein. Philipp wurde oft in kurzer Zeit wieder heiter, und wenn er auch zuweilen so zimlich verstimmt zu Tische gekommen war, so gieng er von demselben öfters wieder ganz aufgeräumt weg. Indessen konnte sich Christine doch nicht immer enthalten, ihren Mann bisweilen zu fragen, warum er nicht munter seye, — insonderheit alsdenn, wenn sie

an ihm entweder einen höhern Grad von Mißmuth, oder eine länger anhaltende Verdrüßlichkeit bemerkte. In diesen Fällen gab sie sich alle Mühe, es von ihrem Philipp zu erfahren, was ihm Unangenehmes begegnet seyn möchte? Eine der ersten Fragen, welche sie alsdenn mit der unverkennbarsten Theilnehmung an ihn that, war diese: „Ob er vielleicht nicht wohlauf sey? und bey dieser Frage bath sie ihn allemal aufs innigste, es ihr doch aufrichtig zu sagen, ob sie wegen seiner Gesundheit unbesorgt seyn könne? Versicherte sie Philipp, daß er keineswegs krank seye, so gab sie ihm über diese Versicherung zwar allemal ihre herzliche Freude zu erkennen, sie verheelte ihm aber auch eine gewisse Unruhe nicht, in der sie sich befinde, weil sie sich sein bläßeres Aussehen nicht erklären könne.

„Bin doch ich — sagte sie alsdenn bisweilen zu ihm — nicht an deiner Verdrüßlichkeit Schuld? — Zwar bin ich mirs nicht bewußt, dich beleidiget, oder dir mit Wissen und Willen Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Aber vielleicht ist es doch möglich, daß ich es in irgend etwas verfehlt habe! Gestehe es mir also, lieber Philipp, ob dir etwas in meinem Betragen nicht recht ist? Sprich nur aufrichtig, wie ichs da oder dort anders machen kann und soll, um deine ganze Zufriedenheit zu verdienen.“

Mag

Mag es doch seyn, daß hier manche Weiber und Mädchen über Christinen lächeln werden: — so viel ist doch gewiß, daß sie keinen Spott verdient. Denn je inniger und zärtlicher sich Eheleute lieben, desto mehr muß es beyden darum zu thun seyn, einander zu Gefallen zu leben, und desto natürlicher ist also auch insonderheit alsdenn der Wunsch, es zu wissen, ob sie einander nicht zu einer gewißen Unzufriedenheit Veranlassung gegeben hätten, wenn eines von beyden unzufrieden zu seyn scheint. So wie ein liebender Mann jedes Wölkchen von Kummer und Verdruß, welches er auf der Stirne seiner Gattin bemerkt, ungerne sieht, und es je eher je lieber zerstreuen möchte, so kann auch einem liebenden Weibe der an ihrem Manne bemerkte Unmuth keineswegs gleichgültig bleiben, und es kann für ihre zärtliche Seele keine wichtigere Frage geben als die: ob sie nicht an demselben Schuld sey? Wer wäre in diesem Fall betrübter — und wer wäre bereitwilliger als sie, jeden begangenen Fehler so viel als möglich wieder gut zu machen und in Zukunft zu vermeiden? In dieser Absicht geschahe es auch, warum bisweilen Christine so sehr in ihren Philipp drang, es ihr ohne alle Zurückhaltung zu gestehen, ob er nicht ihretwegen mißvergnügt und verdrüßlich seye? — Natürlich aber konnten solche Fragen seines

Wei=

Weibes von ihm nie anders als zu ihrer volkommenen Beruhigung, beantwortet werden. Wie solltest du — sagte Philipp oft sehr gerührt zu seiner Christine, — mir ja nur die mindeste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben haben? — Wäre dieses der Fall, so würde ich nicht erst deine Frage abgewartet, sondern es dir immer aufrichtig gesagt haben, daß mir dein Betragen in diesem und jenem Stücke nicht gefalle. Warum sollten auch Eheleute sich hierüber nicht vertraulich mit einander besprechen dürfen? Und warum sollten sie gerade in einer Sache gegen einander zurückhaltend seyn, in welcher durch eine vernünftige Freymüthigkeit gewiß mehr, als durch eine unzeitige Zurückhaltung ausgerichtet wird? Man sagt einander oft mit weit weniger erbittertem Herzen einen entdeckten Fehler, als man denselben, wenn er nicht abgelegt wird, verschweigt. So wie ich es dir von jeher erlaubt habe, (erinnere dich an unseren Ehekontrakt!) mir das, was dir allenfalls an meinem Betragen mißfällig wäre, offenherzig und mit Liebe zu entdecken: so würde ich mirs auch erlauben, es dir gerade heraus zu sagen, wenn mir dieses oder jenes in deinem Betragen nicht gefiele. Sey also ruhig, liebes Weib, wenn ich dich versichere, daß du, wenn ich bisweilen verdrüßlich bin, keinesweges daran Schuld bist! — Man ist ja, wie

du es selber weißt, nicht immer einen Tag so heiter und munter, als den andern! Aber eine Ursache, — wendete Christine ihrem Philipp bey solchen Gesprächen bisweilen ein, — muß doch da seyn, warum du zu Zeiten so verdrüßlich bist? Und — solltest du mir diese nicht entdecken wollen, da du weißt, daß du dich, wenn ich dir auch nicht sollte helfen können, auf meine Verschwiegenheit und auf mein theilnehmendes Herz verlassen kannst? Ach sage mir, fuhr sie alsdann öfters fort, — sage mir doch lieber Mann, warum du seit einigen Tagen so wenig aufgeräumt bist! sonst werde ich immer ängstlicher."

Um dieser Versicherung willen entdeckte auch Philipp seinem Weibe manche Ursache seines Kummers und Verdrußes, die er ihr vielleicht sonst nicht würde entdeckt haben. Er wollte nämlich durch ein offenherziges Geständniß ihrem Herzen eine Bekümmerniß ersparen, die bey zärtlichen Seelen, so lange sie wegen dem Leiden Anderer und deren Veranlassung, in Ungewißheit stehen, oft noch weit größer ist, als wenn sie mit denselben bekannt sind. Daneben hofte auch Philipp durch dergleichen Entdeckungen sich selber in manchen düstern Stunden und trübsinnigen Lage eine Erleichterung zu verschaffen, und zu dieser trug auch Christine bisweilen nicht wenig bey. — Schon darum, daß sich ihr

Mann auf ihre Theilnahme an dem, was ihn bisweilen mißmuthig machte, verlassen konnte, ohne befürchten zu müßen, daß sie durch Geschwäzigkeit solche Dinge, welche er ihrer Verschwiegenheit anvertraut hatte, verrathen würde, wurde sein bekümmertes Herz oft zu eben der Zeit wieder ruhiger, als er dasselbe gegen seine beste Freundin, welche seine Christine war, ausgeleeret hatte. Ihre Theilnahme war auch immer von der Beschaffenheit, daß sie auf seine Beruhigung und Erheiterung mitwirken mußte, anstatt derselben, wie es oft geschieht, hinderlich zu werden. Nie gab sie ihrem Philipp durch unnöthige Klagen zu neuen Klagen Gelegenheit. Nie reizte sie durch leidenschaftliche Aeußerungen sein ohnehin schon gereiztes Gefühl. Ihre einzige Sorge war vielmehr diese, sein Gemüth so viel als möglich zu Frieden zu stellen; und in dieser Absicht blieb von ihr nichts unversucht, was auf die Beruhigung und Erheiterung Philipps Einfluß haben konnte. Wenn es ihr auch nicht immer gelang, manchen seiner finstern Gedanken durch einen aufheiternden Scherz zu vertreiben, so gelang es ihr doch bisweilen, ihm durch einen muntern Einfall ein Lächeln abzulocken, welches sie gewöhnlich den lieblichen Sonnenblick zwischen finstern Wolken zu nennen pflegte.

Uibrigens machte sie von dem Scherze keines= wegs immer und am allerwenigsten alsdenn Ge= brauch, wenn sie merkte, daß ihr Philipp für eine solche Art der Aufheiterung verstimmt seye. Desto mehr aber war sie darauf bedacht, durch eine gewi= ße Heiterkeit in ihrem Betragen, bey welchem sie sich freylich oft selber Gewalt anthun mußte, die Wolken in der Seele ihres Mannes und auf seiner Stirne, wo nicht gänzlich zu zerstreuen, doch we= nigstens nicht noch dunkler zu machen, welches nicht selten zu geschehen pflegt, wenn sich Eheleute durch einander verdrüßlich machen, und durch eine üble Laune anstecken lassen. Schien Philipp bisweilen keine Lust zu haben, sich in eine Unterredung ein= zulassen, so wußte ihn doch Christine nicht selten, ohne daß sie sich ihm mit einer lästigen Geschwäzig= keit aufdrang, unbemerkt durch manche Fragen, Erzählungen ꝛc. in ein Gespräch hineinzuziehen, durch welches er oft mit glücklichem Erfolg von man= chen verdrüßlichen Gedanken abgelenkt wurde. Uiber= haupt hatte es Christine durch mancherley Erfah= rungen belehrt gelernt, daß für Personen, die leicht verdrüßlich werden können, nichts wohlthätiger seye, als die Zerstreuung. Daher redete sie ihm öfters zu, wenn er nicht aufgeräumt war, am Abend da oder dorthin in eine Gesellschaft zu gehen, und woll= te er dieses nicht thun, so suchte sie ihn selber so

viel

viel als möglich zu zerstreuen. Bisweilen both sie es ihm an, mit ihr ein Spielchen zu machen, unerachtet in ihrem Hause wenig gespielt wurde, oder sie ließ es heimlich einem seiner Freunde wissen, daß er ihren Mann aber nur gleichsam im Vorübergehen, und unter diesem oder jenem Vorwand, besuchen sollte: oder sie suchte ihn selber in einen zerstreuenden Diskurs zu verwickeln, und so erreichte sie öfters zur Aufheiterung ihres Philipps ihren Zweck.

Nie aber glaubte sie es erzwingen zu müßen, ihn zu erheitern: und am allerwenigsten machte sie ihm, wenn er bisweilen verdrüßlich war, Vorwürfe. Alles, was sie sich in solchen Fällen erlaubte, schränkte sich blos auf vernünftige Vorstellungen ein, die sie ihm mit aller Ruhe und Freundlichkeit machte, und bey welchen sie gewöhnlich ein recht gutes Stündchen abwartete. Oft war es nur eine kurze Frage der Zärtlichkeit, oder eine Bitte der Liebe, oder eine sanfte Erinnerung, oder sonst irgend ein wohlgemeyntes und vernünftiges Wort, durch welches sie auf ihren Philipp, wenn er verstimmt war, zu wirken suchte, und durch welches sie oft mehr ausrichtete, als sie selber erwartet hätte. —

Aus dem, was wir bisher von dem Verhalten Christinens gegen ihren Philipp erzählt haben, möchten vielleicht manche unserer Leserinnen Ursa-

che zu haben glauben, dieses gute Weib bemitleiden zu müßen, weil sie einen so wunderlichen Mann hatte. Es ist auch nicht zu läugnen, daß Weiber, die so genannte wunderliche Männer haben, durch dieselbe oft viel leiden müßen. Nicht nur daß durch üble Launen viele Freuden im gesellschaftlichen, und also auch im ehelichen Leben verlohren gehen, so entstehen aus jenem auch nicht selten die unangenehmsten Auftritte. Manches Weib mag sichs noch so angelegen seyn lassen, ihre Pflichten zu erfüllen, so hat sie doch von ihrem immer verdrüßlichen Manne keinen Dank dafür. Sie kann ihm selten etwas recht machen. Immer weiß er etwas zu tadeln, und nie fehlt es ihm an Gelegenheit zu murren und zu brummen. Kalt erwiedert er ihre Freundschaftsbezeugungen. Wenn sie ihm noch so freundlich und liebreich begegnet, so wird sie doch selten eines heitern und lieblichen Blickes von ihm froh. Wenn sie sich gerne mit ihm unterhalten möchte, so hat er keine Lust zum reden. Ihre Fragen beantwortet er nur kurz, und mit verdrüßlicher Miene. An ein vertrauliches Gespräch und an Herzensergießungen ist nicht zu denken. Alles, was froher, herzlicher Genuß im ehelichen Umgange heißt, geht meistens durch seine üble Launen verlohren. Aber in diesem Falle befand sich Christine nicht, und darum müßen wir unsern Philipp gegen die Vorwür-

se, die ihm vielleicht schon von manchen Leserinnen mit Unwillen über ihn und mit Bedauren seines Weibes gemacht worden sind, rechtfertigen. Es war weit von ihm entfernt, seine Verdrüßlichkeit und seinen Unmuth, von welchem er bisweilen befallen wurde, seine Gattin entgelten und empfinden zu lassen. Er strengte sich oft aufs möglichste an, seinen Mißmuth zu verbergen, und nichts that ihm bisweilen selber mehr leid, als wenn er gegen seine Christine nicht so freundlich seyn konnte, als er es zu seyn wünschte. Oft nahm er sie in einer seiner trüben Stunden bey der Hand, und bath sie, mit ihm doch Geduld zu haben. An dieser Geduld fehlte es auch Christinen nie: denn es fehlte ihr nicht am Verstand und an einem guten Herzen, und auf eben diese Vorzüge kommt bey dem Umgange mit dergleichen Personen das meiste an. Als ein vernünftiges und liebendes Weib wußte sie ihren Philipp so zu beurtheilen und zu behandeln, wie er beurtheilt und behandelt werden mußte. Anstatt ihn wo nicht öffentlich, doch in ihrem Herzen für einen absurden Mann, für einen wunderlichen Narren, und was dergleichen bald mehr, bald weniger beleidigende Namen mehr sind, mit welchen Weiber öfters ihre Männer zu betitteln belieben, zu erklären, glaubte sie die Ursache seines bisweilen so verdrüßlichen Wesens in seinem

Tem-

Temperament, in einer etwas kränklichen Beschaffenheit seines Körpers, und in mancherley anderen Beranlassungen zum Mißvergnügen aufsuchen zu müßen. Zuversichtlich lag auch in diesem und jenem der Grund, warum Philipp bisweilen so verstimmt war. Er wäre gerne immer vergnügt gewesen, aber er konnte es nicht seyn, weil er, wie er oft sagte, heute wieder seinen bösen Tag habe. Nicht selten hatte er auch viele Verdrüßlichkeiten bey seinen Geschäften auszustehen.

Bey diesem allem aber gab er seinem Weibe doch die unverkennbarsten Beweise seiner Liebe und Zärtlichkeit. Um so viel mehr mußte sie sich also für verpflichtet halten, dieselbe zu erwiedern, und ihm mit aller Schonung zu begegnen. Dieses that sie auch jederzeit, und so angelegen sie sichs seyn ließ, ihm in seinen düstern Stunden aufs vernünftigste und leibreichste zu behandeln, so sehr war sie überhaupt darauf bedacht, sich nach seinem Temperament zu richten, und ihn in einer guten Laune, so weit es möglich war, zu erhalten. Aufs sorgfältigste vermied sie daher alles, was ihren Philipp hätte verdrüßlich machen könne, und am allerwenigsten gab sie ihm zu irgend einem Verdruße Gelegenheit durch jenen unseligen Geist der Herrschsucht, der Rechthaberey, des Widerspruchs, des

Besser-

Besserwissens, des Einredens, des Eigensinns, und was dergleichen böse Geister mehr sind, durch welche so manche Männer von ihren Weibern bis zum Lebensüberdruße gepeiniget werden. So viel wie möglich suchte sie ihm jede unangenehme Empfindung zu ersparen. Selbst alsdenn, wenn sie es durchaus für nothwendig fand, ihm dieses oder jenes zu entdecken, was ihm nicht angenehm seyn konnte, wartete sie eine schickliche Stunde ab, um über dergleichen Dinge in aller Ruhe, ohne sein Gefühl zu sehr aufzureizen, mit ihm reden zu können. Nie oder höchst selten nur machte sie ihn zum Theilnehmer ihrer eigenen Verdrüßlichkeiten, die ihr z. E. Dienstbothen oder andere Personen verursachten. Manchen Kummer, der sie selber betraf, suchte sie so viel wie möglich zu verbergen, um ihrem Manne keinen Kummer zu machen. Philipp war ein fleißiger und unermüdeter Arbeiter, aber wenn ihm allzu viele Geschäfte zusammenkamen, so schien er bisweilen verdrüßlich zu werden. In diesem Falle ließ es dann seine Christine nicht ermangeln ihn aufzumuntern. Anstatt ihm durch Klagen über seine Anstrengungen die Arbeiten, welche nun doch einmal verrichtet werden mußten, noch saurer zu machen, suchte sie ihm vielmehr die Verrichtung derselben auf alle Art zu erleichtern. Wenn dich die Last deiner Geschäfte drückt, —

sagte

sagte sie oft zu ihm, — so denke auch an die Vortheile derselben! Du verschaffest dir durch dieselbe Brod, und dein Weib und deine Kinder verdanken es dir, daß sie nicht Mangel leiden dürfen. — Viele Geschäfte, viele Einnahmen! Viel Arbeit, viel Segen! Zwar wäre es freylich besser, wenn deine Arbeiten immer so eingetheilt wären, daß du zu einer Zeit nicht zu wenig, und zu der andern nicht zu viel zu thun hättest; aber welcher Handwerksmann kann seine Geschäfte sich selber bestimmen, und dieselbe nach Belieben vertheilen? Sey nur gutes Muths, Philipp, du hast deine Arbeiten noch allemal zu rechter Zeit vollendet, und so wirst du auch diese und jene vollenden! Eines nach dem andern, — so wird am Ende alles fertig! und wie froh wirst du alsdenn seyn, wenn du deine Geschäfte beendet hast, und dafür deinen Lohn einnimmst!

Eben so viel Mühe gab sich auch Christine ihren Mann, wenn er wegen Mangel an Arbeit bisweilen den Muth sinken lassen wollte, aufzurichten. Nur nicht so verzagt! lieber Philipp, sprach sie alsdann zu ihm. Wie kannst du bey deinem Vertrauen auf Gott, und als ein fleißiger, arbeitliebender und rechtschaffener Mann kleinmüthig werden! Du weißt es ja selber, daß es uns schon einigemal an Arbeit fehlte, und ehe wir es uns ver-

sahen,

sahen, kamen viele Bestellungen. Sey also guten Muths, in einigen Tagen, und vielleicht morgen schon, giebt es gewiß wieder etwas zu verdienen.

Etwas von der Sorgfalt Christinens, sich ihrem Manne wohlgefällig zu machen.

Wie kann sich ein Weib ihrem Manne wohlgefällig machen? — Dieß ist eine Frage, deren Beantwortung vielleicht mancher Gattin ganz gleichgültig seyn möchte. In Rücksicht gewisser Erfahrungen aus der Geschichte des ehelichen Lebens scheint es wenigstens bisweilen nicht anders, als ob diese Kunst des Nachdenkens über sie, und des Bemühens, sie immer besser kennen und ausüben zu lernen, beynahe unnöthig und überflüßig wäre. Der Stolz und die Einbildung manches Weibes kann es oft durchaus nicht begreifen, wie sie ihrem Manne sich gefällig zu machen suchen solle. Sie denkt sich die Erfüllung dieser Pflicht nicht sowohl als eine Schuldigkeit, die sie, sondern die ihr Gatte gegen sie zu beobachten habe, ohne es zu überlegen, daß sich Ehegatten gleiche Pflichten

schuldig sind, und daß durch die Erfüllung derselben eines wie das andere seinen Vortheil, oder das Glück und die Ruhe des ehelichen Lebens befördert. Doch wir wollen uns mit solchen Personen des weiblichen Geschlechts, die ohnehin schwer zu belehren sind, weil sie über ihre Leidenschaften nicht selten die Vernunft vergessen, in keine weitläuftige Unterredungen, am allerwenigsten aber mit denjenigen einlassen, deren Absicht in Hinsicht ihres Betragens gegen ihre Männer oft keine andere zu seyn scheint, als das Herz derselben geflissentlich von sich abzulenken. Desto lieber möchten wir uns freundschaftlich mit denjenigen Weibern unterhalten, denen es nicht an gutem Willen fehlt, sich ihrem Gatten wohlgefällig zu machen, die es aber doch selbst bey ihrer besten Absicht und Meynung in der Hauptsache bisweilen verfehlen, oder die etwas für eine Hauptsache halten, was sie doch nicht ist. Ach! glaubet doch nicht — möchte man daher zu manchen Gattinnen sagen, — daß es bloß auf Liebkosungen und Schmeicheleyen ankomme, um sich Männern wohlgefällig und bey ihnen beliebt zu machen: denn nichts davon zu sagen, daß Liebkosungen und Schmeicheleyen keineswegs allemal Beweise einer wahren Liebe und Achtung, sondern daß sie bisweilen nur Verstellung und Kunstgriffe sind, so verlieren sie auch nicht selten durch

eine

eine öftere Wiederholung ihre beabsichtete Wirkung. Der Mann wird des Umarmens, des Händedrückens, des Küssens und der zärtlichen Versicherungen zuletzt so gewohnt, daß er nichts mehr dabey fühlt. Mancher Mann ist auch nichts weniger als ein Freund von solchen Zärtlichkeiten, und er fordert von seinem Weibe ganz andere Beweise ihrer Liebe. Am allerwenigsten aber läßt er sich mit dergleichen Schmeicheleyen und Liebesbezeugungen zu Frieden stellen, wenn sich seine Gattin sonst nicht nach seinen Wünschen und nach seinem Willen, und überhaupt nach seiner ganzen Gedenkungsart richtet. Natürlich aber reden wir nicht von einer solchen Gedenkungs - und Handlungsart eines Mannes, nach der sich, wenn sie nicht gut und vernünftig ist, ein tugendhaftes und kluges Weib unmöglich richten kann, und sich auch darnach zu richten nicht verpflichtet ist. Nie darf eine brave Gattin, aus Furcht ihrem Manne mißfällig zu werden, oder sich seinen Unwillen durch die Nichterfüllung seines Willens zuzuziehen, an seinen schlechten Handlungen Antheil nehmen, und ihm zu denselben auf irgend eine Art behülflich seyn. Nie soll sie seine geäußerten Gesinnungen und Gespräche billigen, wenn sie dieselbe in ihrem Herzen und nach ihrem Gewissen mißbilligen muß. Weit gefehlt, alles das, was ihr Mann aus Mangel an Uiberlegung oder

andern Ursachen thun, und beschließen und verlangen möchte, blindlings gut zu heißen, ist es vielmehr ihre Pflicht, ihn in solchen Fällen auf andere Gedanken und Entschlüße zu bringen zu suchen.

Es versteht sich aber von selber, daß dieses immer auf eine solche Art geschehe, bey welcher Vernunft und Liebe die Sprache führt, und bey welcher alle diejenigen Fehler vermieden werden, die so manche Gattinnen dadurch begehen, daß sie mit ihren Männern oft in einem Tone reden, an den sich dieselben durchaus nicht gewöhnen wollen und können, und der bisweilen so leidenschaftlich und gebietherisch ist, daß er nothwendig seine gute Wirkung verfehlen muß. Doch hievon werden wir vielleicht noch anderswo in dieser Schrift zu reden Veranlassung haben. Jezt wollen wir unsere Leserinnen wieder auf Christinen, von welcher wir ohnehin in diesem ganzen Kapitel noch kein Wort gesagt haben, aufmerksam machen, oder es ihnen erzählen, wie und wodurch sich dieselbe ihrem Manne so wohlgefällig zu machen wußte. Bey dieser Erzählung berufen wir uns aber zuerst auf das, was wir bereits von ihren Vorzügen und Tugenden, die sie als ein vernünftiges, kluges, fleißiges und wirthschaftliches Weib besaß, schon erwähnt haben, und eben diese Tugenden und Vor-

züge

züge waren es auch, durch welche sie sich am ersten ihrem Manne zu empfehlen und sich bey ihm beliebt zu machen suchte. Zuversichtlich giebt es auch kein besseres Mittel, als dieses, durch welches ein Weib sich der Liebe und Achtung ihres Mannes versichern kann. Nichts ließ sich also Christine angelegener seyn, als alle ihre Pflichten immer besser ausüben zu lernen. Je mehr es ihr um die fortdaurende Liebe ihres Philipps zu thun war, desto sorgfältiger war sie darauf bedacht, sich seine Zufriedenheit durch ein solches Verhalten zu versichern, welches mit den Wünschen und Forderungen eines jeden vernünftigen und rechtschaffenen Mannes übereinstimmt.

Bey diesem Bestreben verfehlte sie auch ihren Zweck um so weniger, da sie neben der pünktlichsten Beobachtung der allgemeinen Pflichten einer Gattin ihr besonderes Verhalten gegen ihren Mann so einzurichten wußte, wie es seinem Temperament und seinen Wünschen gemäß war. Sie hatte sich vom Anfange ihres Ehestandes an mit besonderer Aufmerksamkeit darauf gelegt, ihren Philipp auch in Ansehung seiner Neigungen, Wünschen ꝛc. immer besser kennen zu lernen. Sie merkte auf alles, was ihm angenehm oder nicht angenehm seyn möchte. Ihrem beobachtenden Blick blieb keine

seiner Mienen und Gemüthsstimmungen, bey ihrer Art zu handeln, in so ferne er nämlich mit derselben zufrieden oder nicht zufrieden war, unbemerkt. Durch eine fortgesetzte Uibung hatte sie es so weit gebracht, es schon in seinem Gesicht zu lesen, wenn ihm etwas nicht ganz recht zu seyn schien, und dergleichen Bemerkungen benüzte sie natürlich dazu, in Zukunft das zu vermeiden, was ihrem Philipp zuwider zu seyn schien. Ehe sie seine Wünsche und seinen Willen in Rücksicht dieser oder jener Sache noch nicht genau kannte, suchte sie mit demselben durch wiederholte Fragen, wie er es da oder dort wollte gehalten wissen? — bekannt zu werden, und diese Fragen waren immer so beschaffen, daß ihr Mann bey denselben unmöglich ihr gutes Herz, und ihren Wunsch, sich ihm wohlgefällig zu machen, verkennen konnte. Wie es Philipp nur immer wünschen konnte, so begegnete ihm seine Christine. Er war ein Freund der Stille, und daher suchte sie diese Stille in ihrem Hause selbst zu der Zeit, da sie schon Kinder hatte, welche oft viel unnöthigen Lerm machen, so viel wie möglich zu unterhalten. Da er kein Liebhaber von öftern Gesellschaften und Zusammenkünften war, so wollte sie ihn auch zu denselben nicht überreden, und eben so wenig drang sie in ihn, öffentliche Plätze zu besuchen und sie dahin zu führen, weil sie wußte, daß

er

er ungerne dahin gehe, indem sich daselbst gewöhnlich viele Menschen und eine gemischte bisweilen sehr lermende Volksmenge zu versammeln pflegen.

Philipp war ein äußerst akkurater und ordnungsliebender Mann, und darum glaubte sich Christine aufs sorgfältigste nach seinen Wünschen richten zu müßen. Da sie wußte, daß er gerne zu einer gewißen bestimmten Zeit Mittags und Abends speiste, so veranstaltete sie auch jede Mahlzeit so, daß er sich zu derselben beynahe mit dem Schlag der Stunde hinsetzen konnte. Durch eine selbst verschuldete Nachläßigkeit und Sorglosigkeit geschahe es wenigstens nie, daß ihr Mann lange auf das Essen warten mußte, und also, welches nicht selten der Fall bey Männern ist, verdrüßlich wurde. Selber an Ordnung bey der Einrichtung ihrer Geschäfte gewöhnt bequemte sie sich auch an die Ordnungsliebe ihres Mannes so wie in allen Dingen, also auch in Ansehung einer zu den gewöhnlichen Mahlzeiten bestimmten Zeit. Sie dachte ganz anders, als eine ihrer Nachbarinnen dachte, welche sich einmal bey ihr über die Wunderlichkeit ihres Mannes beklagte, der, wenn das Essen nicht zu rechter Zeit auf dem Tische stunde, allemal böse wurde, — die sich aber zugleich gegen sie äußerte, daß sie sichs vorgenommen habe, sich um seinen Unwillen nicht

zu bekümmern, und daß es keine fatalere Männer gebe, als solche nach der Uhr. — Einer — fuhr sie fort, — wolle essen, wenn es gerade Eilfe, und der andere, wenn es punkt Zwölfe ist, und wenn nicht auf die Minute schon alles bereit ist, so giebt es saure Gesichter und verdrüßliche Reden. Ach! — antwortete ihr Christine, — übertreibe doch nicht immer deine Klagen! Um einer Minute und auch um mehrerer willen, (wenn aus denselben nicht zuletzt Viertel — und Halbestunden werden,) läßt sich ein Mann selten seinen Unmuth anmerken, und wenn er auch verdrüßlich zu werden anfangen sollte, so kann es einem vernünftigen und gutmüthigen Weibe so schwer nicht fallen, ihn durch gegründete Entschuldigungen und durch Bitten um Geduld wieder zufrieden zu stellen. Wenn auch manche Männer von der Kochkunst gar nichts verstehen, so kann man es ihnen doch begreiflich machen, warum eine Mahlzeit um dieser oder jener Ursache willen bisweilen verspätet wurde, und ein gutes freundliches Wort kann viel zur Geduld im Warten beytragen. Aber so ists freylich nicht, wenn ein Weib der Ungeduld ihres Mannes wieder ihre Ungeduld entgegensetzt, oder wenn sie ihn mit der kurzen Antwort auf seine Frage, „warum das Essen noch nicht fertig seye? ohne weitere Gründe damit abfertiget, daß sie zu ihm sagt: „er müsse eben warten.„

Noch mehr aber muß ein Mann oft böse werden, wenn er es weiß, daß an einer verspäteten Mahlzeit nur die Schuld an der Nachläßigkeit und Sorglosigkeit seines Weibes liegt. — Da du es, sagte Christine weiter zu ihrer Nachbarin — einmal weißt, daß dein Mann zu einer bestimmten Zeit essen will, warum richtest du deine Geschäfte in der Küche nicht so ein und lässest sie so einrichten, daß seine Wünsche erfüllt werden? Wer ist eigensinniger er — oder du, wenn du dich nach seinem Willen, der dir doch einmal bekannt ist, nicht richtest? — Was mich anbelangt, so halte ich es auch keineswegs für einen Eigensinn der Männer, wenn sie zu einer gewissen bestimmten Zeit essen wollen. Denn diese Zeit steht mit der Verrichtung ihrer Geschäfte nicht selten in einer genauen Verbindung. Eine Mahlzeit, zu welcher man sich zu spät niedergesetzt hat, muß bey Personen, welche ihre Geschäfte wieder zu einer gewissen Stunde anfangen müßen, entweder abgekürzt werden (und in diesem Falle kann sie nicht mit der gehörigen Ruhe genossen werden;) oder man muß seine Arbeiten aufschieben; — aber auch daraus entstehen allerley Unordnungen und Verdrüßlichkeiten. Was hast du auch davon, — sagte Christine zu ihrer Nachbarin, — wenn dein Mann, weil er sich nicht zur erwünschten Zeit an den Tisch setzen kann, ver-

drüßlich wird? Ihm schmekt alsdenn, weil er unwillig ist, das Essen nicht recht, und dir kann es darum auch nicht schmecken, — Man spricht nicht viel über der Mahlzeit, und weil es saure Gesichter giebt, so kann die Tischgesellschaft nicht vergnügt seyn.

Uiberzeugt von dem, was Christine sprach, suchte sie daher jedesmal durch eine zu rechter Zeit veranstaltete Mahlzeit ihrem Manne wohlgefällig zu werden. Auch darinn war sie äußerst besorgt für ihn, daß sie bey jeder Speise auf seine Gesundheit, seinen Geschmack und seine Wünsche Rücksicht nahm. Natürlich wurde also von ihr nie ein Gerichte aufgetragen, welches ihrem Philipp zuwider war, und sie durfte es nur ein — oder etlichemal bemerkt haben, daß er dieses oder jenes nicht gerne äße, so war diese Bemerkung hinlänglich, ihm dergleichen Speisen nicht wieder vorzusetzen. Sie dachte zu vernünftig, als darauf zu bestehen, daß eine Speise, die ihr und andern Personen wohl schmecke, auch ihrem Manne wohl schmecken müße. Nimmermehr glaubte sie das Recht zu haben, ihn so zu behandeln, wie man öfters Kinder und junge Leute und zwar nicht aus unvernünftigen Gründen zu behandeln pflegt, daß man sie nämlich an den Genuß jeder Speise anzugewöhnen sucht. Was ist damit, sagte sie einmal zu der vorher erwähn-

ten Nachbarin, die behauptete, daß man sich nicht so genau nach den Männern und ihrem Geschmack richten könne, — was ist damit gewonnen, wenn dein Mann ein Gericht, welches du ihm wider seinen Geschmack vorsezest, nicht oder nicht mit Appetit genießt? Ich wenigstens wagte es nicht, so etwas zu thun, und es thäte mir um meinen Philipp unendlich leid, wenn ich bemerkte, daß er keine Lust zum Essen hätte, und daß ich daran Schuld seye, weil ich ihm etwas aufgetragen habe, was er nicht essen mag. Wenn ein Weib ihren Mann lieb hat, so wird sie so wie in allen Dingen, also auch gewiß bey der Mahlzeit seine Wünsche zu erfüllen suchen. Dieß ist wenigstens mein Bemühen, und darum lasse ich mir nichts so sehr angelegen seyn, als meinem Philipp sein Essen recht wohlschmeckend zu machen.

Du mußt aber nicht glauben, daß ich ihm nur das vorsetze, was, wie man sagt, gut und theuer ist! Dieß verlangt er nicht von mir, und er gehört keineswegs zu denjenigen Männern, die immer etwas Delikates essen, aber ihren Weibern dazu das erfoderliche Geld nicht hergeben wollen. Er ist der genügsamste Mann von der Welt, und auch mit einer geringen Kost vollkommen zufrieden, wenn sie nur gut zubereitet ist. „Auf diese Zubereitung muß auch ein Weib hauptsächlich

lich ihre Aufmerksamkeit gerichtet seyn lassen. Mag eine Speise noch so gut seyn, was hilft es, wenn sie beym Kochen verdorben worden ist? Nichts ist natürlicher, als daß man doppelt verdrüßlich werden muß, wenn man dieses oder jenes Gerichte gerne gegessen hätte, aber es nicht essen kann, weil es bey der Zubereitung desselben verfehlt worden ist. Kann es ein Weib ihrem Manne verübeln, wenn er ihr alsdann Vorwürfe macht, und wenn er unwillig wird? Ists nicht ewig Schade, wenn durch ihre Nachläßigkeit eine gute Speise verdorben, und also das Geld für dieselbe so viel als umsonst ausgegeben worden ist? Da klagen freylich manche Weiber über ihre Männer, „daß ihnen nichts gut genug seye," aber wenn man diese hört, so lautet die Sache oft ganz anders, und die meiste Schuld fällt alsdenn auf die Weiber selber zurück, die bald aus Unmissenheit und Unerfahrenheit in der Kochkunst, bald aus Nachläßigkeit, Sorglosigkeit und Trägheit, und nicht selten auch aus Geiz und Unreinlichkeit ihren Männern eine Mahlzeit verderben. Solche Weiber müßen aber auch öfters dafür durch viele Verdrüßlichkeiten und Vorwürfe büßen. Sie müßen sich manches unangenehme Urtheil über sie gefallen lassen, und bloß darum hat sich schon manche Gattin in übeln Ruf gebracht und alle Achtung und Liebe bey ih-

rem

rem Manne verlohren, weil sie sich als Köchin, oder Aufseherin über ihre Dienstbothen in der Küche zu viele Nachläßigkeiten und Ungeschicklichkeiten zu Schulden kommen ließ.

Wie angelegentlich sichs Christine seyn ließ, bey jeder Mahlzeit und der Zubereitung derselben sich nach dem Geschmack und den Wünschen ihres Mannes zu richten, davon wollen wir unsern Philipp selber reden lassen, der es oft versicherte, daß ihm kein Essen so gut schmecke, und sowohl behage, als wie es ihm sein Weib zurichte. Ohne ihn, (welches vielen Männern unangenehm ist,) jeden Tag zu fragen, was er heute essen wollte, benützte sie ihre Erfahrungen von seinem Geschmack bey einer jeden zuzubereitenden Mahlzeit, und suchte diese durch die möglichste Abwechslung noch schmackhafter zu machen. Nie erlaubte sie es sich, ein und etliche Tage nach einander das nämliche Gericht aufzutischen, welches, wenn es auch gut ist, doch eben deßwegen an seinem Wohlgeschmack etwas verlieren muß, wenn es zu oft gegeben wird. Nie kochte sie, wie es manche Weiber zu thun pflegen, auf etliche Tage in Voraus, am allerwenigsten im Sommer, wo so leicht eine Speise verdorben und unschmackhaft wird. Wenn sie es auch nicht läugnete, daß man bey dieser Art auf mehrere Tage

zu kochen, etwas an Holz und Mühe ersparen könne, so glaubte sie doch auf diesen gewonnenen Vortheil insonderheit alsdenu nicht viel rechnen zu dürfen, wenn dergleichen Speisen mit verringertem Appetit genossen werden.

Nichts freute Christine mehr, als wenn sie ihren Mann mit einem Lieblingsgerichte überraschen konnte, und niemand war vergnügter als sie, wenn es ihm bey einer Mahlzeit, die sie ihm zubereitet hatte, recht wohl schmeckte. Bey solchen Lieblingsspeisen ihres Philipps kochte sie gewöhnlich auch etwas mehr als sonst, um seinen Appetit da nicht auf eine unangenehme Weise einzuschränken, wo man denselben nach Herzenslust befriedigen möchte. Uiberhaupt ließ sie es bey einer Mahlzeit nie an dem Nothwendigen fehlen. Sie kochte nicht im Uiberflusse, aber doch immer so viel, daß sich jeder Tischgenoß satt essen konnte, und daß er bey einer kärglich gefüllten Schüssel seinem Appetit nie Gewalt anthun durfte. Uibrigens aber war es ihre Gewohnheit nie, ihren Mann zum Essen und Trinken auf eine solche Art aufzufordern, bey welcher über freundschaftlichen Zuredungen nicht selten die wohlthätigen Gesetze der Mäßigkeit vergessen werden. Vielmehr erinnerte sie ihn bisweilen, um seines schwachen Magens willen insonderheit bey

solchen Speisen abzubrechen, die ihm schon öfters Unbequemlichkeiten verursacht hatten, und so viel sie es vermeiden konnte, vermied sie es auch, ihm dergleichen Gerichte vorzusetzen. Er war aber auch vernünftig genug, seinen Geschmack nicht auf Kosten der Gesundheit befriedigen zu wollen, und darum ließ er sich auch gerne von seinem Weibe am Tische eine wohlgemeynte Warnung und Erinnerung gefallen.

Wir kürzen dieses Kapitel ab mit einer Entschuldigung gegen unsere Leserinnen, wenn wir nach ihrer Meynung über den letzten Punkt das Bemühen Christinens betreffend, sich ihrem Manne auch durch das Kochen wohlgefällig zu machen, zu weitläuftg gewesen seyn sollten. Nach unserm Gutdünken aber war diese Erzählung keineswegs überflüßig, und wir wünschten es, daß Christine auch hierin viele Nachahmerinnen haben möchte, so wie wir überzeugt sind, daß diese sich dadurch gewiß bey ihren Männern zu ihrem eigenen Vortheil empfehlen würden. Von der Art, wie sich Christine bey ihrem Philipp auch auf eine andere Art beliebt zu machen wußte, davon werden wir in der Folge dieser Geschichte überhaupt und insonderheit auch im nächsten Kapitel mehr zu reden Gelegenheit haben.

Das liebenswürdige Weib, oder Etwas von den Vorzügen Christinens in Ansehung des Aeußerlichen.

Vielleicht waren manche unserer Leserinnen schon lange begierig, von Christinen auch in Ansehung ihrer äußerlichen Vorzüge etwas zu erfahren. Für die Befriedignng dieses Wunsches haben wir auch in diesem Kapitel gesorgt; ob es gleich nicht so geschehen seyn möchte, daß wir der Neugierde gewisser Personen dadurch eine vollkommene Befriedigung verschafft zu haben hoffen dürften. Wir meynen diejenige Neugierde, mit welcher nicht selten Weiber und Mädchen die Beschreibung einer ihrer Mitschwestern in Ansehung ihrer äußerlichen Vorzüge, (wenn sie an derselben auch öfters, weiß nicht wie viel, zu tadeln haben,) ungeduldig erwarten. Es würde uns sehr leid thun, wenn dieses der Fall bey Christinen wäre, da es durchaus unsere Absicht nicht ist, unsere Leserinnen durch ein reizendes Gemählde von derselben für sie einzunehmen.

men. Welchen Zweck könnten wir auch dabey haben, uns nur einer vortheilhaften Schilderung ihrer Person zu befleißigen? Könnte ein solches mit den schönsten Farben ausgemahltes Bild, in welches sich unsere Leserinnen doch nicht verwandeln könnten, — einen wahren Nuzen schaffen? Wozu würde also dasselbe dienen, als nur zum bloßen Beschauen, bey welchem es aber eben so wenig vielleicht an Tadlerinnen und Kritlerinnen fehlen würde, als es an denselben jemals fehlt, wenn von einer schönen Person ihres Geschlechts die Rede ist? Würde auch Christine, wenn wir sie noch so schön und reizend darstellen würden, darum von denjenigen ihrer Mitschwestern, die nicht bloß nach dem Aeußerlichen zu urtheilen gewohnt sind, für ein gutes, tugendhaftes und vernunftiges Weib gehalten werden? — —

Indessen müßen wir unsern Leserinnen doch etwas von Christinen in Ansehung ihrer äußerlichen Vorzüge erzählen! — Was man im wahren und richtigen Verstande des Wortes eine Schönheit nennt, auf welche viele so ungegründete und voreilige Ansprüche machen, — das war Christine nicht, sie bildete es sich auch nie ein, es zu seyn. Uibrigens hatte sie nicht nur keine körperliche Fehler, sondern sie war auch wirklich wohlgebildet. Die schönsten Reize aber giengen auf ihren Körper von

ihrer Seele über. Aus ihrem Auge blickte die reinste, frömmste, trugloseste und heiterste Seele. Ihr sanftes Wesen verbreitete über ihrem Angesichte eine liebliche Ruhe. Durch ihre natürliche Freundlichkeit und Leutseligkeit wurde jede ihrer Mienen und Geberden verschönert. Auch ihr Verstand leuchtete in der Hülle des Geistes durch. Gesetzt, daß sie aber auch von der Natur mit weniger körperlichen Vorzügen begabt worden wäre, so würde sie doch ihr Mann gewiß immer liebenswürdig gefunden haben. Sie ließ es auch nicht daran fehlen, auch in Ansehung des Aeußerlichen sich so zu verhalten, daß sie wo nicht gelobt, doch nicht getadelt würde. Nach ihrer Meynung war zwischen einem affektirten Wesen und zwischen der Sorgfalt, sich z. E. in Ansehung des Ganges, der Stellung, der Sprache, der Kleidung u. s. w. eines gewissen Anstandes zu befleißigen, ein großer Unterschied, und diesen wußte sie auch in ihrem Betragen sehr glücklich zu treffen. Man hatte nie Ursache, über sie so wie über manche bürgerliche Weiber und Mädchen zu lächeln, die langsamen, gravitätischen Schrittes, wie eine Hofdame, daherwandeln, oder über deren beflügelten und durch schwankende Bewegungen des Körpers gaukelnden Gang man heimlich spotten möchte: aber man hatte auch nie Veranlassung sich über Christinen wegen einem trägen

und

und ungeschickten Gang lustig zu machen. Sie hatte nie tanzen gelernt, aber sie wußte gleichwohl ihrem Körper eine sehr schickliche Stellung zu geben. Ohne Steifheit hielt sie ihren Kopf schön gerade in die Höhe, anstatt ihn entweder vorwärts oder auf die Seite sinken zu lassen.. Ihr Rücken war nie wie der eines Buckelichten oder Alten gebogen, sondern immer in gerader, rückwärts etwas eingebogener Richtung. So wohl, wenn sie stund, als wenn sie gieng, setzte sie immer ihre Füße so, daß man, wenn man dieselbe betrachtete, weder an die gedrehten Beine eines Tanzmeisters, noch an Krebsscheeren erinnert wurde.

Es kann wohl seyn, daß bey dieser Erzählung manche unserer Leserinnen Christinen für ein affektirtes Weib halten werden, ohnerachtet sie es keineswegs war. Wir sehen aber den Grund einer solchen Beschuldigung, oder eines solchen Verdachtes nicht ein. Denn nach unserer Meynung ist nur das affektirt, was gleichsam wider die Natur eines Menschen ist, oder was über die Gesetze, welche die Kunst von jener hergeleitet, und durch dieselbe bestimmt hat, hinausgeht. Ein regelmäßiger Gang, eine schickliche Stellung des Körpers aber, und was zu derselben gehört, ist so wenig wider die Natur, und der ihr zu Hülfe kommenden Kunst,

daß vielmehr jeder Fehler, welcher an dieser und jener begangen wird, kaum unbemerkt bleiben kann. Jedermann muß es fühlen, daß ein gewißer Anstand dem, welcher denselben beobachtet, vor demjenigen, der ihn vernachläßiget, einen Vorzug gebe. So wie die schönste Person etwas an ihren Vorzügen verliert, wenn sie auf das Außerliche in ihrem Betragen zu wenig sieht, so gewinnt oft eine andere, die weniger schön ist, dadurch sehr viel, daß sie sich eines gewissen Anstandes zu befleißigen sucht. Natürlich aber muß dieses das Bemühen, wenn man sich durch dasselbe nicht dem Tadel aussetzen und lächerlich machen will, nicht in ein affektirtes und geziertes Wesen ausarten, welches schon an vornehmen Frauenzimmern, aber noch mehr an Personen der niedern Stände beynahe unausstehlich ist. Uiberhaupt scheint uns nach unserer Meynung schon das nicht wohl gethan zu seyn, wenn eine Bürgersfrau oder eine Bürgerstochter die Manieren der galanten Welt, wie man sie zu nennen pflegt, nachahmen will. Denn was man bey einem vornehmen Frauenzimmer oft schön und artig findet, das findet man an jenen nicht selten lächerlich. Was an einer Dame z. E. in Ansehung ihres gravitätischen Ganges, und ihren künstlichen Stellungen und Manieren nicht so sehr auffällt, das muß nothwendig bey einer Handwerkerin auf-

fallen. Eine Frau von Stande läßt man ein Compliment machen, welches sie will, ohne sie eben darum zu tadeln, wenn aber eine bürgerliche Person dergleichen Complimente nachmachen wollte, entweder mit einem steifen und stolzen Kopfknicken, oder mit einem gnadeverkündigenden und erzwungenen Lächeln, oder mit einer auswärts gehobenen Hand, oder mit nach der Manier der Männer bald vorwärts — bald bis zum Umfallen rückwärts gemachten Verbeugungen, — so würde sie vielleicht kaum dem Spotte entgehen können. Es ist auch ganz gewiß nichts unausstehlicher, als dergleichen Personen anzusehen, welche die Dame und das gnädige Fräulein spielen wollen.

Doch wir kehren wieder zu unserer Christine zurück, um da fortzufahren, wo wir von ihren Vorzügen in Ansehung des Aeußerlichen angefangen haben! Und hier ist es, wo wir aber nur kürzlich unsere Leserinnen auch auf ihr Bemühen, sich einer guten Sprache zu befleißigen, aufmerksam machen möchten. Dieses wünschen wir auch um so mehr, da nach unserer Meynung bey den Vorzügen eines Weibs allerdings auch auf ihre Sprache, oder auf die Kunst, gut deutsch zu reden, etwas ankommt.

[nach der Sitte mancher Frauenzimmer]

Man

Man kann zwar — wie vielleicht manche einwenden werden, — ein geschicktes, fleißiges und verdientes Weib seyn, ohne gut deutsch reden zu können. Wer wird dieses läugnen? Wer wird auch denjenigen einen Vorwurf machen, die nie Gelegenheit hatten, ihre Muttersprache gut reden zu lernen? Wer wird es von einem bürgerlichen Weibe und Mädchen verlangen, daß sie sich ganz regelmäßig, rein und sogar zierlich ausdrücken soll? Mögen auch manche Hausmütter mit ihren Untergebenen und mit andern Personen immer in einer solchen Sprache, oder vielmehr Mundart reden, welche diese am besten verstehen, und bey welcher sie nicht befürchten dürfen, von den Einfältigen ausgelacht und getadelt zu werden: wenn sie sich nur Mühe geben und Mühe gegeben haben, besser reden zu lernen, als der ganz gemeine Haufe insonderheit in manchen Provinzen Deutschlands spricht. Mit Recht kann man dieses auch von solchen Personen verlangen, die nicht nur mit Knechten und Mägden, sondern auch mit andern Personen im Umgange stehen, und es ist, wie sich vielleicht manche bereden möchten, keineswegs gleichgültig, ob ein Weib oder Mädchen gut oder schlecht deutsch rede. Wenn dieses gleichgültig wäre, so müßte ein Vorzug aufhören, ein Vorzug zu seyn. Hoffentlich aber wird es niemand läugnen, daß es bes-

ser und schöner seye, gut als schlecht sich auszudrücken zu wissen. So wie überhaupt die Sprache eines Menschen nicht selten zu seiner Empfehlung etwas beyträgt, so hat dieselbe auch bey dem weiblichen Geschlecht in Rücksicht der Achtung gegen dasselbe gewiß keinen unbedeutenden Einfluß, und sie steht mit der Liebenswürdigkeit eines Weibes oder Mädchens oft in sehr genauer Verbindung. Männer, die gut deutsch reden können, müßen es beynahe nothwendig wünschen, daß sich ihre Weiber auch an eine gute Sprache gewöhnen möchten, und man kann es jenen so gar nicht übel nehmen, wenn sie diese wegen ihrer Aussprache bisweilen tadeln und belachen, oder wenn sie sich ihrer insonderheit an öffentlichen Orten, wo besser deutsch gesprochen wird, schämen.

In diesem Falle aber befand sich Philipp nie, und ohneracht er sich auf seinen Wanderungen an eine sehr gute Sprache gewöhnt hatte, so fand er doch an seinem Weibe wegen ihrer Art zu reden nichts zu tadeln. Vielmehr gefiel ihm ihre Sprache immer sehr wohl, so wie sie allen Personen, die mit ihr umgiengen, gefiel. Christine sprach auch wirklich sehr gut deutsch, ohne je in denjenigen Fehler verfallen zu seyn, durch welchen sich manche Personen des weiblichen Geschlechts um gesuchter Ausdrücke, um eines affektirten Tons, um

einer nachgeahmten fremden aber oft unrichtigen Mundart, und des so oft auffallenden Abstandes zwischen einer bald reinen, bald plumpen Aussprache wollen lächerlich machen. Bey den Vorzügen ihrer Sprache, zu welchen auch dieser gehörte, daß sie sich immer eines verständlichen und anständigen Ausdruckes, (im Gegensatze unverständlicher Wörter, Redensarten und pöbelhafter Ausdrücke;) befleißigte: — können wir gelegentlich nicht umhin, von unserer Christine, (vielleicht nicht zu einer unnöthigen Belehrung unserer Leserinnen,) noch manches zu bemerken, was uns der Nachahmung nicht unwerth zu seyn scheint. So suchte sie z. E. in ihren Gesprächen mit andern nichts so sehr zu vermeiden, als das unanständige, unnöthige und widrige Schreyen im Reden. Sie wußte ihrer Sprache gerade diejenige Mäßigung zu geben, bey welcher sie, ohne überhört zu werden, von jedem verstanden zu werden hoffen durfte. Ihr gellten, — wie sie oft sagte, allemal die Ohren, wenn manche Weiber ihre Stimme wie eine Posaune erhuben, und nichts war ihr unerträglicher, als diese fatale Gewohnheit, bey welcher man bisweilen wirklich für sein Gehör besorgt seyn, oder den Schwindel befürchten möchte. Eben so unausstehlich war ihr auch die langsame, träge und einschläfernde Sprache so mancher Personen ihres Geschlechts, bey welcher man es kaum auszuhalten

vermag. Ihre Sprache war lebhaft, uud ohne zu geschwinde zu reden, und Worte durch Worte zu verschlingen, wußte sie im Reden gerade denjenigen Mittelweg zu treffen, auf welchem man einer Person, die lebhaft aber nicht zu übereilt spricht, gerne zuhört. Sie vermied nichts so sehr, als in diejenige Weitschweifigkeit zu verfallen, durch welche viele Personen insonderheit des weiblichen Geschlechts sich dadurch andern lästig und oft lächerlich machen, daß sie bey einer Erzählung nicht selten, weiß nicht wie weit, aushohlen, daß sie dieselbe unnöthiger Weise erweitern, daß sie eine und die nämliche Sache öfter wiederhohlen, daß sie sich über die geringfügigsten und unbedeutendsten Dingen weit ausdehnen und in den fatalesten aller Töne, nämlich in den Ton des viel — allein — und langweiligen Schwäzens verfallen. Ohne geschwäzig zu seyn, wußte aber auch Christine immer etwas zu reden, und man konnte sich mit ihr auf eine recht angenehme Weise unterhalten, weil es ihr weder an Lebhaftigkeit, noch an Mutterwitz, noch an der nothwendigen Aufmerksamkeit und Theilnehmung an einer Sache, von welcher gesprochen wurde, noch an Bescheidenheit, Vernunft, und Lebensart fehlte. Auch ihrem Manne wurde in ihrem Umgange die Zeit nie lange, und er sagte es oft, daß er bey seiner Christine immer Unterhaltung finde.

Aber wir haben uns schon wieder weiter verirrt, als wir gehen wollten. — Lasset uns also, liebe Leserinnen, in der Erzählung von unserer Christine und ihren Vorzügen das Aeußerliche betreffend weiter fortfahren, und euch auch in Ansehung ihres Anzugs und ihrer Kleidung, wodurch sie sich nicht nur bey ihrem Manne, sondern auch bey andern Personen so sehr zu empfehlen wußte, etwas erzählen! Es waren aber nichts weniger als viele und prächtige Kleider, durch welche sie sich den Ruhm eines schönen Weibes zu erwerben suchte. Christine dachte zu vernünftig, als sich zu bereden, daß ein Weib schön sey, wenn sie schöne Kleider trage, und sie konnte sich von der Wahrheit des Sprichworts, „daß Kleider Leute machen," nie recht überzeugen. Weit gefehlt, durch ihren Anzug ein Aufsehen machen zu wollen, suchte sie dieses vielmehr so viel als möglich zu vermeiden. Es war auch eine sehr richtige Bemerkung, die sie öfters machte, daß manche Personen gerade deßwegen, weil sie durch ihre Kleidung Aufsehen machen wollen, anstatt gelobt und bewundert zu werden, sich nicht selten dem Spotte und Tadel anderer aussetzen. Wirklich gehen auch in dieser Kleidersucht insonderheit heutzutage viele bürgerliche Weiber und Mädchen zu weit, als daß man über ihre Eitelkeit, Prachtliebe und Verschwendung nicht

böse

böse werden sollte. Mit gerechtem Unwillen eiferte daher Christine öfters über dergleichen Personen, die sich wie die vornehmsten und reichsten Frauen kleideten, die sich Kleider auf Kleider machen ließen, und sich nach jeder Mode richteten. Je besser sie es wußte, wie viel ein einziges Kleid, wenn es auch nichts weniger als kostbar ist, Unkosten verursache, desto weniger konnte sie es begreifen, woher manche Bürgersweiber und ihre Töchter das Geld nähmen, sich nicht nur die schönsten Kleider anzuschaffen, sondern auch dieselbe nach jeder oft vierteljährigen Mode verändern zu lassen.

Ihr war die Sprache der eitlen Schwestern ihres Geschlechts „so trägt man sich jetzt!“ „das ist Mode!“ — — keineswegs überredend genug, ihrem Beyspiel zu folgen. „Muß ich dann — sagte sie öfters, wenn eine neue Mode erscheint, mich sogleich nach derselben richten? In diesem Falle wäre meine Kleidung ja einer beständigen Veränderung unterworfen, bey welcher es nicht sowohl auf meinen Geschmack, sondern nur auf andere ankäme, und was mir diese in Ansehung der Art, wie ich mich tragen soll, für Gesetze vorschreiben würden. Ich weiß wohl, daß man sich auch in der Kleidung nach andern gewissermaßen richten muß; aber daraus folgt es nicht, daß ich jede Mode nach-

zuahmen verpflichtet bin. Noch weniger folgt daraus, daß ich mich nach solchen Moden richte, die schon an und vor sich selbst nicht schön, nicht gut, nicht anständig sind, und die sich für eine bürgerliche Person nicht schicken. Am allerwenigsten aber folgt daraus, daß ich mich von einer Mode zur Sklavin machen lassen, und ihren Forderungen auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, eines guten Geschmackes, der Sittsamkeit, der Demuth, der Bescheidenheit und des Vermögens oder der Einkünfte ein Genügen leisten soll. Mag es doch seyn, daß mich andere tadeln mögen, weil ich mich nicht nach jeder Art sich zu kleiden richte; — dieser Tadel kann mir zuversichtlich weniger zur Unehre gereichen, als wenn man es von mir sagte: „daß ich eine Modenärrin seye.“ Wenn ich mit meinen Kleidern zufrieden bin, ohne daß ich mich derselben schämen darf, warum soll ich mir mehrere und schönere anschaffen, warum soll ich sie alle halb- oder Vierteljahr verändern lassen, darum weil dieses andere Weiber thun? Ich halte mich, wenn ich es ihnen nicht nachmachen kann, deßwegen keines- wegs für erniedriget und beschimpft. Ich bin auch darum nie wenigstens von vernünftigen und gesetzten Personen nicht, getadelt worden, weil ich mich nicht so vornehm kleide, und mich nicht so nach der Mode richte, wie andere. Gesetzt aber, daß ich

darum

darum schon getadelt worden wäre, so würde ich bey einem solchen Tadel immer gleichgültig geblieben seyn, weil mir derselbe nie zum Nachtheil meiner Ehre hätte gereichen können. Ich darf auch nie befürchten, meinem Manne ohne köstliche und nach jeder Mode zugeschnittene Kleider zu mißfallen, und andern Männern will ich nicht gefallen. Mein Philipp liebt die bürgerliche Ehrbarkeit auch in Ansehung der Kleidung, und weil er es weiß, daß ich sie auch liebe, so ist er mit mir zufrieden, es giebt daher unter uns nie einen Verdruß, zu welchem in vielen Ehen eitle und hoffärtige Weiber Veranlassung geben."

Daß man ohne jede Mode mitzumachen, und sich stattlich zu kleiden, dennoch gefallen könne, davon ist unsere Christine der deutlichste Beweis. Viele ihrer Mitbürgerinnen hatten weit schönere Kleider, als sie; und doch hatte sie das Glück, oft mehr Beyfall in Rücksicht ihres Anzugs zu finden, als andere. Schon die Art, sich nach ihrem Stande bescheiden zu kleiden, verschaffte ihr viele Freunde, welche diejenigen nicht selten verlieren, die dadurch, daß sie Aufsehen machen wollen, andern zum Neid, zum Spott, und oft zu einem gerechten Tadel Gelegenheit geben. Ihr Anzug war immer so beschaffen, wie er sich für eine bürgerliche Frau schickte,

und

und sie wußte bey demselben zwischen einer jeden neuerfundenen Mode, und zwischen einer alt~~na-~~ väterischen ~~türlichen~~ Tracht einen sehr glücklichen Mittelweg zu treffen. Nie war sie eine der ersten, die sich nach einer erst] aufgekommenen Mode richtete, aber sie wollte auch ein Kleidungsstück nach älterm Zuschnitt nicht tragen, wenn es beynahe niemand mehr trug. Ohne sich einem gewissen herrschenden Geschmack in Ansehung der Art sich zu kleiden eigensinnig zu widersetzen, beredete sie sich aber auch nimmermehr, sich sklavisch und kindisch nach andern richten zu müßen. Sie konnte sich durchaus nicht entschließen, eine Mode nachzuahmen, die sie mit ihrem Stande, und mit ihrer Natur, (daß ich so sage,) in Ansehung ihres Wuchses, ihrer Gesichtsfarbe, und anderer körperlicher Beschaffenheiten nicht vereinigen, oder für schicklich und schön halten konnte. Da, wo sie das Lächerliche, Unbequeme, und Schädliche gewisser Kleidungsstücke (z. E. der zu ihren Zeiten zur Mode gewordenen langen Röcke, und Schürze, die im Gehen wirklich hinderlich sind, und die man bey einem schmuzigen Wetter beständig aufheben muß, wenn man sie nicht mit Koth garniren will:) fühlte und einsah, hätte sie sich auch nie bereden lassen, dem Beyspiel anderer blindlings zu folgen. Ein Hauptvorzug, den man bey ihrer Kleidung bemerkte,

war

war Nettigkeit und Reinlichkeit. Vom Kopf bis auf die Füße beobachtete sie in ihrem Anzuge eine gewiße Ordentlichkeit, die jederman wohlgefallen mußte, und die man an ihr nicht nur alsdenn bemerkte, wenn sie unter fremden Personen öffentlich erschien, sondern auch, wenn man sie zu Hause unvermuthet überraschte. Selbst alsdenn, wenn man sie bey solchen häuslichen Geschäften antraf, bey welchen man sich kaum unbefleckt erhalten kann, und bey welchen es Pflicht ist, seine bessern Kleider zu schonen, beobachtete sie wenigstens so viel als möglich die nothwendige Reinlichkeit und Ordentlichkeit. Nach Vollendung ihrer schmuzigern Geschäfte z. E. in der Küche kleidete sie sich allemal um, und so wie sie sich überhaupt an ihrem Körper immer reinlich zu erhalten suchte, so war dieses auch der Fall in Ansehung ihrer Kleidung. Je mehr sie auch dieselbe zu schonen wußte, und je sorgfältiger sie immer auf eine reine Wasche bedacht war, um derentwillen sie sich keine Mühe gereuen ließ, desto mehr war sie also vor jedem Widerwillen, und derjenigen Verachtung gesichert, welcher unreinliche, schmuzige und unordentliche Weiber kaum ausweichen können. — Doch wir müßen jetzt abkürzen, und es sey dem Urtheil unserer Leserinnen überlassen, ob es Christine um der von ihr in diesem Kapitel angezeigten Vorzüge willen

nicht

nicht verdiente, von ihrem Manne und andern ein liebenswürdiges Weib genennt zu werden.

Christine wird endlich Mutter: oder Etwas über Unfruchtbarkeit, über Schwangerschaften und Wochenbette.

Christine hatte mit ihrem Philipp über drey Jahre in der Ehe gelebt, ohne ihren Wunsch ein Kind zu haben erfullt zu sehen. Nichts war auch natürlicher, als dieser Wunsch: denn er hieng nicht nur mit ihrer Bestimmung als Weib sehr genau zusammen, sondern er war auch mit den Empfindungen ihres Herzens aufs innigste verflochten. Sie war eine große Kinder Freundin; und um so mehr mußte ihr also der Gedanke, ein eigenes Kind zu haben, Freude machen, und eben dieser Gedanke war es, mit welchem sie sich oft beschäftigte, und den ihre Einbildungskraft mit den schönsten Farben auszumahlen wußte. Bisweilen schien es auch, als ob sie es sich sehr zu Herzen gehen ließ, daß ihr die Mutterfreuden versagt worden wären. Allein

lein sie besann sich in solchen mißmuthigen Stunden bald wieder eines bessern. Ihrer religiösen Seele verschaffte der Gedanke, daß auch Kinder eine Gabe des Herrn seyen, und die sich durchaus nicht erzwingen lasse, manchen Trost. Wenn sie sich auch das Glück, Kinder zu haben, als das wünschenswertheste dachte, so war sie doch bescheiden genug, es der Vorsehung zuzutrauen, daß diese bey der Versagung ihres Wunsches weise Ursachen haben möge. Da ihr Gewissen rein war, so durfte sie von demselbeu nie einen Vorwurf befürchten, welchem diejenigen nicht entgehen können, die sich durch Ausschweifungen öfters selber geschwächt haben, und die nicht selten dafür in der Ehe als unfruchtbare Weiber büßen müßen. Auch war sie sichs bewußt, von den Rechten und Freyheiten des Ehestandes denjenigen Mißbrauch nie gemacht zu haben, welcher der Erzeugung wirklich öfters nachtheilig ist, und um welches willen ein bis zur Unmäßigkeit getriebener Genuß der Liebe nicht anders als eine privilegirte Wohllust genennt werden kann. Was man wenigstens manchen Weibern vorwerfen kann, daß sie durch ihr Verhalten in der Schwangerschaft nicht selten entweder an unzeitigen Geburten, oder an todt zur Welt gebrachten Kindern Schuld seyen, das läßt sich auf Christinen nicht anwenden, weil sie in den ersten Jahren ihres Ehestandes nie empfangen hatte. Kurz Christine konn-

te in jeder Rücksicht wegen ihrer anscheinenden Unfruchtbarkeit ruhig seyn. War es bey einem gesunden Körper, bey einem regelmäßigen Bau desselben, und bey einem noch nicht überjährigen Alter ihre Schuld, daß sie anfangs kein Kinder hatte? Konnte sie sich auch nicht mit der Hoffnung beruhigen, daß sie doch noch Mutter werden würde, da ihr so mancherley Erfahrungen von Gattinnen nicht unbekannt seyn konnten, die in den ersten Jahren ihres ehelichen Lebens unfruchtbar zu seyn schienen, und in der Folge erst noch gesegnete Mütter wurden. Aber auch selbst alsdenn, wenn ihre Hofnungen und Wünsche nicht erfüllt worden wären, hätte sie nie Ursache gehabt, eine Stöhrung des ehelichen Glücks durch eine verminderte Liebe ihres Mannes zu befürchten. Denn Philipp dachte auch in diesem Punkte ganz anders, als manche Ehemänner denken, die oft ihren Weibern, wenn sie unfruchtbar sind, gram werden, und ihnen nicht selten die unverdientesten Vorwürfe machen. Was ist auch unbilliger, als wenn Eheleute darum, weil sie keine Kinder haben, sich ihre Unzufriedenheit anmerken lassen, und einander feind werden? denn so lange es nicht entschieden ist, an welchem von beyden die Schuld der Unfruchtbarkeit liegt, (und dieses läßt sich nicht so geschwind entscheiden:) so lange klagt eines das andere ohne

zurei-

zureichenden Grund an. Dergleichen Klagen und Vorwürfe hörte man aber eben so wenig von Philipp, als von Christinen. Ohnerachtet sie in den ersten Jahren ihres Ehestandes keine Kinder hatten, so lebten sie doch mit einander aufs vergnügteste, und beyde schienen es absichtlich zu vermeiden, über diesen Punkt mit einander zu reden.

Endlich wurden unserer guten Eheleute heimliche Wünsche doch erfüllt, und Christine wurde schwanger. Daß sie sich darüber herzlich freuten, können sich unsere Leserinnen leicht vorstellen. Indessen theilte sie diese ihre Freude nicht eher andern mit, als bis sie ihrer Schwangerschaft vollkommen gewiß war. Durch diese Verschwiegenheit wollte sie demjenigen Spott ausweichen, den sich schon manche Weiber durch eine zu voreilige und ohne hinlängliche Gründe geschehene Bekanntmachung ihres Schwangerseyns zugezogen haben. Christine war auch zu gesetzt, als es so zu machen, wie es manche, insonderheit junge Weiber bisweilen zu machen pflegen, die ihre Schwangerschaft nicht früh genug verrathen können, und welche durch dieselbe ein Aufsehen machen zu wollen scheinen.

So bald hinlängliche Gründe da waren, daß Christine wirklich schwanger seye, so ließ sie und

ihr Mann sich nichts so sehr angelegen seyn, als die Sorge für ein nach der Beschaffenheit ihrer Umstände gemäßes Verhalten. Noch lebte ihre Mutter Leonore, und diese kam als ein vernünftiges und erfahrnes Weib ihrer Tochter durch manchen guten Rath, den sie derselben gab, sehr wohl zu statten. Es waren aber nur allgemeine oder solche Vorschriften und Verhaltungsregeln, die jede schwangere Person um ihrer selbst und um ihres Kindes willen beobachten muß, um Schaden zu verhüten, welche sie ihrer Christine mittheilte. — Eben so sorgfältig, als sie ihre Tochter vor einer allzustarken Bewegung warnte, weil dieselbe leicht erhizen und zu viel entkräften kann, warnte sie dieselbe auch vor zu wenig Bewegung, welche für Schwangere nicht weniger schädlich ist, als jene. Da sie wußte, wie angelegentlich sich Christine alle ihre Hausgeschäfte seyn ließ, so war es ein sehr guter Rath, welchen sie ihr zur Warnung gab, sich in ihrer Schwangerschaft vor zu geschwindem, zu tiefem und langem Niederbücken des Körpers, vor dem Aufheben allzu schwerer Lasten und vor dem übermäßigen Ausstrecken der Arme in die Höhe, um z. E. etwas von einem hohen Gestelle herunter zu langen, zu hüten. Auch in Ansehung eines zu eilfertigen Ganges, und insonderheit eines zu geschwinden Treppen Auf- — und Absteigens glaub-

te sie ihrer lebhaften Tochter manche Erinnerung geben zu müßen, die sie wenigstens darum für nothwendig hielt, weil der Fall einer schwangeren Person von viel bedeutenden Folgen seyn kann. Das Tanzen durfte sie ihrer Tochter nicht verbiethen, theils weil diese von dieser Art des Vergnügens ohnehin keine Liebhaberin war, und auch dazu wenig Gelegenheit hatte, theils weil sie zu vernünftig und zu gewissenhaft dachte, als sich und ihr Kind leichtsinniger Weise einer Gefahr auszusetzen, vor welcher eine Schwangere bey der oft so starken Bewegung im Tanzen nie sicher ist. Es war ganz wider die Meynung und Erfahrung Leonorens, daß man in der Schwangerschaft seiner Ruhe und Bequemlichkeit pflegen müße. Vielmehr hielt sie eine nicht übertriebene und mit der gehörigen Mäßigung und Vorsichtigkeit verbundene Thätigkeit und Bewegung für gut und vortheilhaft. Selbst alsdenn, wenn sich ihre Tochter bisweilen über Müdigkeit und einen etwas schweren Athem beklagte, widerrieth sie ihr keineswegs eine mäßige Beschäftigung und Bewegung. Anstatt sie in der letzten Zeit ihrer Schwangerschaft in die ~~Ruhe~~ Ruhe zu bannen, redete sie ihr vielmehr zu, bisweilen eine Bewegung insonderheit in freyer Luft zu machen, einen kleinen Spaziergang vorzunehmen, oder eine gute Freundin zu besuchen. Sie hielt das lan-

ge Sitzen im Zimmer nicht nur an und für sich selbst schon, sondern auch darum für schädlich, weil bey demselben leicht allerley traurige Gedanken, mit welchen sich Schwangere nicht selten aus einer gewissen Angst und Furcht zu beschäftigen pflegen, überhand nehmen. Uiberhaupt war Christinens Mutter sehr darauf bedacht, ihre Tochter, da sie schwanger war, in einer gewissen Heiterkeit zu erhalten, weil diese auf die Gesundheit, und auch auf eine leichtere Eeburt viel Einfluß hat.

Nichts kann einer schwangern Person mehr schaden, als heftige Leidenschaften. Es ist kein allzu seltener Fall, daß Weiber in Unfällen des Zorns, Schreckens und einer großen Alteration zu frühe ins Wochenbette kamen, oder abortirten. Wenn aber auch dieser Fall nicht zu befürchten wäre, so läßt es sich doch leicht begreifen, daß heftige Gemüthsbewegungen nicht nur einer Mutter und ihrer Gesundheit, sondern auch dem Kinde, welches sie unter ihrem Herzen trägt, nicht nur körperlich, sondern auch geistig schädlich werden können. Von zornmüthigen, unmuthsvollen, schreckhaften und anderen Leidenschaften ergebenen Müttern pflanzen sich dieselbe auch nicht selten auf ihre Kinder fort, und es ist also um dieser Erfahrung willen eine doppelte Pflicht des weiblichen Geschlechts, sich in

der Schwangerschaft vom Anfang bis zum Ende derselben aufs sorgfältigste und gewissenhafteste in Leidenschaften zu mäßigen. War gleich Christine von keinem heftigen Temperament, so fand es ihre Mutter doch für nothwendig, sie zu bitten, in ihrer Schwangerschaft selbst bey einem unvermeidlichen und gerechten Verdrusse so viel möglich an sich zu halten. Ihre Tochter dachte auch selbst zu vernünftig, als sich am allerwenigsten um Kleinigkeiten willen heftigen Leidenschaften Preis zu geben.

Was die Diät anbelangte, welche Christine in ihrer Schwangerschaft befolgte, so glaubte sie keinen Grund zu haben, von ihrer gewöhnlichen Kost abgehen zu müßen. Allzugesalzene, überwürzte und übermäßig fette Gerichte kamen ohnehin nie auf ihren Tisch, und wenn dieses auch sonst geschehen wäre, so würde sie sich in ihrer Schwangerschaft vor denselben aus Gründen, die leicht begreiflich sind, doppelt gehütet haben. Bey weniger Bewegung, die sie machen konnte, und bey einem vielen Schwangern eigenthümlichen schweren Athemhohlen glaubte sie solche Speisen, welche Blähungen verursachten, wo nicht ganz vermeiden, doch bey dem Genusse derselben äußerst mäßig seyn zu müßen. Wenn sie auch bisweilen Lust gehabt hätte, noch etwas mehr zu essen, so brach sie doch ab,

um sich nicht Beschwerlichkeiten zuzuziehen. Nichts konnte sie andern Weibern in ihren Schwangerschaften weniger verzeihen, als diejenige Unmäßigkeit und Gelüstigkeit, für welche sie nicht selten büßen müßen. Nie zwang sich Christine etwas zu essen, oder zu trinken, was ihr (wie dieses oft der Fall bey Schwangern ist,) durchaus zuwider war, und was ihr also schon aus diesem Grunde nicht wohl hätte bekommen können: aber sie ließ sich auch durchaus nicht von denjenigen Begierlichkeiten und Gelüsten beherrschen, durch welche so manche Personen in der Schwangerschaft auf den Wunsch geleitet werden, bald dieses bald jenes zu essen oder zu trinken, in der Meynung, daß die Erfüllung dieses Wunsches zu ihrer Gesundheit unumgänglich nothwendig seye. Davon aber konnte sich Christine nicht überzeugen, und sie urtheilte ganz vernünftig, wenn sie sagte, daß man nicht jedem Einfall der Eßlust Gehör geben müße, und „daß vielleicht manche Kinder so gelüstig seyen, weil es die Mütter derselben in ihrer Schwangerschaft waren.“ Wir zweifeln auch nicht daran, daß viele unserer Leserinnen dieser Meynung mehr Beyfall geben werden, als dem bekannten Aberglauben derjenigen, die behaupten, daß man einer Schwangern, wenn sie Lust hat, dieses und jenes zu essen, oder zu trinken, nichts abschlagen dürfe. Allein über

diese

diese Meynung und die Berichtigung derselben können wir uns jezt nicht einlassen. Das Beste ist und bleibt immer dieses, wenn ein Weib sich selber etwas abzuschlagen und ihre Begierden einzuschränken gelernt hat.

Christine befand sich während der Zeit ihrer Schwangerschaft in sehr erträglichen Umständen. Nur bisweilen beklagte sie sich über ein etwas schweres Athemhohlen. Es wurde ihr also von denjenigen, die öfters so eilfertig sind, jedem einen guten Rath zu geben, angerathen, sich von Zeit zu Zeit durch eine Aderläße Erleichterung zu verschaffen. Allein sie war zu klug und zu vorsichtig, als jedem Rathenden blindlings zu folgen, und da sie sich an einige Personen erinnerte, welche um eines öftern Aderlassens willen ein todtes Kind zur Welt gebracht hatten, und sich beynahe die Wassersucht zugezogen hätten; da ihr auch andere Schwangere bekannt waren, welchen das Aderlassen nur gleichsam eine augenblickliche Erleichterung verschaft hatte, und welche durch dasselbe noch mehr geschwächt wurden, und sogar den Appetit und Schlaf verloren; so glaubte sie am besten zu handeln, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, und sich nach demselben allein zu richten. Sie befand sich auch bey demselben sehr gut, und gewiß weit besser, als diejenige,

nige, die jeder rathenden Person Gehör geben, und sich von derselben bald dieses bald jenes als ein Hülfsmittel anpreisen lassen. Eben so gut befand sie sich auch dabey, daß sie sich in diejenigen Beschwerlichkeiten, welche in Schwangerschaften so oft vorkommen, zu schicken, und sich dieselbe, anstatt beständig Arzney zu nehmen, durch Geduld und Mäßigkeit zu erleichtern wußte.

Ruhig erwartete Christine die immer mehr herannahende Zeit, da sie gebähren sollte. Sie müßte nie einen Begrif vom Gebähren gehabt, und nie etwas von Geburten erzählen gehört haben, wenn sie die ihr bevorstehende Arbeit, ein Kind zur Welt zu bringen, für eine unbedeutende Kleinigkeit angesehen hätte, für welche sie manche anzusehen scheinen, weßwegen sie sich auch öfters hierüber der leichtsinnigsten und muthwilligsten Ausdrücke bedienen. Aber sie müßte auch nie vernünftig gedacht haben, wenn sie aus den Erzählungen von so manchen schweren und unglücklichen Geburten denjenigen Schluß gezogen hätte, der nicht selten aber allemal ohne hinlängliche Gründe aus jenen gezogen wird, ich meyne den Schluß, bey welchem man ein Unglück, welches einer andern Person wiederfahren ist, für sich selbst befürchtet. Wahr ist es zwar, daß das, was andern begegnet ist, auch

uns

uns begegnen könne, und in so ferne ist freylich keine Gebährerin vor aller Gefahr gesichert. Aber daraus folgt noch nicht, daß sie in Gefahr kommen werde und kommen müße, weil andere bey ihrer Niederkunft in Gefahr kamen und auch derselben unterlagen. Gegen einige Beyspiele von unglücklichen Geburten kann man immer dreyßig und mehr Erfahrungen von Müttern anführen, welche die Stunde, auf welche sie sich oft so sehr ängstigten, glücklich überstanden. Warum soll sich also eine Schwangere der Aengstlichlichkeit überlassen, darum, weil diese oder jene bey der Geburt in Gefahr kam, oder wenigstens viel auszustehen hatte? Warum soll sie sich nicht lieber mit guten Hofnungen aufrichten um derjenigen willen, die glücklich ihre Kinder zur Welt gebracht haben? Solche gute Hofnungen haben auch, weil sie auf der Mehrheit der Erfahrungen beruhen, zuverläßig mehr Grund, als die Furcht. Nichts davon zu sagen, daß diese wirklich oft einen schädlichen Einfluß hat, so wie im Gegentheil ein unerschrockener und gefaßter Muth auch in Schwangerschaften und bey Geburten von der vortheilhaftesten Wirkung ist.

In einem solchen gefaßten Muthe suchte sich auch Christine in ihrer Schwangerschaft und auf die Zeit ihrer Niederkunft immer zu erhalten. Als eine

gute Christin war sie bereit, ihr Leben dem Herrn, wenn er es von ihr fordern sollte, hinzugeben, und bey der Vorstellung dieses möglichen Falles bath sie in der Stille oft Gott um Ergebung in seinen Willen, und um Trost insonderheit auch für ihren Philipp, wenn sie von ihm getrennt werden sollte. Natürlich trat bey solchen Gedanken manche Thräne in ihr Auge, aber sie wischte dieselbe, um ihren Mann durch eine an ihr bemerkte Wehmuth nicht zu betrüben, geschwind wieder ab. Weit gefehlt, sich nur traurigen Vorstellungen zu überlassen, und durch dieselbe sich nicht nur selbst abzuhärmen, sondern auch andere ängstlich zu machen, suchte sie sich so viel wie möglich selbst aufzuheitern, und sich im Vertrauen auf Gott und gute Hofnungen zu stärken.

Viel war zu Christinens Beruhigung auch dadurch gesorgt worden, daß ihr eine Hebamme empfohlen wurde, zu der sie wegen ihrer bekannten Geschicklichkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit das beste Zutrauen haben konnte. Da sie auf ihre Niederkunft, wenn dieselbe wider ihre Rechnung etwas früher erfolgen sollte, — bey Zeiten die gehörigen Anstalten getroffen hatte, so durfte sie also nie befürchten, in diejenige Verlegenheit zu kommen, in welche schon manche Weiber, die es mit

den

den gehörigen und nothwendigen Vorbereitungen aufs Wochenbette zu lange anstehehen ließen, gekommen sind. Zu einem großen Troste gereichte auch unserer Christine ein gewisser Vorschlag, den ihr ihre Mutter gemacht hatte, und mit welchem sie den Wünschen ihrer Tochter zuvor gekommen war. Dieser wurde es nämlich oft Angst, wenn sie daran dachte, daß bey ihrer Niederkunft, wie es öfters zu geschehen pflegt, viele Personen zugegen seyn möchten. Nach ihrer Meynung mußte es nothwendig einer Gebährerin noch bänger werden, als es ihr ohnehin ist, wenn insonderheit in einem nicht geräumigen Zimmer mehrere Menschen anwesend sind. Ihre Meynung ist auch ganz richtig, und man kann derselben am allerwenigsten alsdann widersprechen, wenn von solchen Personen die Rede ist, die entweder selber ängstlich sind, und also andere, anstatt ihnen Muth einzuflößen, erst ängstlich machen, oder welche nicht die gehörigen Kenntnisse haben, um einen weisen und guten Rath geben zu können, oder welche bald zu zärtlich und zu bedenklich, bald zu unempfindlich und zu leichtsinnig sind, oder welche sich in ihren Meynungen gewisse Umstände und Verhaltungsregeln einer Gebährenden betreffend, öffentlich widersprechen, oder welche der Hebamme bald zu viel einreden wollen, bald aber solchen Weibern, die aus

Eigen-

Eigensinn, Eigendünkel und um ihrer eingebildeten Ehre willen öfters das Leben einer Gebährerin aufs Spiel setzen, zu sehr nachgeben.

Wollte gleich Christine die gute Absicht nicht verkennen, die manche bey ihrem Anerbiethen haben mögen, einer Anverwandtin, Freundin, Hauswirthin und Nachbarin in Kindesnöthen beyzustehen, so war ihr dieser Freundschaftsdienst, wenn ihr derselbe von mehrern Personen geleistet werden sollte, doch nicht recht angenehm, und sie besorgte sich oft, wie wir schon gesagt haben, in Rücksicht vieler Zuschauerinnen, Helferinnen, Ratherinnen und Trösterinnen auf ihre Geburtszeit. Desto willkommner war ihr der Vorschlag ihrer Mutter, daß sie bey ihrer zu erwartenden Niederkunft nicht so viele Personen zusammen berufen sollte, wie es bisweilen in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Du darfst dich, sagte sie zu ihrer Tochter, auf die Geschicklichkeit und Sorgfalt deiner Hebamme verlassen, und schon in so ferne ist dir der Beystand mehrerer Personen entbehrlich, der ohnehin oft beynahe überflüßig ist. Dein Mann wird dir, wenn du ihm ein Kind gebähren wirst, nicht von der Seite gehen und dir redlich durch Ermunterungen beystehen. Ich werde, so bald ich es erfahre, daß dein Stündlein gekommen seye, unver-

verzüglich zu dir kommen, und alle Sorgfalt und Treue einer Mutter an dir beweisen. Auch L . . deine vernünftige und erfahrne Nachbarin hat, wie du mir sagtest, dir ihre Freundschaftsdienste angebothen. Was wollen wir also mehr Personen, welche dir bey deiner bevorstehenden Geburtsstunde beystehen sollen? Sey nur getrost und guten Muths, liebe Christine, es wird mit Gottes Hülfe alles gut gehen! — Und so gieng es auch. —

Fortsetzung.

Christine brachte glücklich ein liebes Mädchen zur Welt, über dessen Anblick sie auf einmal alle Schmerzen und Aengsten vergaß. Leonore und Philipp konnten sich vor Freuden kaum der Thränen enthalten. Es war nun ein allgemeines Gottlob! welches von der Mutter, von dem Vater und von der Großmutter öfters mit dem gerührtesten Herzen wiederholt wurde. Tausend Glück — und Segenswünsche begegneten einander von allen Seiten der Anwesenden. Bald betrachtete Philipp sein neugebohrnes Kind in der Wiege, bald gieng er an das Bette seiner

Christine hin und drückte ihr mit verdoppelter Zärtlichkeit die Hand.

Personen, die mehr verstehen wollen, als sie wirklich verstehen, und die sich das Ansehen geben, die Kunst erlernt zu haben, es einer Mutter voraus zu sagen, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen gebähren würde, hatten Christinen und ihren Mann öfters versichert, daß sie durch ein Söhnchen erfreut werden würden. Allein diese hatten auf dergleichen Versicherungen nie geachtet. Denn einmal waren sie durch mancherley Erfahrungen belehrt worden, daß solche Prophezeihungen nicht eingetroffen seyen, und fürs Zweyte sahen sie es auch nicht ein, wie man dergleichen Dinge voraussagen könne. Am allerwenigsten aber nahmen sie auf solche Gründe Rücksicht, über die jeder verständige Mensch lachen, und die er, weil sie so kindisch und einfältig sind, verachten muß. Uiberdieß war ihnen auch jedes Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts, welches ihnen von Gott als ein Pfand ihrer Liebe geschenkt werden sollte, willkommen. Die Niederkunft Christinens mit einem Mädchen verminderte also keineswegs die Freude der Eltern bey der Geburt ihres Kindes. Ohnehin war es das erste Kind, welches ihnen gebohren wurde, und darum war ihnen ein Mädchen oder ein Knabe gleich lieb. Wünschten sie gleich in der

Fol-

Folge der Zeit, da Christine wieder schwanger wurde, auch ein Söhnchen zu bekommen, so dachten sie doch viel zu vernünftig, als darauf zu bestehen, daß ihr Wunsch erfüllt werden müße, und noch weniger ließen sie sich so etwas zu Schulden kommen, was sich manche Eheleute zu Schulden kommen lassen, die einander nicht nur selber, sondern auch ihr Kind verachten und gering schäzen, weil dieses, da es auf die Welt kam, ihren Wünschen und Erwartungen in Ansehung seines Geschlechtes nicht entsprach.

An dem Tage, da Philipps Kind getauft wurde, wurde von einer sehr ceremoniellen Baase des so genannten Taufschmauses erwähnt, bey welchem sie ihre Dienste zur Aufwartung anbot. Allein diese wurden nicht angenommen, weil Philipp und Christine sich schon vorher über diesen Punkt mit einander besprochen, oder weil sie es gegenseitig ausgemacht hatten, von dieser Gewohnheit nicht sowohl ganz abzustehen, als vielmehr in Ansehung derselben eine schickliche Veränderung zu treffen. Es war ein vernünftiges Urtheil, welches Philipp öfters über die sogenannten und an vielen Orten üblichen Taufschmäuse zu erkennen gab. Es ist natürlich, — sagte er, — daß man sich in Tagen, wo man sich ein Kind taufen läßt, gerne der Freude überläßt und daß man auch andern eine Freude zu machen, und insonder-

heit denjenigen, welche uns als Gevatterleute eine Gefälligkeit und einen Liebesdienst erweisen, eine Ehre zu erweisen sucht: wenn nur ein solches Vergnügen, welches an dem Tauftage veranstaltet wird, nicht mit so mancherley Beschwerlichkeiten insonderheit für die Wöchnerin verbunden wäre. Ich kann es unmöglich für gut halten, daß eine Person gerade zu der Zeit, wo sie am meisten der Ruhe bedarf, in derselben durch eine Gesellschaft, wo es oft sehr lebhaft zugeht, gestört wird. Eine Kindbetterin redet bey solchen Gelegenheiten oft mehr, als sie, ohne sich zu ermatten, reden, sie lacht oft mehr, als sie, ohne sich zu erhitzen, lachen, und strengt sich überhaupt mehr an, als sie sich anstrengen sollte, welches oft die Folgen durch Klagen und allerley Beschwerden zeigen. Ich wäre also, sagte Philipp zu seiner Christine, — der Meynung, daß wir keinen Taufschmaus hielten, demit du deiner nothwendigen Ruhe pflegen könntest. Um aber andern keine Gelegenheit zu geben, über uns zu raisoniren, und uns für geizig und unhöflich zu halten, so wollen wir die Sache, wenn es dir recht ist, — so machen, daß wir uns von unsern Gevatterleuten und einigen andern Personen die Ehre ihres Besuches erst am Ende deines Wochenbettes zu einer frugalen und freundschaftlichen Bewirthung ausbitten! Und bey dieser Entschlie-

fung blieb es, ja dieselbe wurde auch von andern Personen gebilliget und nachgeahmt.

Noch müßen wir unsern Leserinnen auch etwas von Christinens Wochenstube erzählen. In derselben war nichts weniger als eine solche stattliche Einrichtung anzutreffen, in welcher es so manche bürgerliche Personen von dem Handwerksstande den Vornehmen nachthun wollen. Um nichts war es unserer Christine, die sich überhaupt immer nach ihrem Stande richtete, weniger zu thun, als Aufsehen zu machen, und da sie wohl wußte, wie viel ein Wochenbett Unkosten verursache, so wollte sie diese nicht noch durch eine kostbare und eitle Einrichtung vermehren, um sich dadurch einen Ruhm zu erwerben und gelobt zu werden. Nach ihrer Meynung war ohnehin ein solches Lob und ein solcher Ruhm sehr zweydeutig, und sie hatte öfters die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, daß manche Bürgerinnen, anstatt ihren Zweck zu erreichen, denselben gerade verfehlten, und sich selber dem Urtheil, Spott und Tadel anderer aussetzten. Wenn mich Gott, — sagte sie oft, — nur gesund in meinem Wochenbette erhält, so bin ich mit meiner Stube und der Einrichtung derselben, wenn sie auch nicht so schön ist, wie die anderer Kindbetterinnen vollkommen zu frieden! und ich hoffe es

auch, daß diejenige, die mich besuchen werden, damit zufrieden seyn werden.

Jedermann gefiel auch Christinens Wochenstube insonderheit um der Ordnung und Reinlichkeit willen, die in derselben herrschte. Rein wurde die Luft in derselben durch öfters geöffnete Fenster erhalten, und bey feuchter und windischer Witterung durch Essigdampf oder Wachholderbeeren — oder Mastixrauch verbessert, und vor üblen Gerüchen verwahrt. Rein war die Bett — und Leibwäsche der Mutter und ihres Kindes, und wenn sie befleckt worden war, so wurde sie wieder ganz frisch durchgewaschen. Kein von dem Kinde benetztes Tuch oder Kleidungsstück wurde nur schlechtweg am Ofen getrocknet, als wodurch in einem Zimmer nothwendig eine stinkende und feuchte Luft erregt, oder die auf diese Art getrocknete Wäsche ohne vorhergegangene Reinigung derselben für die Gesundheit schädlich gemacht wird. Rein wurde jedes Eß — und Trinkgeschirr gehalten. Auch sahe Christine sehr auf die Reinlichkeit ihrer Stube selber, ohne übrigens die nothwendige Sorgfalt für ihre Gesundheit zu vergessen, welche so manche Wöchnerinnen schon oft zu ihrem Schaden dadurch vernachläßiget haben, daß sie durch allzu naß gemachte Fußböden, welche sie fegen ließen, Dämpfe und

Feuch-

Feuchtigkeiten in ihrem Zimmer verbreitet haben. Erst alsdenn, da sie ihr Bette verlassen und in eine andere Stube gehen kornte, ließ sie ihr Wochenzimmer ausfegen, gieng aber nicht eher wieder in dasselbe hinein, als bis es völlig trocken, und ausgeräuchert worden war. Uiberhaupt beobachtete Christine die vernünftigste und gewissenhafteste Sorgfalt für die Erhaltung ihrer Gesundheit.

Da sie wohl wußte, daß eine Wöchnerin eine genaue Diät nicht nur in Ansehung der Speisen und Getränke selber, sondern auch in Ansehung eines mäßigen Genusses derselben beobachten müße: so befolgte sie alle diese Vorschriften, welche ihr hierüber von erfahrnen und einsichtsvollen Personen gegeben wurden, aufs sorgfältigste. Sie hätte sich geschämt, aus Begierlichkeit etwas zum essen und trinken zu verlangen, was ihr als einer Wöchnerin nach dem Urtheil anderer hätte schädlich seyn können. Auch alsdenn, wenn ihr eine Speise oder ein Getränk erlaubt wurde, war sie im Genusse desselben äußerst mäßig, und sie that immer in solchen Fällen eher zu wenig als zu viel. Am allerwenigsten aber war sie solcher Thorheiten fähig, die sich manche Wöchnerinnen dadurch zu Schulden kommen lassen, daß sie wider alle Vernunft und gegen alle Warnungen ihrem Eigensinn, ihrer Gelüstigkeit

und

und Unmäßigkeit folgen, und sich Speisen und Getränke, die ihnen verboten worden sind, heimlich von einfältigen und solchen Personen, die man durch Geld und Versprechungen leicht zu etwas überreden kann, bringen lassen. Unvergeßlich blieb Christine immer das Beyspiel einer Nachbarin, die sich auf diese Art selber in Todesgefahr gestürzt hatte. Eben dieselbe wurde wider alle Erwartung krank, und beklagte sich über große Hitzen und Uibelkeiten. Niemand wußte sich, weil sie sich vorher ganz wohl befunden hatte, die Ursache davon zu erklären. Man fragte die Kellnerin, ob die Kindbetterin etwa einen Verdruß oder Schrecken gehabt, oder ob sie etwas Unerlaubtes gegessen und getrunken hätte? Diese wußte nichts davon. Man drang in die Wöchnerin selber, aber sie war zu keinem Geständniß dessen, was vorgegangen war, zu bringen. Endlich entdeckte man zufälliger Weise die wahrscheinliche Ursache ihrer Krankheit. Eine Person, welche der Kranken das Kopfkissen zu rechte legen wollte, entdeckte unter demselben ein Backwerk, und stieß zugleich mit dem Fuße an eine unter der Bettstätte an der Wandseite versteckte und schon beynahe halbausgeleerte Bouteille. Nun war alles begreiflich, aber die Kindbetterin mußte für ihre Gelüste peinlich büßen. Wir könnten bey dieser Gelegenheit noch viele ähnliche Beyspiele

spiele und Erzählungen anführen: es sey uns aber genug, statt derselben unsere Leserinnen vor solchen Thorheiten zu warnen, für welche schon so manche Kindbetterin um ihres Leichtsinns und um ihrer Unmäßigkeit willen so schwer bestraft worden ist. —

Christinens Wochenbett hatte bey ihrer Mäßigkeit und Vorsichtigkeit einen sehr guten Fortgang, nur daß sie bisweilen an Verstopfungen litte. Daß ihr bey diesem Uibel, (welches übrigens in Wochenbetten nicht ungewöhnlich ist, welches man aber durchaus nicht gering schäzen muß;) bald Laxierpillen, die da oder dort zu kaufen seyen, bald andere Arzneyen von rathseligen und hülfreichen Personen angepriesen wurden, versteht sich von selbst. Christine aber war zu klug, als jedem Rath blindlings zu folgen, und da sie ohnehin auf ihre Hebamme ein gutes Zutrauen zu setzen Ursache hatte, so glaubte sie derselben, die ihr mit etwas Weinstein gekochtes Obst und Klystiere empfahl, ohne alle Bedenklichkeiten folgen zu müßen. Bey den Vorschlägen derselben befand sie sich auch immer so gut, daß sie nur selten den Arzt rufen lassen durfte. Schon die Mäßigkeit, welche sie beobachtete, bewahrte sie in Verbindung mit der Reinlichkeit vor vielen Beschwerden. Ein nicht zu sehr geheiztes Zimmer sicherte sie gleichfalls vor manchen Uibeln,

z. E.

z. E. Ausschlägen, Frieseln und andern Krankheiten, welche bey Kindbetterinnen nicht selten durch eine übertriebene Wärme hervorgebracht werden. Sie hielt es nicht für nöthig, mehrere Wochen beständig im Bette zu liegen, aber sie versagte sich auch diejenige Ruhe nicht, welche eine Wöchnerin nothwendig haben muß, und deren Vernachläßigung oft sehr beschwerliche und nachtheilige Folgen hat. Sie genoß bey wärmerm und heiterem Wetter gerne der freyen Luft, aber sie setzte sich auch nicht ohne Noth, und zu frühe der für eine Wöchnerin immer schädlich werdenkönnenden Kälte und Nässe aus. Es war der rechte Mittelweg, den sie zwischen einer allzu großen Bequemlichkeit mancher gegen sich allzu zärtlichen, für ihre Gesundheit zu ängstlich sorgenden, um häusliche Geschäfte sich nur nachläßig bekümmernden, und sich bis in die fünfte oder sechste Woche einer süßen Ruhe, und dem Vergnügen des Besuchtwerdens überlassenden Kindbetterin, und zwischen dem Verhalten derjenigen Wöchnerinnen zu treffen wußte, die sich zu wenig schonen, die sich oft zu frühe anstrengen, und bisweilen die Zeit ihres Wochenbettes zu geschwinde abkürzen. Durch mancherley Erfahrungen belehrt wußte Christine, daß sich auf diese Art schon manche Kindbetterin Schaden gethan, und bisweilen auch den Grund zu großen und unheilbaren Krank-

hei-

heiten gelegt habe, und darum handelte sie auch ganz vernünftig, daß sie ihrer Uiberzeugung und dem Rath vernünftiger Personen folgte, die es ihr oft sagten, daß sich eine Wöchnerin, wenn sie sich auch nicht krank und schwach fühle, doch schonen, und nicht zu voreilig ihre Wochenstube verlassen sollte.

Von den Wochenbesuchen, die unsere Christine bekam, können wir unseren Leserinnen nicht viel erzählen: denn sie hatte derselben wenigstens in Vergleichung mit andern Mitbürgerinnen nur wenige, und es war auch nie ihr Wunsch, viele zu bekommen. Unmöglich konnte auch Christine dieses wünschen, da sie es am besten einsahe, daß dergleichen zahlreiche Besuche nicht nur wegen der gewöhnlichen Aufwartung und Bewirthung viele Kosten veranlassen, sondern daß sie auch einer Wöchnerin und ihrem Kinde nicht selten äußerst beschwerlich fallen müßen, insonderheit alsdenn, wenn sich dieselbe an einem und dem nämlichen Tage zu sehr häufen. Was den Zweck solcher Wochenbesuche anbelangt, so hatte Christine auch vollkommen Recht, wenn sie behauptete, daß die bey denselben beabsichtete Unterhaltung einer Wöchnerin keineswegs allemal erreicht werde, und daß das Vergnügen von solchen Besuchen oft mit vielem Zwang verbunden seye. Dieser Zwang ist es auch gewiß, den schon

viele

viele Wöchnerinnen gefühlt haben, und der sie schon oft zu Klagen über die beschwerliche Gewohnheit, sich und ihr Kind stattlich anzukleiden, über das zu lange Ausharren in — oder außer dem Bette, über das Gewaltanthun bey gewissen Forderungen der Natur, über das zu lange Hinsitzen und Verweilen der Anwesenden, über Betäubungen des Kopfs durch so viele Erzählungen, Fragen und dergleichen, durch erschütterndes Lachen und laut erhobene Stimmen veranlaßt hat.

Aber warum — möchte man bey solchen Klagen sagen, macht man dann die Sache nicht anders? — Warum stellt man dergleichen Wochenbesuche nicht ab? Allein eben diese Frage ist es, die leichter aufgeworfen, als beantwortet werden zu können scheint. Wir wagen es auch nicht, uns in die Beantwortung derselben einzulassen, theils um denjenigen nicht Unrecht zu thun, die durch einen Wochenbesuch eine Pflicht der Achtung und Freundschaft gegen andere erfullen wollen, theils um denjenigen keinen Vorwurf zu machen, welche sich auf dergleichen zahlreiche Besuche, so kostspielig und beschwerlich sie auch bisweilen sind, um ihrer Ehre willen sehr viel zu Gute thun, theils um die Kellnerinnen und Aufwärterinnen in Wochenstuben nicht über uns aufzubringen, weil diese um

ihres Provits oder um der so genannten Kindbett-gelder willen, die sie von den Besuchenden erhalten, und auch als einen Zoll erwarten, die Gewohnheit der Wochenbesuche sehr schön und ehrenvoll finden, theils um über eine so allgemeine Sitte keine Vorschläge zu thun, die vielleicht doch nicht befolgt würden, und auch unter gewissen Umständen nicht befolgt werden könnten.

Wir begnügen uns also bloß damit, es unseren Leserinnen zu erzählen, wie Christine ihre Wochenbesuche einzuschränken gesucht habe. Und dieses geschahe einmal dadurch, daß sie selber andere Wochenstuben höchst selten und nur die ihrer nächsten Anverwandten und Freunde besuchte; wovon die Folge diese war, daß andere Personen, die von ihr nicht besucht wurden, auch nicht zu ihr kamen, wenn sie Wöchnerin war, welches sie auch eben so wenig als eine Beleidigung oder Geringschätzung ansahe, als sie bey einem unterlassenen Besuch dieser Art andere beleidigen und ihnen verächtlich begegnen wollte. Fürs Zweyte war sie auch sehr sparsam mit denjenigen Einladungen auf einen künftigen Wochenbesuch, mit welchen andere Weiber aus einer mißverstandenen Höflichkeit, Freundlichkeit und Begierde, sich wohlgefällig und beliebt zu machen, oft so freygebig sind, daß sie sich

also nicht wundern dürfen, wenn ihre Kindbettstube oft so voll ist. Sie ließ auch die Nachricht von ihrer Niederkunft nur ihren allernächsten Verwandten und Freunden wissen, und damit erspartе sie manchen Personen einen Besuch, zu welchem man sich darum öfters um so mehr für verpflichtet hält, weil mit jener Nachricht meistens und gewöhnlich auch eine Invitazion verbunden ist. Uiberdieß hatte sie es auch ihrer Kellnerin, da sie dieselbe als Aufwärterin im Wochenbette bestellte und vermiethete, vorausgesagt, daß sie es nicht auf vielе Besuche antrage: und durch diese wurde die Sache noch mehr bekannt gemacht, weil sie ihren Eifer über dergleichen Neuerungen da und dort nicht zurückhalten konnte, ohnerachtet ihr von Christinen und ihrem Manne ein gewisser Schadenersatz dafür versprochen wurde, weil sie wegen weniger Besuchen etwas an ihren Trinkgeldern verlieren würde.

Gesund und heiter verließ Christine ihr Wochenbett, und dankte Gott herzlich für die Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit. Auch für ihr Kind stiegen viele gerührte Danksagungen und Wünsche gen Himmel, verbunden mit dem Gebet um göttlichen Beystand zu einer vernünftigen und christlichen Erziehung desselben. Philipp begleitete seine Christine, als sie das erstemal wieder ausgieng,

in die Kirche, und Abends moitirten sie, weil sie den Taufschmauß verschoben hatten, ihre Gevatterleute, und noch einige Anverwandte uud Freunde zu sich. Auf die Frage unserer Leserinnen, ob Christine von ihrem Manne auch ein Wochenbettgeschenk erhalten habe? antworten wir: Nein! Philipp war zwar gesonnen, ihr nach der Gewohnheit, die an vielen Orten üblich ist, ein kleines Geschenk zu machen, und befragte sich deßwegen nach ihren Wünschen. Allein sie verbat sich dasselbe ernstlich aus dem Grunde, weil ihr Wochenbette schon Unkosten genug verursacht habe. Siehe da, sagte sie — indem sie auf die Wiege hindeutete, mein und dein schätzbarstes Geschenk! und küßte darauf ihren Mann und ihr Kind.

Einleitung in die Geschichte Christinens als einer Mutter: oder Etwas von ihrer Liebe zu ihren Kindern.

Schwerlich hat je eine Mutter ihre Kinder mehr geliebt, als Christine ihre Kinder liebte, deren sie in ungefähr zehn Jahren viere gebohren hatte. Sie waren ihre größte Freude, und durch den Besitz derselben fühlte sie sich glücklicher, als wenn sie die vornehmste und reichste Dame gewesen wäre. Nichts war ihr daher unbegreiflicher, als wie es Eltern geben könne, die gegen ihre Kinder nichts zu fühlen scheinen, und die wohl gar gegen dieselbe eine das Herz eines Vaters und einer Mutter ganz verläugnende Abneigung empfinden. Mit Schaudern hörte sie oft Eltern ihre Kinder mit den verächtlichsten Namen belegen, und von denselben auf eine solche Art sprechen, mit welcher alles, was Liebe und Zärtlichkeit heißt, im Widerspruche stund.

Innigst bedauerte sie allemal jedes Kind, welches von seiner Mutter oft bloß darum nicht geliebt wurde, weil es nicht schön, oder weil es kränklich war, und also in diesem letzten Falle derselben wiewohl ohne sein Verschulden mehr Mühe verursachte. Was sie durchaus mit den Gefühlen ihres Herzens nicht vereinigen konnte, das war der Wunsch, den manche Eltern oft nur allzu deutlich äußern, „daß sie ihrer Kinder gerne los wären.“ Nie hörte Christine so etwas, ohne sich darüber zu entrüsten. Warum — hätte sie alsdann im gerechten Unwillen zu mancher Mutter sagen mögen, — warum ließest du dich zur Mutter machen, wenn du keine Kinder haben willst? Warum pflegtest du der ehelichen Liebe, wenn du die Pfänder derselben nicht zu schätzen weißt? Sie hatte auch Recht, wenn sie behauptete, daß Thiereltern es manchen Menscheneltern in Rücksicht der Liebe, der Zärtlichkeit, der Sorgfalt und Pflege ihrer Jungen weit zuvor thun, und daß viele Väter und Mutter nicht selten selbst von Hunden und Katzen aufs tiefste beschämt würden.

Nichts war Christinen heiliger, als der Muttername, — nichts heiliger, als Mutterpflicht, — und nichts verwebter mit ihrem ganzen Wesen, als Mutterempfindung. — Allein so gefühlvoll auch ihre Liebe war, so artete doch dieselbe nie in die-

jenige

jenige schwärmerische, schwache, kindische, und lächerliche Zärtlichkeit aus, welche sich immer nur mit dem Anschauen, Herzen und Küssen eines Kindes beschäftiget, welche alles an ihm bewundert, schön, artig, und liebenswürdig findet, was oft nichts weniger als liebens- und lobenswürdig ist; — welche jeden Wunsch eines Kindes erfüllt, und demselben zuvorzukommen sucht, — welche es nicht wagt, ihm etwas abzuschlagen, oder zu versagen, weil es ja sonst weinen, böse werden, oder wohl gar aus Verdruß sterben möchte, — welche schon zittert, wenn es nur etwas blaß aussieht oder weniger Appetit hat; — welche über der ängstlichen Sorge für dasselbe jede andere Pflicht als Gattin und Hausmutter vergißt: — kurz, welche zu leidenschaftlich, und also nicht ganz vernünftig ist. Christine liebte ihre Kinder gewiß zärtlich und herzlich, aber sie liebte sie nie auf Kosten der Vernunft, und zu ihrem Schaden. Eben deßwegen, weil sie dieselbe so innig liebte, war sie auch darauf bedacht, für ihr wahres Wohl geistlich und leiblich zu sorgen, und sich einer guten Erziehung derselben zu befleißigen.

„Kinder auf die Welt zu setzen — sagte sie oft, — ist kein Verdienst, auf welches sich Eltern so gar viel zu gut thun können.“ Aber Kinder erziehen, das ist das wahre Verdienst, welches sich dieselbe erwerben können und sollen. Nichts lag

Chri-

Christinen daher mehr am Herzen, als die Erziehung ihrer Kinder. Denn nur durch diese glaubte sie des Namens einer guten und vernünftigen Mutter würdig zu werden. Nur durch diese hofte sie einst auf den Dank und die Achtung ihrer Kinder gerechte Ansprüche machen zu können. Nur alsdenn, wenn sie es von dieser Seite an nichts fehlen ließ, was das wahre Wohl ihrer Kinder begründen könnte, glaubte sie einst ihr Haupt als Mutter ruhig niederlegen, und dem Richter der Welt wegen den ihr anvertrauten Pfändern unerschrocken und getrost Rechenschaft geben zu können. Es war kein schrecklicherer Gedanke, den sie sich denken konnte, als der: wenn durch ihre Schuld ein Kind an seinem geistlichen und leiblichen Glück Schaden leiden würde. Stundenlange unterredete sie sich oft mit ihrem Philipp über Erziehung, und manchen Seufzer schickte sie betend zum Himmel um Weisheit bey diesem so wichtigen Geschäfte. Dankend drückte sie jedem die Hand, der ihr in dieser Sache einen guten Vorschlag gab, und gewissenhaft benützte sie alles, was sie über eine gute Erziehung las und hörte. Es war nur ein einziger Wunsch, welcher Tag und Nacht ihre Seele belebte, daß nämlich ihre Kinder weise und gute Menschen werden und gesund an Leib und Seele bleiben möchten. Wenn wir ihnen, — sagte sie oft zu ihrem Manne, einst nicht viel hinterlassen

können, so hinterlassen wir ihnen doch genug, wenn wir sie gut erzogen haben: denn Gesundheit, Tugend, Frömmigkeit und Geschicklichkeit ist das reichste und sicherste Kapital, welches ein Mensch besitzen kann, und welches uns unsere Kinder, wenn wir für ihre Erziehung redlich sorgen, gewiß verdanken werden.

Christine sorgt für die Gesundheit ihrer Kinder.

Unter den vielen frühesterbenden, schwachen und oft ihr ganzes Leben kränkelnden Kindern leiden sehr viele durch die Schuld ihrer Eltern. Unschuldiger Weise müßen diese armen Geschöpfe nicht selten das bezahlen, was sie nicht geraubet haben, oder durch Schwachheiten und Krankheiten, welche sie von ihren Eltern schon durch die Zeugung und in Mutterleibe ererbt haben, büßen. Doch diesen Punkt wollen wir jetzt mit Stillschweigen übergehen, — und nur dabey stehen bleiben, worinnen es manche Eltern verfehlen mögen, daß ihre Kinder nicht so gesund sind und werden, als sie es seyn und werden könnten. Hieran liegt aber nicht wenig Schuld in der Erziehung. — Indessen wird es von uns niemand erwarten, hier die mancherley Fehler, die in derselben begangen werden, zu rügen, und an der Reihe her zu erzählen. Vieler

derselben werden wir aber gelegentlich erwähnen können, wenn wir es unseren Leserinnen erzählen, wie und wodurch Christine für die Erhaltung und Stärkung der Gesundheit ihrer Kinder sorgte.

Und zu dieser trug die Reinlichkeit, derer sie sich bey ihrer Pflege befleißigte, gewiß sehr viel bey. In Ansehung derselben aber ließ sie es keineswegs nur bey dem Aeußerlichen, oder bey dem Nothdürftigsten bewenden, so daß sie sich und ihre Kinder nur vor demjenigen Tadel zu verwahren suchte, dem überhaupt jeder unreinliche Mensch nicht entgehen kann, weil derselbe immer einen gewissen Widerwillen gegen sich erregt, und bey einem schmuzigen Gesicht, befleckten Händen und einer verunreinigten Kleidung unmöglich gefallen kann. Sie hielt ihre Kinder nicht nur um einer guten Lebensart, sondern auch um der Gesundheit willen reinlich, und darum wusch sie ihnen nicht nur fleißig und so oft sie sich befleckt hatten, das Gesicht und die Hände, sondern auch öfters den Kopf und die Brust, und wenigstens alle vier Wochen setzte sie dieselbe mit dem ganzen Körper in ein Bad. Dieß that sie nicht nur, da ihre Kinder noch klein, sondern da sie schon acht und mehr Jahre alt waren, und sie verspürte davon den größten Nutzen, den auch in mehr als einer Rücksicht für ältere und jüngere

Per-

Personen das Baden hat. Täglich kämmte sie jedem ihrer Kinder sorgfältig die Haare aus, und verhinderte dadurch manche Uibel und Beschwerlichkeiten, die aus einer vernachläßigten Reinlichkeit des Kopfs zu entstehen pflegen. Auch wechselte sie fleißig bey ihren Kindern die Wäsche ab, insonderheit wenn diese naß und befleckt worden war. Nie ließ sie dieselben auch zu der Zeit, da sie schon erwachsen waren, ein Hemd länger, als höchstens acht Tage tragen. Die Betten derselben wurden öfters gelüftet, an die Sonne gelegt, ausgeklopft, und frisch überzogen. Kein Nachttopf durfte, ohne ausgeleert und hinlänglich gereiniget zu werden, den ganzen Tag über in einer Schlafkammer stehen bleiben. Die Fenster derselben wurden jeden Morgen dem Durchzug einer reinen Luft geöfnet, und blieben bey einer nicht zu kalten und feuchten Witterung den ganzen Tag offen.

Nicht weniger sorgte auch Christine durch die Mäßigkeit (im weitläuftigen Verstande dieses Worts) für die Gesundheit ihrer Kinder. Daß sie bey dieser zuvörderst auf solche Speisen und Getränke bedacht war, die eine gesunde und hinlängliche Nahrung geben, und die zugleich einem Kinde und seinem Alter angemessen sind, versteht sich bey der guten Meynung, welche unsere Leserinnen von unserer

Christine haben werden, von selbst. Wir wollen daher das, was jeder vernünftigen Mutter in Ansehung der für Kinder, insonderheit wenn sie noch sehr jung sind, tauglichen Kost bekannt seyn muß, nicht wiederhohlen, ob es gleich so unnöthig nicht seyn möchte, bey dieser Gelegenheit manchen Fehler zu rügen, der so oft bey der Kinderdiät begangen wird. Aber eben diese Fehler sind es gerade, von welchen manche Personen so schwer zu überzeugen sind. Schon deßwegen, weil sie selber alles wissen, nie fehlen, und sich also keinen Vorwurf machen lassen wollen, — wollen sie sich auch nicht belehren lassen. Sie haben nach ihrer Meynung immer Recht, — so unvernünftig sie auch öfters urtheilen und handeln.

„Ich werde doch — wendet manche Mutter verdrüßlich über eine Warnung und Belehrung, die man ihr geben will, ein, — ich werde doch meinem Kinde nicht selber etwas geben, was ihm schädlich ist!“ obgleich dieser Fall öfters eintrifft, und bey der Unwissenheit und Einfalt mancher Mutter, die nicht selten das für gut und unschädlich hält, was ihrem Kinde wohl schmeckt, eintreffen muß. „Wenig schadet wenig!“ heißt es bey andern Müttern, wenn man es ihnen zu erkennen giebt, daß gewisse Speisen und Geträn-

ke ihren Kindern nicht zuträglich seyn möchten; als ob nicht auch das Wenige bisweilen schaden könnte, — nichts davon zu sagen, daß das oft wirklich viel ist, was man wenig nennt. „Ey! meinem Kinde, sagt diese und jene Mutter, — schadet nichts! Es kann alles ertragen!“ Und doch zeigt es sich oft, daß dieses nicht wahr ist. Gesetzt aber auch, daß einem Kinde gewisse Speisen und Getränke nicht gerade heute oder morgen schädlich werden sollten, so daß es durch dieselben krank würde; so können sie ihm doch in der Folge auf eben die Art schädlich werden, aus welcher viele Krankheiten durch Erhitzungen des Geblüts, durch Unverdaulichkeit und Verstopfungen ꝛc. erklärt werden müßen. Keineswegs ist das, was nicht unmittelbare schädliche Folgen hat, darum unschädlich, und es ist darum falsch geschlossen, wenn manche Eltern behaupten, daß ihren Kindern dieses und jenes, was sie ihnen zu essen und zu trinken geben, nicht schade: doppelt falsch aber alsdenn, wenn eine Speise und ein Getränk schon an und vor sich selber so beschaffen ist, daß man dieselbe bey wenigem Nachdenken und bey keinen großen Einsichten in Hinsicht auf die schwache Natur eines Kindes nicht für rathsam halten muß.

Aber muß man denn Kinder nicht schon frühzeitig daran gewöhnen, Alles essen und trinken zu

ler-

lernen? — Dieses ist ein Einwurf, auf den manche Eltern sich sehr viel zu gut zu thun scheinen, und den sie jedem zu ihrer Vertheidigung und Rechtfertigung entgegen halten, der ste warnen möchte, daß sie ihren Kindern nicht ohne Einschränkung jede Speise und jedes Getränk erlauben sollten. „Sie müßen sich, — heißt es alsdenn, — an Alles gewöhnen lernen!“ — Aber wer sagt es denn, daß dieses nothwendig seye? Und warum sollte dieses nothwendig seyn? Und sollte es wohl gar auch in dem Falle nothwendig seyn, wenn das Kind von einer solchen Angewöhnung Schaden leiden würde? Viele hundert Menschen haben von dieser oder jener Speise in ihrer ersten Jugend nichts gegessen, so wie von diesem oder jenem Getränke nichts gekostet, und sie lernten sich doch an dasselbe gewöhnen, da sie älter wurden. Ist auch das Kind schon fähig, jede Speise und jeden Trank ohne Schaden für seine Gesundheit zu ertragen? Und was ist auch am Ende damit gewonnen, wenn es alles essen und trinken lernt? Hoffentlich werden sich Eltern doch darauf nichts zu gute thun, daß ihre kleinen Kinder schon Fleisch, Schinken, Käse ꝛc. essen, und Bier, Wein, Kaffee und Schokolade trinken können? Wahrhaftig ein großer Erziehungsruhm!!

Doch wir kürzen ab, um nicht bitter zu werden, und kehren wieder zu unserer Christine zurück,

rück, die auch in Ansehung der Speisen und Getränke und deren Auswahl auf die Gesundheit ihrer Kinder die genaueste Rücksicht nahm. Was die kleinern derselben anbelangte, so bestand ihre Nahrung meistens nur in einem nicht zu flüßigen, aber auch nicht zu festem Semmelbrey, oder andern Suppen, die aber durchaus nicht allzu fett seyn durften, und eben so wenig stark gewürzt wurden. Daneben bekamen sie auch bisweilen zur Abwechslung Gemüße. Fleisch wurde ihnen aber nicht oft und nur in sehr kleinen Portionen gegeben. Auch von Backwerken bekamen sie nur äußerst wenig zu essen, weil dieselbe bey kleinen Kindern, die nicht hinlängliche Bewegung haben, und deren Verdauungskräfte ohnehin schwach sind, leicht Blähungen verursachen, und Verstopfungen veranlassen können. Am allerwenigsten aber gab Christine ihren Kindern sogenanntes Naschwerk. Denn sie war und zwar aus Uiberzeugung eine Hauptfeindin aller Leckereyen. Weit gefehlt also, daß sie ihren Kindern selber dergleichen Süßigkeiten, für welche manche Eltern so viel Geld ausgeben, gekauft hätte, so war es ihr nicht einmal lieb, wenn sie dergleichen Dinge von andern Personen geschenkt bekommen hatten. Meine Kinder, — sagte sie oft, — sind nicht an Lekkerbissen gewöhnt, und sie sollen sich auch nicht daran gewöhnen. Man ver-

dirbt durch Naſcherey leicht den Magen, erzeugt Schleim und verdirbt ſeinen Appetit wenigſtens in ſo ferne, daß einem nicht jede Speiſe mehr ſchmecken will. Uiberdieß wird auch das Naſchen einem Menſchen, inſonderheit jungrn Leuten, gar leicht zur Gewohnheit, ſo daß ſie von demſelben nicht mehr ablaſſen können, und jeden Kreuzer, den ſie beſitzen, auf daſſelbe verwenden. Höchſt unwillig wurde Chriſtine einmal über ihre Kellnerin, da dieſe auf den Mehlbrey ihres kleinen Kindes Zucker ſtreute. „Weg mit dieſem! ſagte ſie, ſonſt wird mein Kind nie wieder einen Brey eſſen wollen, der nicht ſüß iſt. Was wiſſen Kinder von Leckereyen, wenn ſie nicht an dieſelben gewöhnt werden?“

Keineswegs durften Chriſtinens Kinder Hunger leiden, aber ſie wurden von ihrer Mutter auch nie zur Unmäßigkeit erzogen, zu welcher viele Kinder von ihren Eltern ſelber erzogen werden. Nicht nur daß ihnen dieſe nicht ſelten zu viel auf einmal zu eſſen geben, ſo geben ſie denſelben auch bisweilen zu oft zu eſſen, und wenn manches Kind nur noch mehr eſſen könnte, ſo würde es vielleicht bis an die Kehle gefüttert werden. Es ſcheint oft nicht anders, als ob Eltern ihr ganzes Verdienſt darein ſetzten, ihre Kinder zu mäſten, wie man Thiere auf den Schlachttag mäſtet. Manche Mutter glaubt

auch

auch wohl durch recht viel Essen und Trinkrn für die Gesundheit und das Leben ihres Kindes zu sorgen, ob sie sich gleich bey dieser Meynung sehr betrügt. Denn durch Unmäßigkeit oder zu viel Essen und Trinken wird nie für die Gesundheit und das Leben eines Menschen gesorgt. Ein dicker, fetter Körper entscheidet nimmermehr etwas für eine dauerhafte, gute Gesundheit und für ein langes Leben, am allerwenigsten bey Kindern. Vielmehr werden diese oft am ersten, wenn sie von Krankheiten befallen werden, eine Beute des Todes, und zwar aus sehr begreiflichen Ursachen, die wir aber jetzt nicht auseinander setzen können.

Christine wußte es nur gar zu wohl, daß es Kinder vom Frühstück an bis zum Mittagessen, und von diesem bis zur Abendmahlzeit kaum würden aushalten können, und darum gab sie ihnen jedesmal in diesen Zwischenzeiten ein so genanntes Früh- und Vesperbrod, welches aber mit mäßiger Hand ausgetheilet wurde, damit sie ihren Appetit auf die gewöhnliche Eßzeit nicht verlieren möchten. Eine Stunde und etwas weniger vor einer Mahlzeit wurde auch denjenigen ihrer Kinder, die sich sehr über Hunger beklagten, nichts mehr zum essen gereicht, sondern sie wurden mit der Hoffnung, daß man bald Mittags oder Abends speisen würde, ver-

trö-

tröstet, und wenn dieser Trost nicht die gehörige Wirkung hervorbringen wollte, so ersetzte die Kraft desselben ein ernsthaftes Wort „du mußt warten! —“ Und so lernten auch die Kinder Christinens warten, und sich frühzeitig daran gewöhnen, nicht jedes Bedürfniß der Natur auf der Stelle und augenblicklich befriedigen zu wollen. Aber für dieses Warten wurden sie auch gewöhnlich durch einen sehr guten Appetit schadlos gehalten. Und eben dieser Appetit war es, dem es Christine gewiß nicht an der nothwendigen Befriedigung fehlen ließ, bey dem sie aber auf die Gesetze der Mäßigkeit vernünftige Rücksicht nahm. Ihre Kinder durften nie hungrig vom Tische gehen, sie bekamen aber auch nie so viel zu essen, daß sie durchaus nichts mehr hätten essen können, und daß ihnen um eines überfüllten Magens willen die Kleider beynahe zu enge, und das Athemhohlen schwer wurde. Früh wollte sie dieselbe zur Mäßigkeit gewöhnen, und durch diese auch für ihre Gesundheit sorgen. Christine hatte auch recht, wenn sie behauptete, daß man bey Kindern nicht so wohl auf ihr Verlangen, noch mehr zu essen, sondern auf ein gewisses Maaß sehen müße, welches Eltern besser bestimmen können, als jene. Sie hatte recht, wenn sie ihre Kinder daran gewöhnen wollte, auch da abzubrechen, wo man noch mehr essen könnte. Sie sollten auch

genüg-

genügsam werden lernen, und darum wurden ihre Wünsche und ihr Verlangen, nicht nur mehr, als ihnen ihre Eltern bereits gegeben hatten, sondern auch von allem zu essen, was diese aßen, sehr eingeschränkt.

Es ist kein seltener Fall, daß Kinder vor diesen und jenen Speisen eine Abneigung bezeugen, und daß um derselben willen Eltern ihnen zuviel nachgeben, in der Meynung, daß man sie zu etwas nicht zwingen könne, was gleichsam wider ihre Natur seye. Weit gefehlt aber, daß dieses allzu geschwinde Nachgeben klug seyn sollte, so ist es vielmehr oft sehr unklug und schädlich. Christine ließ sich daher durch die Versicherungen ihrer Kinder, daß sie dieses und jenes nicht essen könnten, keineswegs sogleich abfertigen. Sie mußten durchaus eine Speise, welche sie nicht genießen wollten, und nicht genießen zu können behaupteten, kosten und wiederholt kosten, und wenn sie bemerkte, daß an der Abneigung vor derselben nur eine gewisse Lekkerhaftigkeit, oder eine leere Einbildung, oder ein kindischer Eigensinn Schuld seye, so ließ sie dieselben dafür durch ein selbst verschuldetes Fasten bey einer Mahlzeit büßen. Dadurch und durch ein vernünftiges Zureden half sie ihnen auch nicht selten einen bisweilen nur eingebildeten Eckel besiegen,

und

und sie lernte sich immer mehr überzeugen, daß man Kindern auch in diesem Punkt nicht zu viel glauben, und ihnen zu geschwinde nachgeben müße. —

Auch darinn handelte Christine sehr vernünftig, daß sie ihre Kinder daran gewöhnte, nicht zu gierig und hastig zu essen und zu trinken. Sie gab sorgfältig auf dieselben acht, wenn sie aßen, daß sie den Mund nicht zu voll füllten, daß sie nicht zu große Brocken hinunterschluckten, daß sie alles gehörig verkaueten, daß sie eine Speise nicht allzu heiß zu sich nahmen, daß sie beym Genuß des Fleisches und Gemüßes auch Brod äßen, daß sie auf etwas fettere Gerichte nicht sogleich tränken, und was dergleichen Dinge mehr sind, auf welche bey einer guten Verdauung oft viel ankommt.

Nach dem Essen mußten Christinens Kinder allemal eine kleine Mozion machen, auch sogar die Unmündigen wurden alsdenn nicht sogleich ins Bette gelegt, sondern vorher noch eine Zeit lang herumgetragen und munter zu erhalten gesucht, und dadurch wurde für eine leichtere Verdauung und einen sanfteren und besseren Schlaf derselben sehr gut gesorgt. Uiberhaupt legte Christine ihre Kinder nie eher ins Bette, als bis sie an diesen ei-

nen

nen überwiegenden Schlaf bemerkte, und dafür genoß sie auch nicht selten den Vortheil, des Nachts wenigstens den ersten Theil derselben selber ruhiger schlafen zu können, welchen Vortheil diejenigen öfters entbehren müßen, die ihre Kinder zu frühe ins Bette legen, weßwegen dieselben auch natürlich öfters wieder frühe und vor Mitternacht schon erwachen.

Christine wußte wohl, daß Kinder und junge Leute noch mehr Zeit zum Schlaf bedürfen, als Erwachsene. Aber sie konnte sich auch nicht überzeugen, daß zu viel Schlafen gesund, und nothwendig seye. Gab sie es gleich zu, daß man ein ganz kleines Kind nicht aufwecken solle, so gab sie dieses doch nicht in Ansehung solcher Kinder zu, die schon älter und größer waren. Vielmehr weckte sie sie, wenn sie nicht selber erwachten, öfters aus dem Schlafe, insonderheit zu der Zeit, da sie schon in die Schule giengen: und je älter und größer sie wurden, desto mehr suchte sie sie schon frühzeitig an das so wohlthätige Frühaufstehen zu gewöhnen.

Alle erfahrne Eltern wissen es, wie viel auf die Bewegung eines Kindes zur Erhaltung und Stärkung seiner Gesundheit ankommt, und daher sorgte Christine auch in diesem Stücke für die Gesundheit ihrer Kinder. Sie bannte sie daher kei-

neswegs immer in die Stube, und an den Tisch, an welchem sie ruhig und unbeweglich sitzen bleiben sollten, sondern sie suchte ihnen auch die gehörige und durchaus nothwendige Mozion zu verschaffen. Die kleinern derselben trug sie selber fleißig herum, ohne sie übrigens dadurch, daß sie sie beständig bald auf die Gasse, bald vors Thor, bald zu einer Nachbarin mit sich nahm, so zu gewöhnen, daß sie beständig, und so oft es ihnen einfiel, zum Hause hinaus wollten. Ihren größern Kindern war es in ihren Rekreationsstunden unverwehrt, sich zu belustigen, nur aber immer auf eine solche Art, daß nicht Fröhlichkeit in Wildheit, jugendlicher Jubel in Ungestüm, eiue heilsame Bewegung in Erhitzung, und ein Vergnügen in Gefahr ausartete. Das Herumlaufen mit Gassenjungen und Mädchen, und die Verbindung mit rohen, ungesitteten Kindern erlaubte Christine durchaus ihren Kindern nicht, und eben so wenig ließ sie dieselben hinlaufen, wo sie hinlaufen wollten, und ganze Abende und Vormittage die Zeit mit Nichtsthun hinbringen. Wenn ihre Kinder irgendwohin zu ihren Jugendfreunden eingeladen wurden, so gab sie ihnen beym Weggehen allemal die ernstlichsten Ermahnungen nicht nur in Ansehung eines artigen und gesitteten Verhaltens, sondern auch in Ansehung ihrer Gesundheit, daß sie z. E. durch verwegenes Steigen, durch unvorsichtiges Springen sich keiner Gefahr aussetzen,

daß

daß sie sich nicht zu sehr erhizen, daß sie sich nach einer stärkern Bewegung nicht sogleich auskleiden und erkälten, daß sie aufs Herumlaufen nicht sogleich trinken sollten, weil sie sich dadurch leicht eine Sucht zuziehen könnten und was desgleichen ist. Kurz Christine ließ es an nichts ermangeln, sie vor Schaden zu warnen, und ihre Kinder waren von ihr so erzogen worden, daß sie ihre Ermahnungen und Warnungen nicht für vergeblich halten durfte.

Auch dadurch erwarb sich Christine als eine vernünftige Mutter Verdienste um ihre Kinder, daß sie dieselbe frühzeitig abzuhärten, und sie an so mancherley unvermeidliche Beschwerlichkeiten zu gewöhnen suchte. Sie sperrte sie daher keineswegs bey jeder unangenehmen Witterung in die Stube ein, gleichsam als ob sie durch die Kälte oder Nässe, oder durch einen rauhen Wind getödtet werden würden. Um nicht durch jede Witterung einen Schaden für ihre Kinder befürchten zu dürfen, hielt sie es darum auch für das Beste, sie frühzeitig an dieselbe zu gewöhnen, weil gerade diejenigen Menschen, die einem unangenehmen und rauhen Wetter am meisten auszuweichen suchen, nicht selten am ersten einen nachtheiligen Einfluß desselben empfinden. Uibrigens aber wußte sie auch ihre Kinder zu schonen, und am meisten gab sie auf die kleinern und schwächlichen acht, daß dieselbe keinen Schaden lei-

den möchten. Sie gestattete es daher keineswegs ihren Kindermägden, dieselben bey einem rauhen Winde, und bey einer strengen Kälte auf der Gasse herumzutragen, und mit ihnen daselbst um ihrer Plauderhaftigkeit willen lange stehen zu bleiben. Auch hielt sie es für eine höchst schädliche Gewohnheit, Kinder, wenn es ihnen sehr warm ist, bis aufs Hemd sogleich auszukleiden, sie der Zugluft auszusetzen, oder sie wohl gar mit bloßen Füßen auf kaltem Pflaster herumlaufen zu lassen; eine Gewohnheit, die manche Mütter und ihre Mägde für Kinder als wohlthätig ansehen, um welcher Willen aber schon manches Kind eine Beute des Todes geworden ist, (wie es der Verfasser dieser Geschichte aus mehreren Erfahrungen weiß:) In Ansehung ihrer größeren Kinder aber, nämlich derer, die schon acht und mehrere Jahre alt waren, war Christine der Meynung, daß sie dieselben, wenn sie nicht von Natur kränklich waren, nach und nach durch die Angewöhnung an jede Witterung abzuhärten suchen sollte, und diese Sorgfalt beobachtete sie insonderheit alsdenn, wenn es aufs Schulgehen ankam, von welchem sich ihre Kinder durch keine Kälte, Nässe, und durch keinen Wind abhalten lassen durften. Auf diese Art erreichte auch Christine einen gedoppelten Zweck, nämlich den, ihre Kinder an jede Witterung zu gewöhnen, und zugleich den eben so

wich-

wichtigen: ihre Pflicht zu erfüllen, und ihrem Kinderberuf durch den Besuch der Schule gemäß zu leben. Weit gefehlt auch, daß Christinens Kinder durch ihr Schulgehen bey jeder Witterung krank wurden, so lernten sie diese vielmehr immer besser ertragen, und sie waren gesünder, als diejenigen Kinder, die bey jedem Wind und Regen aus der Schule geblieben waren. Wenn wir es nicht befürchten müßten, daß dieses Kapitel zu weitläuftig würde, so könnten wir unseren Leserinnen noch viel davon erzählen, wie sehr sich Christine die Sorge für die Gesundheit ihrer Kinder in allen Dingen angelegen seyn ließ, auch so gar durch die Aufmerksamkeit auf einen gehörigen Stuhlgang und durch andere Beobachtungen, insonderheit gewisse jugendliche Sünden betreffend, von welchen wir aber anderswo zu reden Gelegenheit haben werden. Wir müßen aber abkürzen.

Christinens Erziehung ihrer Kinder zur Tugend und Gottesfurcht.

Christine gehörte zu denjenigen Müttern, die es nie vergaßen, was allen christlichen Eltern in der Schrift gesagt ist: „daß sie ihre Kinder aufziehen sollten in der Zucht und Ermahnung zum Herrn.“ Unter allen ihren Mutterpflichten hielt sie dieses Geschäfte für das wichtigste. Nie kam ihr die schwere Verantwortung aus dem Sinne, welche sie einst Gott würde geben müßen, wenn sie es an einer christlichen Erziehung fehlen lassen würde. Selber fromm und tugendhaft, und durch Frömmigkeit und Tugend sich glücklich fühlend glaubte sie auch das Glück und Wohl ihrer Kinder durch nichts so fest und dauerhaft gründen zu können, als durch Unterricht und Ermahnungen zur Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Aller Seligkeit des Bewußtseyns, ihre Pflicht erfüllt zu haben, aller wahren Elternfreuden, alles Dankes für ihre Erziehungsgeschäf-

te, alles Lohns für ihre Mühe und Arbeit hofte sie sich nur alsdenn versichern zu können, wenn ihre Kinder gute und fromme Menschen werden würden. „Was würde es mich und meine Kinder, — sagte sie oft, — helfen, wenn sie alle Geschicklichkeiten besäßen, aber das Eine Nothwendige: „Gott fürchten und Recht thun“ nicht verstünden? Wie könnte ich mir darauf etwas zu gut thun, wenn ich sie in Allem unterrichten ließe, was zu einer geschickten und glücklichen Verrichtung der mancherley Geschäfte dieses Lebens gehört, wenn ich sie aber gerade in der Hauptsache, oder in der Sorge für eine religiöse Gedenkungs — und Handlungsart vernachläßigte? Wie könnte ich mich einer Tochter, wenn sie noch so schön und galant wäre, freuen, wenn es ihr an Tugend fehlte? Wie könnte ich auf die Naturgaben, Fortschritte, Geschicklichkeiten und andere Vorzüge eines Sohnes stolz seyn, wenn ihm und mir sein schlechtes Herz und ein unchristlicher Wandel Schande machte? Wie könnte ich mich bereden, für meine Kinder und ihr Wohl gesorgt zu haben, wenn ich nicht beflissen gewesen wäre, sie zu guten und frommen Menschen zu bilden?“

Dahin ließ auch Christine alle ihre Bemühungen gerichtet seyn, und darum ließ sie es an nichts ermangeln, was zur Erreichung ihres Zweckes et-

was beytragen konnte. Sie suchte sorgfältig jede Gelegenheit zu benützen, ihren Kindern heilsame Erkenntnisse beyzubringen, und ihnen gute Gesinnungen einzuflößen. Sie erzählte ihnen oft bald von guten, bald von bösen Kindern, so wie auch von erwachsenen Menschen und ihrer edeln und unedeln Gedenkungs — und Handlungsart in der Absicht, sie auf diese Art frühzeitig das Schöne in den Gesinnungen und Handlungen anderer empfinden, und das Schlechte mit Abscheu fühlen zu lehren; (eine Art des Unterrichts, welche beynahe die allerbeste für Kinder ist, und welche auch Eltern nicht sehr schwer fallen kann, wenn sie nur einige dergleichen für die Jugend in lehrreichen Erzählungen geschriebene Bücher benützen wollen, und wenn sie sich nur die Mühe einer solchen Lektüre, die sich reichlich belohnt, und die Kosten für solche Schriften nicht gereuen lassen, deren Verfasser und Verleger oft weit weniger fordern, als der Schneider, Schuster und die Leute alle, die Kinder mit Spielwerken, Tändeleyen, Obst, Leckereyen und andern Dingen nicht selten bis zum Uiberfluß versehen müßen.) Nach unserer Meynung sollte es auch einer Mutter, wenn es ihr nicht durchaus an Einbildungskraft und Beobachtungsvermögen fehlt, keine allzu große Mühe kosten, eine für ihre Kinder lehrreiche und anwendbare Erzählung selber zu ersin-

ersinnen. Unserer Christine wenigstens wurden sol-
che Erzählungen und deren Erfindung nicht sehr
schwer, da sie nämlich die mancherley von ihr ge-
machten Erfahrungen und Beobachtungen mit den
ihr bekannten Vorschriften der Sittenlehre und der
Klugheit sehr gut zu verbinden wußte, und da ihr
neben einer lebhaften Einbildungskraft auch eine ge-
wisse Gabe des Vortrags zu Hülfe kam. Bisweil-
len benützte auch Christine das eigene Verhalten
ihrer Kinder, es mochte gut oder böse seyn, zu sol-
chen Erzählungen, und in diesem Falle verfehlte sie
ihren Zweck um so seltener, da ein Kind dergleich-
chen Geschichten, wenn dieselbe gleich mit einigen
Veränderungen, und mit Angabe fremder Namen
und Derter vorgetragen worden waren, in Rücksicht
eines guten oder bösen Bewußtseyns desto leichter
zu seiner Beschämung oder Ermunterung auf sich
selbst anwenden konnte. Damit ihre Kinder aber
auch von dergleichen Erzählungen, sie mochten aus
Büchern genommen oder nicht genommen, sie moch-
ten wahr oder erdichtet seyn, den gehörigen Nutzen
anstatt der bloßen Unterhaltung haben möchten, so
gab sie ihnen öfters Veranlassung, über dieselben
zu urtheilen z. E. durch die Fragen: „Was haltet
ihr von diesem und jenem Menschen? Hat er schön
oder nicht schön? recht oder nicht recht gehandelt?
Und warum gefällt euch seine Gedenkungs — und

Hand-

Handlungsart, oder warum gefällt sie euch nicht?“ Auch ließ sie es nicht ermangeln, von solchen Erzählungen durch nützliche Anmerkungen, liebreiche Ermahnungen, ernstliche Warnungen, und mütterliche Bitten eine zweckmäßige Anwendung zu geben. Voll Rührung waren oft Christinens Kinder bey solchen Unterhaltungen, insonderheit alsdenn, wenn sie von ihrer Mutter aufgefordert wurden, es ihr bey einem Kusse oder Handschlag zu versprechen, daß sie immer gut und fromm bleiben, und sich nicht zum Bösen verführen lassen wollten! Es floß manche schöne Thräne von ihren Augen, wenn Christine so rührend an ihr Herz sprach, wenn sie ihnen so zärtlich die Pflicht, ihre Eltern nicht zu betrüben, sondern ihnen durch Wohlverhalten Freude zu machen, vorstellte, wenn sie mit ihnen von dem Seegen, der alsdenn ihr Theil seyn würde, von dem hohen Werth eines guten Gewissens, vom Beyfall Gottes und guter Menschen, vom Himmel und der Zukunft redete. —

Durch nichts glaubte Christine ihre Kinder besser zu guten und rechtschaffenen Menschen erziehen zu können, als durch die Religion. Sie suchte ihnen daher schon frühzeitig den Gedanken an Gott, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, einzuflößen, der auch ihr, so wie auch aller Geschöpfe Wohlthäter,

thäter, und so wie aller Menschen Vater, auch ihr Vater seye. Nie gab sie ihren Kindern je eine Veranlassung, sich vor diesem Gott zu fürchten, wie dieses manche Eltern dadurch thun, daß sie ihren Kindern z. E. bey Gewittern eine dumme und höchst ungegründete Furcht vor Gott, die sie auch bey andern Gelegenheiten durch schreckhafte Bilder, Vorstellungen und Drohungen vermehren, einjagen. Es war eine herzliche Freude und Liebe, und ein recht gutes Zutrauen, welches sie in ihren Herzen gegen Gott zu erregen und zu unterhalten suchte. Sie sagte ihnen daher oft, was Gott für ein gütiges, liebreiches Wesen seye, und wie man ihm jede Freude und Wohlthat des Lebens zu verdanken habe. Viel erzählte sie ihnen insonderheit aus der Geschichte ihres eigenen Lebens, wie Gott für sie so väterlich gesorgt, wie er sie aus so manchen Gefahren gerettet, wie er sie nach manchen Leiden wieder erfreut, wie er immer alles, was ihr begegnete, auch das Unangenehmste zu ihrem Besten gelenkt habe, wie sie in ihrem Vertrauen auf ihn nie zu Schanden worden seye; und durch solche Erzählungen, welche sie mit vielen andern aus dem Leben dieser und jener Personen zu vermehren wußte, gründete sie frühe in den Herzen ihrer Kinder den Glauben an eine alles wohlmachende Vorsehung. Da es Christinen um nichts so sehr zu

thun

thun war, als daß ihre Kinder vor Gott wandeln und fromm seyn und bleiben möchten, so erinnerte sie dieselben auch fleißig an Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, und indem sie ihnen den Gedanken, daß er alles sehe, höre und wisse, — oft und tief einzuprägen suchte, so hofte sie dadurch ihre Unschuld auch alsdenn zu bewahren, und sie vom Bösesthun abzuhalten, wenn sie auch von Niemand gesehen und bemerkt würden. Sie erinnerte sie eben so fleißig an die Rechenschaft, die sie einst Gott von allen ihren bösen Gedanken, Reden und Handlungen würden geben müßen, und dadurch beugte sie vielem jugendlichen Leichtsinn vor, und gewöhnte ihre Kinder an Gewissenhaftigkeit, und an einen gewissen religiösen Sinn, bey welchem man, wenn man sich auch verirret hat, leicht wieder zum Besinnen, zur Reue und zu guten Vorsätzen gebracht wird. Hatten Christinens Kinder etwas Böses gethan, so ließ sie sich zwar bereitwillig finden, ihnen, wenn sie nach einer geschehenen Vorstellung ihren Fehler bereuten, denselben abbaten und Besserung versprachen, Verzeihung angedeihen zu lassen: aber sie hielt sie zugleich auch dazu an, Gott ihre Sünden in der Stille abzubitten, und bey ihm reuvoll Vergebung zu suchen. Lache über dergleichen Dinge, wer da wolle, — so viel ist doch gewiß, daß sie zu einer christli-

chen

chen Gedenkungsart, zu welcher man junge Leute nicht früh genug anhalten kann, eher beförderlich als hinderlich sind, und daß auf diese Art, und dadurch, wenn man ihnen das Wort „Sünde" recht wichtig zu machen sucht, ein feineres Gewissen in ihnen gebildet wird, welches bey einer verletzten Pflicht nicht nur an Menschen, sondern auch an Gott denkt, an dessen Beyfall und Wohlgefallen uns alles gelegen seyn, und dessen Mißfallen unserem Herzen das Empfindlichste und Beunruhigendste seyn muß. Auch davon sprach Christine oft mit ihren Kindern, und nichts ließ sie sich so sehr angelegen seyn, als ihnen den Beyfall Gottes über alles schätzbar und ihren Beruf als Christen, „daß sie nicht sich selbst und der bösen Welt, sondern dem Herrn leben sollen" wichtig zu machen. Insonderheit suchte sie ihnen auch schon frühzeitig eine wahre Hochachtung und Liebe zu ihrem Erlöser Jesu Christo einzupflanzen. Sie erzählte ihnen viel von ihm aus seiner Lebensgeschichte, und welch ein weiser, frommer, wohlthätiger und göttlicher Mann er gewesen seye, was und wie viel sie ihm durch seine Lehren, durch sein Beyspiel, durch sein Leiden und Sterben zu verdanken haben. Sie sagte es ihnen oft, daß sie nicht glücklicher werden könnten, als wenn sie seiner Lehre und seinem Beyspiel folgten, daß sie alsdenn den rechten Weg

zum Himmel, den ihnen Jesus gezeigt hätte, gewiß nie verfehlen würden, und daß sie dort bey ihm, wenn sie im Glauben an ihn standhaft geblieben wären, und sich einer wahren, ungeheuchelten Frömmigkeit befleißiget hätten, ewig selig seyn würden. Uiberhaupt lag ihr nichts mehr am Herzen, als daß ihre Kinder die Religion, und hauptsächlich die heilsame Lehre Jesu Christi kennen, schätzen und lieben lernten. Sie ließ sie daher auch aufs sorgfältigste in derselben nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause durch einen Privatlehrer unterrichten: und zu diesem wählte sie und ihr Philipp einen Mann, von dem sie, wenn sie ihm auch mehr als andern Präzeptoren bezahlen mußten, überzeugt seyn konnten, daß es ihm weder an hinlänglichen Kenntnissen, noch an Lehrertreue und Gaben, und noch weniger an einer guten, christlichen Gedenkungsart selber fehle. Beyde, Christine und ihr Mann, urtheilten sehr richtig, wenn sie sagten, daß derjenige eines größern Lohns und einer bessern Bezahlung würdig seye, der sein Unterweisungsgeschäfte besser verstehe, als andere, und der dasselbe nicht als ein Miethling, sondern als ein christlicher Mann treibe. Reichlich hielten sie die auf einen solchen guten Lehrer verwendeten Unkosten durch die unter göttlichem Seegen zu erwartenden Fortschritte ihrer Kinder in heilsamen Erkennt-

kenntnissen und guten Gesinnungen ersetzt. Sie dachten ganz anders, als viele Eltern denken, die es bey der Auswahl eines Religionslehrers für die Jugend am allerwenigsten genau nehmen, und diesen nicht selten am kärglichsten bezahlen, indessen sie oft bey Sprach — und Tanzmeistern keine Unkosten scheuen, und dieselbe reichlich besolden. Gerne schafften sie alles an, was zum Unterricht ihrer Kinder z. E. an Büchern nothwendig war, aus welchen sie ihr Lehrer unterrichten wollte, oder welche sie für sich selber nach seinem Rathe lesen sollten: und sie betrugen sich auch in diesem Punkte weit vernünftiger, als so manche Väter und Mütter, welche kaum zu bewegen sind, ihren Kindern die nothwendigsten Bücher zu kaufen, indessen sie doch oft für die Kleidung, Eitelkeit und das Vergnügen derselben viel Geld aufwenden.

Keine Mutter konnte je mehr darauf gesehen haben, daß ihre Kinder aus dem ihnen ertheilten Unterrichte den gehörigen Nutzen ziehen möchten, als Christine darauf sahe. Sie ermahnte sie also nicht nur täglich zum Fleiß, zur Aufmerksamkeit und zur Folgsamkeit gegen ihre Lehrer, sondern sie suchte auch ihr pflichtmäßiges Verhalten als Lehrlinge auf alle Art zu befördern. Nie durften ihre Kinder,

wenn sie nicht krank waren, aus der Schule blei-
ben. Sie schickte sie auch immer zu rechter Zeit
in dieselbe, theils um dem Schulgebete beyzu-
wohnen, theils an dem gegebenen Unterrichte
nichts zu versäumen, theils um sie an die nothwen-
dige Ordnung zu gewöhnen. Ehe ihre Kinder in
die Schule giengen, mußten sie ihr jedesmal die
ihnen aufgegebene Lektion zum Auswendiglernen
hersagen, so wie sie sich auch von ihnen, wenn sie
aus der Schule zurückkamen, die neue Lektion auf
den folgenden Tag vorzeigen ließ, um sie zur Er-
lernung derselben anhalten und sie darauf vorberei-
ten zu können. So wie sie ihre Kinder beynahe alle
Tage fragte, was sie heute in der Schule gelernt,
und erzählen oder erklären gehört hätten, so erkun-
digte sie sich auch öfters wegen ihren Fortschritten
und ihrem Verhalten bey ihrem Lehrer, mit dem
Bedeuten, daß er ihr doch nicht schmeicheln, son-
dern die Wahrheit sagen möchte. Weit gefehlt
auch, daß sie es einem Lehrer übel genommen hät-
te, wenn er bey ihr Klagen anbrachte, oder daß
sie ihre Kinder gegen ihn in Schutz genommen,
oder daß sie wohl gar auf ihn die Schuld einer An-
klage geschoben hätte, dankte sie ihm vielmehr da-
für, wenn er ihr die Wahrheit gesagt hatte, und
empfahl ihre Kinder aufs sorgfältigste seiner Auf-
sicht und nothwendigen Zucht, so wie sie auch die-

se,

se, wenn Klagen über sie kamen, ernsthaft zu Rede stellte, und ihnen ihre Pflichten nachdrücklich einschärfte. So lange ihre Kinder noch nicht die gehörigen Kenntnisse hatten, entließ sie dieselben keineswegs aus dem Unterrichte, den ihnen Schul — und Hauslehrer gaben. Sie maß die Lehrzeit eines jungen Menschen nicht nach einer gewissen Anzahl von Jahren, und nach Schuhen des körperlichen Wuchses, sondern nach seinen Einsichten ab. So wenig sie daher ihre Kinder vor der Zeit aus der Schule stellte, und deren Privatinformatoren, ehe jene noch einen hinlänglichen Grund des Wissens insonderheit in Religionssachen gelegt hattene, abdankte, so wenig drang sie auf eine zu frühe Confirmation derselben, am allerwenigsten aus dem Grunde, um keine Lehrer für sie weiter halten zu dürfen. Nichts schien ihr wichtiger zu seyn, als der erste Genuß des heiligen Abendmahls bey einem jungen Christen, und darum suchte sie denselben bey ihren Kindern, ehe sie die gehörigen Kenntnisse nach dem Zeugniß ihrer Lehrer eingesammelt, und ehe sie ein gewisses Alter erreicht hatten, in welchem man eines ernstlichen Nachdenkens wirklich fähig ist, nimmermehr, wie viele Eltern, zu beschleinigen, oder dem Pfarrer und Diakon einer Gemeinde die Confirmation abzutrotzen oder abzubetteln. Kam es mit ihren Kindern so weit, daß sie wirklich confirmirt und zum heiligen Abendmahl als Erstlinge zugelassen

wer-

werden sollten, so stellte sie ihnen oft aufs nachdrücklichste diesen wichtigen Schritt vor, und ermahnte sie bey dem ersten öffentlichen Bekenntniß, welches sie von ihrem Glauben an Jesus ablegten, ja nicht leichtsinnig zu seyn, sondern es wohl zu bedenken, wozu sie sich als seine Anhänger verpflichteten, nämlich ihm, der für sie gestorben sey, durch Heiligkeit und Tugend zu Ehren zu leben. Sie ermahnte sie dann so wie bey jeder folgenden Kommunionfeyer aufs mütterlichste zu einem ernsthaften Nachdenken, zur Selbstprüfung, zum stillen Gebete und zur Erneuerung guter Vorsätze. Weit gefehlt also, ihnen nach ihrem ersten Kommunion-gehen sogleich Freyheiten, die sie vorher nicht gehabt hatten, z. E. die Freyheit zum Tanzen, und zu nähern Bekanntschaften mit Personen des andern Geschlechts einzuräumen, suchte sie vielmehr ihre Töchter und Söhne durch christliche Ermahnungen und Belehrungen von dem falschen Wahn zu befreyen, als ob das erste Abendmahlgehen ein Privilegium zum Weltgenuß gäbe, ein Wahn, der bey allem Unsinn desselben doch nicht selten ist, und in dessen Rücksicht sich der Ausdruck eines erfahrnen Predigers an vielen schon bestättigte: „Nach dem ersten Bissen fuhr der Satan oder Weltgeist in sie.“ Doch genug davon, so lange wir auch über diesen Punkt noch reden könnten und möchten! —

Wir

Wir kehren wieder zu unserer Christine zurück, die wenigstens auf ihrer Seite es an nichts fehlen ließ, ihre Kinder zur Frömmigkeit und Gottseligkeit zu erziehen. Zur Erreichung dieses Zweckes schickte sie dieselben auch fleißig in die Kirche, und insonderheit in die sogenannten Kinderlehren, welche ja hauptsächlich für die Jugend bestimmt sind. Da sie selber eine Freundin des öffentlichen Gottesdienstes war, und denselben nach seinem Werthe aus eigener Erfahrung zu schätzen wußte, so hielt sie ihre Kinder sorgfältig zur Besuchung desselben an, und nicht weniger suchte sie dieselben auch frühzeitig schon an die häusliche Erbauung und Privatandacht zu gewöhnen. Wenn Philipp nach unserer alten Väter frommen, aber jezt so ziemlich abgekommenen Weise am Sonntage eine Predigt oder Betrachtung las, oder wenn er mit seinem Weibe ein christliches Lied sang, so mußten bey dieser Andacht allemal seine Kinder, insonderheit die größeren, zugegen seyn. Sie wurden auch von ihren Eltern angehalten, für sich selber aus der Bibel, oder sonst aus einem christlichen Erbauungsbuche etwas zu lesen, ihre gelernte Schriftsprüche und geistliche Lieder zu wiederhohlen, damit sie dieselben nicht vergessen und wieder in ein frisches Andenken zur nothwendigen und heilsamen Erinnerung an die Lehren ihres Glaubens und an die Vorschriften eines christlichen Lebens bringen möchten. Auch

ermunterte sie ihre Kinder fleißig zum Gebet, so wie sie selber für dieselbe fleißig, und bisweilen auch in ihrer Gegenwart betete, und ihnen durch ihre Andacht und Frömmigkeit ein schönes Beyspiel gab. Uiberhaupt war es das schönste Beyspiel der Tugend und Frömmigkeit, welches sie an ihren Eltern immer vor Augen hatten. Nie gaben ihnen diese Gelegenheit, sich an einer unchristlichen Gedenkungs — nnd Handlungsart, oder an den Aeußerungen leichtsinniger, lasterhafter und irreligiöser Gesinnungen, und eines unwürdigen schlechten Verhaltens zu ärgern. Sie konnten also auf diese Weise nicht so leicht frühzeitig schon verdorben werden, wie diejenigen Kinder nothwendig verdorben werden müßen, deren Eltern selber verdorben sind. Für nichts war Philipp und Christine mehr besorgt, als daß ihre Kinder auch durch andere nicht verführt und verschlimmert werden möchten: und darum suchten sie dieselbe auch so viel wie möglich vor bösen Gesellschaften zu verwahren. Doch davon werden wir noch anderswo zu reden Gelegenheit haben, so wie es uns in der Folge nie an Veranlassung fehlen wird, Beyträge zu Christinens christlicher Erziehung ihrer Kinder zu liefern.

Christinen ist es sehr um ein gutes Herz ihrer Kinder zu thun.

Was ist liebenswürdiger an großen und kleinen Menschen, als ein gutes Herz? Und was können und sollen sich also Eltern mehr angelegen seyn lassen, als über das Herz ihrer Kinder zu wachen, daß es nicht durch böse Neigungen und wilde Leidenschaften verdorben, sondern durch sanfte Gefühle, schöne Empfindungen, wohlwollende Gesinnungen und reine Triebe veredelt werde? Auf eine solche Herzensbildung ihrer Kinder ließ auch Christine eine Hauptsorge bey ihrer Erziehung gerichtet seyn. Denn (so sagte sie oft) „lieber wünschte ich keine, als boshafte, neidische, schadenfrohe, tückische, spöttische, unbarmherzige, händelsüchtige und solche Kinder zu haben, an welchen weder Gott noch Menschen ein Wohlgefallen haben kann!“ Darum gab sie sich aber auch alle Mühe, daß ihr

Herz nicht verdorben, sondern verschönert werden möge. Es war ein allgemeines Wohlwollen, welches sie dem Herzen ihrer Kinder gegen Jedermann einzuflößen suchte. Um in ihnen die natürlichen Triebe der Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Eltern zu vermehren, und die Empfindungen derselben zu einem vernünftigen Bewußtseyn zu erheben, so erzählte sie es ihnen oft, wie gut es ihre Eltern mit ihnen meynen, selbst alsdenn, wenn sie bisweilen streng gegen sie seyn müßen, welche Mühe, welche Aufopferungen, welche Beschwerlichkeiten, welche Sorgen und Kümmernisse, welche Unkosten und Anstrengungen ihnen ihre Erziehung schon verursacht habe, daß sie aber alle diese Mühe und alle diese Sorgen und Kosten gerne übernommen hätten, und gerne weiter übernehmen würden, wenn sie nur ihr Glück und Wohl befördern, an ihnen Freude erleben würden, und auf eine durch Dank und Gehorsam thätige Gegenliebe rechnen könnten. Nicht weniger suchte auch Christine ihre Kinder untereinander in wahren brüderlichen und schwesterlichen Gesinnungen zu unterhalten und diese zu befördern. Bruder! und Schwester! — das waren immer die Namen, bey welchen sie dieselbe an die Pflicht inniger Liebe und Zärtlichkeit erinnerte. Wie könnet ihr, — sagte sie oft zu ihnen, — mit einander zürnen, und einander Unrecht thun,

da ihr Geschwister seyd, die ja einander recht lieb haben, und sich nicht beleidigen sollen? Wenn bey vorgefallenen Zwistigkeiten eines das andere beleidiget und mißhandelt hatte, so bezeugte sich Christine dabey allemal sehr empfindlich. Sie versicherte ihre Kinder alsdenn, daß ihr nichts weher thue, als wenn sie gegen einander feindschaftlich dächten und handelten, und suchte es ihnen begreiflich zu machen, daß sie durch denjenigen, der seine Geschwister beleidiget hätte, auch beleidiget worden seye, weil er ihr Kind beleidiget und sie also als Mutter desselben betrübt hätte. Sie gab aber auch ihren Kindern immer die herzlichste Freude zu erkennen, wenn sie mit einander friedlich und einträchtig waren, und ermahnte sie beständig zur Liebe und Friedfertigkeit. Auch zu einem guten Vernehmen zwischen ihren Kindern und deren jungen Freunden, Schulkameraden, und Gespielen suchte Christine alles mögliche beyzutragen. Sie ermahnte sie daher oft, ja keinem derselben etwas zu Leide zu thun, sondern jedem höflich, freundlich, liebreich und gefällig zu begegnen, und wenn sie es gehört hatte, daß eines ihrer Kinder ein anderes beleidiget, geschimpft, geneckt, ausgespottet und ihm verächtlich begegnet hatte, so gab sie ihm deßwegen den ernstlichsten Verweis, und stellte ihm das große Unrecht vor, wenn man andern, insonderheit

deß=

deßwegen, weil sie arm seyen, oder weil sie körperliche Gebrechen an sich trugen, oder um dieser und jener Ursache willen verachte, geringschätze und beleidige. Wenn sie merkte, daß ihre Kinder über jemand spotteten, oder sich über eine Person voreilige, höhnische, schadenfrohe und verläumderische Urtheile erlaubten, so bezeugte sie gegen dieselben ihr großes Mißfallen. Wer spottet, — sagte sie oft zu ihnen, — verräth nicht selten ein böses Herz, und macht sich viele Feinde! „Wißt ihr auch gewiß, sprach sie oft zu ihren Kindern, ob das wahr ist, was ihr so zuverläßig von diesem und jenem erzählet? Wie? wenn es nicht wahr wäre, oder wenn ihr die Sache durch eure Erzählung vergrößert hättet, könntet ihr alsdenn einem Menschen, dem ihr Böses nachsagtet, ohne Scham in die Augen sehen? Müßtet ihr euch nicht Vorwürfe machen, daß ihr ihn durch eure Erzählungen betrübt und gekränkt hättet? Wer sich über die Fehler anderer freut, und sie mit einem gewissen Vergnügen auszubreiten sucht, ist gewiß kein guter Mensch. — Wer verläumdet, ist ein Böswicht. — Ihr seyd auch die Leute noch nicht, die über andere urtheilen, und sie tadeln können! Ich würde mich über euch äußerst betrüben und kränken, wenn ihr mit Wissen und Willen je einem Menschen auch nur durch ein voreiliges Urtheil Unrecht thätet.

Seyd

Seyd doch vorsichtig, gerecht, billig und nachsichtsvoll in euren Urtheilen, und beleidiget durch dieselben keinen Menschen, so wie ihr auch dadurch von andern nicht beleidiget zu werden wünschet. Es war durchaus Christinens Absicht bey der Erziehung ihrer Kinder, dieselbe von andern Menschen wenigstens so lange gut denken zu lehren, bis sie zu einer gegenseitigen Gedenkungsart gleichsam gezwungen würden. Sie wollte sie frühzeitig daran gewöhnen, gegen andere billig zu seyn, und ihre Fehler gelinde zu beurtheilen, ohne sie übrigens gegen Tugend und Laster und gegen eine religiöse und vernünftige Gedenkungs — und Handlungsart, die freylich manche offenbar verläugnen, gleichgültig und auf eine unschickliche und schädliche Art, tolerant zu machen.

Es waren die Triebe des innigsten Mitleidens und Erbarmens, die Christne schon früh in den Herzen ihrer Kinder zu erregen suchte, und darum erzählte sie ihnen oft von Unglücklichen und Leidenden, um sie fremde Noth fühlen zu lehren, und sie nicht nur von den Pflichten gegen solche Personen zu belehren, sondern auch ihre Gesinnungen gegen dieselbe auszuforschen. So innig die Freude war, die sie dann empfand, wenn ihre Kinder mitleidsvolle Gesinnungen äußerten, und

den

den Wunsch bezeugten, helfen zu können, so beredt war sie denn auch, ihnen die Pflicht des Wohlthuns, Helfens, Rathens, Tröstens und Unterstützens aufs beste mit allen Gründen zu empfehlen, und recht nachdrücklich und rührend an ihr Herz zu reden.

Ihre Kinder sollten aber nicht nur Unglückliche bemitleiden, sondern auch diejenigen, denen es wohlgieng, nicht beneiden lernen. Natürlich machte sie also ihre Kinder nicht selber auf die Vorzüge und Vortheile anderer auf eine solche Art aufmerksam, durch welche in den Herzen junger Menschen oft erst Neid und Mißgunst zu entstehen pflegt, wenn man sie nämlich bedauert, daß sie es nicht gut hätten, wie diese und jene, wenn man ihre Kleidung, ihre Kost, ihre Spielwerke und Vergnügungen gegen die Kleider, das Essen und weit bessere Leben anderer verachtet, wenn man sie also mit ihrem Zustande selber unzufrieden macht. Wenn Christinens Kinder mit ihrer Mutter davon sprachen, daß sie sich auch das Schicksal anderer wünschten, die es viel besser hätten, wie sie, die so schön gekleidet wären, so viel Vergnügen genössen, und was desgleichen mehr ist; so fand diese bey solchen Geständnissen die beste Veranlassung, sie Zufriedenheit zu lehren, theils durch manche

beschämende Frage: „ob es ihnen denn ihre Eltern je an dem Nothwendigen hätten fehlen lassen?“ theils durch nützliche Belehrungen über die oft nur vermeynten und eingebildeten Vorzüge und Vortheile anderer, theils durch gelinde Verweise und liebreiche Zurechtweisungen, die sie ihnen wegen dergleichen zum theil kindischen und einfältigen Wünschen und Urtheilen gab. Viel trug auch Christine dadurch bey, ihre Kinder vor Neid und Mißgunst zu bewahren, daß sie selber gegen keinen Menschen neidische Gesinnungen äußerte, sondern vielmehr über das Glück, welches andere genoßen, über ihre Vorzüge, Geschicklichkeiten, über ihre gute Nahrung und ihren Wohlstand eine ungeheuchelte Freude zu erkennen gab, und auch ihre Kinder zur Freude über andere, wenn es ihnen wohlgieng, zu ermuntern suchte.

Die Aufmerksamkeit Christinens auf das gute Herz ihrer Kinder, daß dasselbe nicht verdorben, sondern immer mehr veredelt werden möchte, erstreckte sich bis auf die Thiere, und das Verhalten gegen dieselbe. Sie gab es durchaus nicht zu, daß dieselbe von ihnen geplagt und mißhandelt wurden. Nie durften sie unnöthiger Weise auch das gering scheinendste Insekt zertreten, und es martern, oder ein Hausthier schlagen, stosen und necken.

Geschahe dieses aber gleichwohl, insonderheit nach einer vorhergegangenen Warnung, so wurden sie von ihrer Mutter gestraft. Allein dergleichen Züchtigungen waren selten nothwendig. Denn Christine hatte es nie darinn verfehlt, worinn es so viele Eltern und Kindermägde in Ansehung so mancher Unbarmherzigkeiten, die an Thieren begangen werden, darinn verfehlen, daß sie diese selber oft in Gegenwart der Kinder unnöthiger Weise schlagen und stosen, daß sie dieselben mit den verächtlichsten Schimpfnamen belegen, daß sie sich des Ausdrucks bedienen, „es sey ja nur ein Thier, an dem nichts gelegen seye," daß sie den Kindern einen Abscheu vor gewissen Thieren bloß um deren Gestalt willen beybringen, oder daß sie ihnen gewisse Insektarten zu ihrer Belustigung, und das heißt bisweilen nichts anders, als zum quälen und mißhandeln fangen, und ihnen Hausthiere zu einem muthwilligen und oft boshaften Spiel Preis geben.

Uiberhaupt hielt Christine das Spielen der Kinder mit Thieren nicht für gut: denn sie wußte es aus eigener Erfahrung, daß dergleichen Spiele, welche z. E. mit Katzen und Hunden, durch Herumtragen, Herumjagen, Ansichlocken und Wiederwegscheuchen, durch ein oft sehr empfindliches Berühren derselben, welches Schmeicheley seyn soll,

durch

durch Vexiren und Schäckereyen, vorgehen, sich oft mit einer Verletzung der Kinder endigen, über welche sie dann ein Jammergeschrey erheben, und um dessentwillen das arme Thier meistens empfindlich büßen muß, welches ohnehin vorher schon unter ihren Händen viel zu leiden hatte. Selbst mitleidig suchte auch Christine ihre Kinder, mitleidig gegen jedes Geschöpf zu machen. Es geschahe einmal, daß dieselben einem Maykäfer die Flügel und Füße ausgerissen hatten, als sie gerade in die Stube kam, und das geschundene Thierchen auf dem Tische bemerkte. Wer hat das gethan? fragte sie ernsthaft, und als die Mitschuldigen ein erschrockenes aber doch aufrichtiges Bekenntniß ablegten, sagte sie zu ihnen in einem rührenden Ton: „o wie leid thut es mir um euer Herz, daß ihr so grausam seyd! — das arme Thierchen, — womit hat es dasselbe verschuldet, daß ihr es so jämmerlich martertet? — Was würdet ihr empfinden, wenn man euch auch nur einen einzigen Finger abschneiden würde? Oder glaubt ihr vielleicht, daß dieser arme Käfer, dem ihr Flügel und Füße ausgerissen habt, nichts empfinde? — O ja, er hat gewiß die größten, peinlichsten Schmerzen, und wenn ihr seine Klagstimme vernähmet, so würdet ihr ihn schmerzlich jammern hören, Wißt ihr, sagte sie, daß auch dieser Käfer ein Geschöpf Gottes ist, wie ihr Geschö-

pfe Gottes seyd? Und der Schöpfer will es nicht haben, daß man irgend eine seiner Kreaturen peinige und quäle! Auch den Jammerton eines Käfers und einer Fliege hört Gott — und er hört nicht gerne die Seufzer der Leidenden über die, die unbarmherzig waren! Ich bitte euch um alles in der Welt willen, plagt doch ja kein Geschöpf. Der Gerechte, — heißt es in der Schrift, — erbarmat sich der Thiere, aber der Gottlose ist unbarmherzig.

Wir könnten unseren Leserinnen noch manches von dem vernünftigen Unterrichte erzählen, den Christine ihren Kindern gelegentlich von ihrem schuldigen Verhalten gegen Thiere gab, daß z. E. jeder Mensch, der ein Hausthier halte, auch verpflichtet seye, dasselbe gehörig zu füttern, daß er durchaus kein Recht habe, es grausam und barbarisch zu behandeln, und mit demselben nach seinem Wohlgefallen umzugehen: — daß man gewisse schädliche Thiere wohl tödten, aber nie eines langsamen und qualvollen Todes sterben lassen dürfe, daß man jedem Thier, welches uns zur Nahrung dient, seine Todesart so leicht, und seine Todesangst so bald wie möglich zu verkürzen suchen solle: aber wir müßen abkürzen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und fügen nur noch diese Bemerkung hinzu, daß

bey der Bildung des Herzens eines Kindes und junger Menschen in Ansehung der Kenntniß von seinen nothwendigen Gesinnungen und seinem pflichtmäßigen Verhalten gegen Thiere mehr ankomme, als es vielleicht viele Eltern glauben mögen.

Etwas

Etwas von Christinens Erziehung ihrer Kinder zu den nothwendigen und schönen Tugenden der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Ehrlichkeit, Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit.

An der Lügenhaftigkeit, der so viele junge Leute ergeben sind, und die so schwer abzulegen ist, wenn man sich dieselbe einmal angewöhnt hat, sind nicht selten manche Eltern selber Schuld. Es ist nichts ungewöhnliches, daß diese öfters ihren Kindern eine Unwahrheit sagen und erzählen, welche diese auf ihr Wort glauben sollen, welche sie aber keineswegs allemal glauben, und welche sie insonderheit alsdenn nicht für wahr halten wollen, wenn sie schon mehrmalen die Bemerkung gemacht haben, daß sie hintergangen worden sind, oder daß man ihnen, wie man sich auszudrücken pflegt, nur

etwas

etwas weiß machen wollte. Daß aber Kinder auf diese Art wirklich zum Lügen verleitet werden können, ist aus einem gewissen Nachahmungstrieb derselben, verbunden mit einem gewissen schalkhaften Bemühen, auch andere zu hintergehen, wie man sie hintergangen hat, und hintergehen wollte, nicht schwer zu begreifen. Noch begreiflicher ists, warum manche junge Personen sich aus dem Lügen nichts machen, weil sie ihre Eltern selber nicht nur öfters auf Lügen und Unwahrheiten, und zwar der gröbsten Art entdeckt, sondern weil sie es auch an ihnen bemerkt haben, daß sie sich daraus kein Gewissen machen, sondern daß sie sich vielmehr bisweilen etwas darauf zu gut thun, andere belogen und hintergangen zu haben. Wie können auch Kinder das Lügen verabscheuen lernen, wenn sie von demselben so sprechen hören, als ob es keine Sünde wäre, als ob es einen wizigen, klugen und guten Kopf verriethe, wenn man die Kunst versteht, andere Leute mit Unwahrheit zu hintergehen? Was heißt es anders, als Kinder Lügen lehren, — wenn z. E. eine Mutter zu denselben sagt, daß sie dieses und jenes dem Vater nicht sagen, und daß sie ihm auf gewisse Fragen so und so antworten sollten? Was ists anders, als ein schändlicher Unterricht im Lügen, wenn man Kindern, wie es oft geschieht, Worte der Unwahrheit in den Mund legt, und sie ein verstocktes Stillschweigen und hartnäcki-

näckiges Läugnen dessen, was sie gehört und gesehen haben und was vorgegangen ist, lehrt?

Weit entfernt, ihre Kinder selber auf diese Art zu verführen, und sie lügen zu lehren, suchte Christine vielmehr dieselben vor dieser schändlichen Gewohnheit auf alle Art zu verwahren, dadurch daß sie es ihnen oft sagte, „daß ein Mensch, der lügt, bey Gott und allen guten Menschen das verächtlichste Geschöpf seye, — daß er sich um alle Liebe, Achtung, und alles Zutrauen bey andern bringe, — daß er sich den größten Beschimpfungen und selbstverschuldeten Mißhandlungen aussetze, — daß er auch der größten Sünden fähig seye, — und daß er sich eine schwere und beschämende Verantwortung auf jenen Tag, wo alles offenbar werden würde, zuziehe — u. w. d. m. ist.

Sie ließ es aber bey solchen Vorstellungen und Warnungen nicht allein bewenden, sondern sie richtete auch auf ihre Kinder ein aufmerksames Auge, ob sie den Vorschriften der Wahrhaftigkeit nicht zuwider handelten. Genau prüfte sie ihre Reden, insonderheit wenn sie glaubte, Ursache zu haben, an der vollkommenen Wahrheit derselben zweifeln zu müßen. Es waren oft sehr ernsthafte Fragen, die sie an ihre Kinder that: „Ist das auch wahr, was du sagst? — Hast du nicht die Unwahrheit geredt?

Ist

Ist alles wahr, was du erzählt hast? — Hast du nichts hinzugesetzt? — Lüge deine Eltern ja nicht an! Es ist eine große Sünde. Fürchte Gott und rede nicht in seiner Gegenwart die Unwahrheit! Wenn ich dich auf einer Lüge entdecken würde, ich würde dich verachten, und ich müßte dich strafen! — Dergleichen Reden und Fragen waren auch bey Christinens Kinder schon hinreichend, sie, wenn sie auch bisweilen in Versuchung geriethen, eine Unwahrheit zu sagen, zu einem schamvollen Geständniß zu bringen, um welches willen ihnen auch ihre Mutter, wenn sie ihr das aufrichtige Versprechen gegeben hatten, ja nicht mehr zu lügen, Verzeihung versprach. Desto strenger aber würde sie gewiß in ihren Strafen gewesen seyn, wenn ihre Kinder auf einer Lüge beharrt wären und sich auf ein halsstarriges und unverschämtes Verläugnen der Wahrheit gelegt hätten. Nie begegnete sie ihnen, wenn sie gefehlt hatten, mit Heftigkeit und mit einer aufbrausenden Hitze, aber sie würde es auch für keine Ungerechtigkeit gehalten haben, eine schamlose Lüge auf der Stelle so zu bestrafen, wie der Lügner öfters bestraft zu werden pflegt.

Gegen keine, auch unbedeutend scheinende Lüge ihrer Kinder blieb Christine gleichgültig: denn sie glaubte durch eine gewisse Strenge in diesem Punkte einem so leicht überhand nehmenden Uibel

nicht nur am ersten und besten vorbeugen zu können, sondern auch dadurch für ihre Ehre und ihr Ansehen als Mutter sorgen zu müßen. Es war eine richtige Bemerkung, die sie öfters gemacht hatte, daß Personen, die sich leicht belügen lassen, von andern für einfältig gehalten, und heimlich verachtet und verspottet werden. Die Leichtglaubigkeit ist auch wirklich eine Schwester der Dummheit und Einfalt, und manche Eltern dürfen sich nicht wundern, wenn sie von ihren Kindern oft heimlich verlacht werden, weil sie sich von denselben schon öfters haben hintergehen und belügen lassen. Lieber — sagte Christine oft, — sollen mich meine Kinder für strenge, als für einfältig halten: denn in diesem Falle wäre ich nie sicher, von ihnen belogen zu werden: aber bey dem ersten werden sie es nicht so leicht wagen, mich belisten zu wollen. Dieses wagten auch keineswegs Christinens Kinder, denn sie hatten schon die Erfahrung gemacht, daß sich ihre Mutter nicht alles (wie man sagt,) weiß machen lasse, daß sie um auf die Wahrheit zu kommen, genaue Untersuchungen anstelle, und Nachfragen halte, und daß sie bey einer entdeckten Lüge nicht ungestraft davon kommen würden. Durch Liebe und Ernst ihrer Eltern waren sie auch an aufrichtige Geständnisse so gewöhnt worden, daß sie auf der Stelle einen begangenen Fehler bekannten, daß sie sogar aus einer gewissen zärtlichen Aengstlich-

lichkeit selber manches entdeckten, was sie Böses gethan hatten, und daß sie sich überhaupt vor allem hüteten, was sie ihren Eltern nicht mit unerschrockenem Herzen hätten sagen und gestehen dürfen.

Nur ehrlich und redlich! — sagte Christine oft zu ihren Kindern, und dann werdet ihr in der Welt gewiß fortkommen, immer ein gutes Gewissen behalten, und unerschrocken an Gott und Gericht denken können. Wer ehrlich und redlich ist, darf sich, und wenn er auch noch so arm und gering wäre, vor Niemand scheuen. Aber ein unredlicher und betrügerischer Mensch muß alle Augenblicke fürchten, zu Schanden gemacht zu werden. Es kann ihm wegen einem bösen Gewissen nie recht wohl zu Muthe seyn, und wenn er es auch mit demselben schon so weit gebracht hätte, daß es ihm keine Vorwürfe mehr machte, so ist er doch keineswegs vor demselben auf immer gesichert, am allerwenigsten auf dem Kranken — und Sterbbette. Ehrlichkeit und Redlichkeit war immer eurer Eltern Ruhm, und dieser soll auch der eurige bleiben! — Ihr könntet euch keine größere Schande in eurem Leben zuziehen, und einst auf euer Grab häufen,

als wenn ihr mit Wissen und Willen einem Menschen Unrecht thun würdet!“

So redete Christine öfters mit ihren Kindern, und suchte dieselben bey den Ermahnungen zur Ehrlichkeit, insonderheit auch vor denjenigen Vorurtheilen zu verwahren, die der wahren Ausübung dieser Tugend so hinderlich sind, und die sich mit dem rechten Begrif derselben durchaus nicht vereinigen lassen. Wenn man ehrlich seyn will — sagte sie oft zu ihnen — so muß man es auch in Kleinigkeiten seyn. Es ist eine Sünde, einem andern auch nur das Geringste wider sein Wissen und wider seinen Willen zu nehmen. Wer etwas auf diese Art und ohne die Erlaubniß und Bewilligung anderer nimmt, wär es auch nur die Feder eines Schulknaben, oder ein Apfel, oder eine Nuß, oder das kleinste Stücklein Zucker ꝛc. der muß es sich gefallen lassen, wenn man sagt, er habe gestohlen. Gesetzt aber auch, daß er über seinem Diebstahl nicht entdeckt, und wegen demselben bestraft und beschimpft würde, so blieb er doch nichts desto weniger ein schändlicher Mensch. — Thut also, lieben Kinder, in eurem Leben ja keinem Menschen Unrecht, und wäre er auch euer Feind, — hätte er euch auch selber schon betrogen, merkte er es aus Einfalt und Unvorsichtigkeit nicht, daß ihr ihn hinter-

fergehen wolltet, wäre er eures Glaubens oder nicht. — Betrügt keinen Menschen auch nur um einen Heller, gebt redlich das wieder zurück, was man euch geliehen und anvertraut hat, eignet euch nichts zu, was euch nicht gehört, und wozu ihr kein Recht und keine Erlaubniß habt! Auch verheimlichet es nicht, wenn ihr etwas gefunden habt, und stellt dasselbe dem, der es verlohren hat, wenn er euch bekannt wird, ungesäumt und gerne zurück.

Neben solchen oft wiederhohlten Belehrungen ließ sichs auch Christine äußerst angelegen seyn, ihre Kinder genau zu beobachten, ob sie sich auf ihre Ehrlichkeit verlassen könnte. Ohne ihnen im eigentlichen Verstande des Ausdrucks, Fallen zu legen, gab sie genau acht, ob sie z. E. aus Nascherey, oder sonst einer gewißen Begierlichkeit, sich nicht verleiten ließen, in der Küche, oder Speisekammer, oder im Keller, oder aus einem Schranke etwas (wie man sagt) verstohlner Weise zu essen und zu trinken: und der mindeste Verdacht einer solchen naschhaften Unredlichkeit hatte die ernsthaftesten Untersuchungen, Verweise und Vorstellungen zur Folge. Nicht so wie manche Eltern denken, die der Meynung sind, daß man es in diesem Punkte mit Kindern nicht so genau nehmen müße, weil sie

Kin-

Kinder — und Kinder im Hause seyen, weil es ja bisweilen nur eine Kleinigkeit betreffe, die sie genommen hätten, und was dergleichen Entschuldigungen mehr sind; — nicht so dachte Christine, und sie hatte Recht, wenn sie behauptete, daß man es in diesem Punkte allerdings genau nehmen müße, um Kinder an Gewissenhaftigkeit und eine strenge unverletzte Ehrlichkeit frühzeitig zu gewöhnen, und sie durch Gleichgültigkeit und eine unzeitige Nachsicht von Seiten der Eltern nicht selber gegen unerlaubte Handlungen gleichgültig zu machen. Es ist mir, — sagte sie oft — nicht um ein Stückchen Zucker, um einige Kirschen und Birnen oder Aepfel, oder sonst um dieses und jenes zu thun, was mir meine Kinder heimlich und in meiner Abwesenheit nehmen möchten, sondern darum, daß sie nichts wider meinen Willen, wider mein Wissen und ohne meine Erlaubniß nehmen, daß sie nicht wider mein Verboth handeln, daß sie nicht glauben, mich hintergehen zu können, daß sie nicht naschhaft werden und — sich Unredlichkeiten erlauben! — Und wer kann ihr bey dieser Behauptung Unrecht geben? Wer muß nicht vielmehr die schädliche Gleichgültigkeit mancher Eltern in diesem Punkte tadeln? Wer möchte nicht mancher Mutter einen ernstlichen Verweis geben, die wohl gar bisweilen über ihr Söhnchen und Töchterchen lacht,

wenn

wenn es so listig war, ihr heimlich, und ohne daß sie es merkte, etwas zum Naschen zu entwenden?

Wenn auch dergleichen Ermahnungen zur Ehrlichkeit und Redlichkeit, die Eltern ihren Kindern nicht oft genug geben können, bisweilen nicht die gehörige Wirkung zu haben scheinen, so sind sie doch öfters keineswegs vergeblich, und darum wollen wir jetzt unsern Leserinnen ein Paar Beyspiele anführen. Ein Söhnchen Christinens, Karl, hatte sich durch seine Schuhlkameraden verführen lassen, einem Krämer im Vorbeygehen vor dessen Bude, unter deren Fenster ein Korb mit Kastanien stund, eine derselben mit flüchtiger Hand wegzunehmen. Der Krämer merkte dieses nicht. Aber Karl hatte diese Kastanie kaum genommen, als ihn seine That zu reuen anfieng. Gerne hätte er sie wieder zurückgegeben, aber theils schämte er sich, von seinen leichtsinnigen Schulfreunden ausgelacht zu werden, theils fürchtete er sich von dem Krämer ausgezankt zu werden. Schon wollte er das gestohlne Gut wegwerfen, weil es ihm zuwider war: aber dieses hielt er doch nicht für gut. Er nahm also die Kastanie mit nach Hause, und wußte selber nicht, was er mit derselben anfangen sollte. Am Abend legte er sie neben seine Schulbücher hin, wo sie von Christinen bemerkt wurde. Natürlich fragte

die=

diese sogleich, wo er sie hergenommen habe? Ah! antwortete er lächelnd, aber dabey doch erschrocken und ängstlich: ich habe sie im Spaß dem alten Krämer in der . . . Gasse beym Vorübergehen weggenommen! Es ist ja nur ein einziges Kastanchen! — Christine aber sah ihn ernsthaft an, und sagte: weißt du, was du gethan hast? und was du thun mußt? Diese Kastanie mußt du morgen sogleich dem Krämer wieder, dem du sie — Pfui! — entwendet hast — zurückgeben! Dieses that auch Karl so, daß er dieselbe unbemerkt wieder in den unter dem Fenster stehenden Korb warf, und jetzt wurde er wieder ruhiger, da er den ganzen Abend des vorigen Tages voll Unruhe war.

Eben dieser Karl war es auch, der von einem seiner Schulkameraden einmal einen Kreuzer, um sich ein, anderes Bleystift für ein verlohrnes zu kaufen, entlehnt hatte. Er mochte ihm denselben schon über einen Monat, ohne angefodert worden zu seyn, schuldig geblieben seyn, als seine Mutter bey einer gewissen Gelegenheit davon sprach, daß ein ehrlicher Mensch andern das Entlehnte wieder zurückgeben müße. Plötzlich fiel unserm Karl sein entlehnter Kreuzer ein, und sogleich den folgenden Tag gab er denselben seinem Freunde von seinem kleinen Wechengelde, das meisteus nur aus Pfenningen bestund, zurück.

Ko=

Rosine, Christinens erste Tochter, hatte gleichfalls einmal von ihrer Mutter gehört, daß man das, was man gefunden habe, dem wieder geben solle, dem es gehört. Nun fand sie vor einem Bäckerladen einmal einen Groschen und lief mit demselben nach Hause, um ihre Mutter zu fragen, wie sie es denn machen solle, daß sie dieses Geld dem wieder geben könne, dem es gehört? Gehe — sagte diese zu ihr, — wieder zu dem Bäcker hin. Vielleicht sucht man diesen Groschen gerade, oder hat ihn schon gesucht, ohne ihn gefunden zu haben. Rosine gieng hin, und hörte gerade davon sprechen, daß ein armes Weib einen Groschen verlohren habe. Da ist er — sagte sie, ich habe ihn gefunden! und vergnügt kehrte sie nach Hause zurück. So viel kann man bey Kindern Gutes stiften und in ihr Herz legen, wenn es Eltern nur darum zu thun ist, daß sie tugendhaft und gewissenhaft werden möchten!

Es giebt wenige Kinder, und unter diesen auch wenige Geschwister, die nicht bisweilen mit einander uneins werden. Niemand darf sich auch bey dem sich so oft einander widersprechenden Willen der

Kin=

Kinder, und ihren verschiedenen Neigungen und Temperamenten, über dergleichen Uneinigkeiten verwundern: und da diese ohnehin öfters von keinem Belange sind, und bald wieder vorübergehen, so haben sie auch so viel nicht zu bedeuten, und in so ferne können Eltern manches nicht zu hören und zu sehen scheinen, was sie doch bisweilen hören und sehen. Indessen sollen sie doch darauf bedacht seyn, jeden Streit und jede Uneinigkeit unter ihren Kindern, und deren Gespielen und jungen Freunden, so viel wie möglich, zu verhindern zu suchen, wie es Christine that. Diese redete beynahe täglich ihren Kindern zu, liebreich und freundlich gegen einander, und auch gegen andere Kinder zu seyn, und einander ja nichts zu Leide zu thun. „Es giebt keine abscheulichere Menschen — sagte sie oft zu ihnen, — als diejenigen, welche immer mit einander zanken und Unfrieden anfangen. Kein Mensch kann auch solche Kinder lieb haben, urd sie dürfen sich nicht wundern, wenn ihnen niemand gut ist. Sie sind überall als Freuden — und Ruhestöhrer verhaßt, und so wie man von ihnen allenthalben Böses spricht, so machen sie auch ihren Eltern viel Verdruß, weil sie sich ihrer schämen müßen. Aber Kinder, die freundlich, liebreich, nachgiebig und friedfertig sind, hat Jedermann gerne. Sie werden von ihren Eltern, von ihren Gespielen, und von allen Men-

schen

schen geliebt, und auch unser lieber Herrgott hat sie recht gerne."

So redete Christine öfters mit ihren Kindern, und ihre Ermahnungen zur Friedfertigkeit, Eintracht, und zu einem freundschaftlichen Betragen waren nicht fruchtlos. Diese konnten auch um so eher auf das Herz ihrer Kinder wirken, da ihnen ihre Eltern nie ein böses Beyspiel gaben, dessen sich so manche Eltern dadurch schuldig machen, daß sie selber öfters zanken und streiten, ja wohl gar einander schimpfen und mißhandeln. Auch vermied Christine sorgfältig alles, was ihren Kindern zu einer gewissen Abneigung gegen einander, zum Neid und zum Streit hätte Gelegenheit geben können. Sie gab keinem eine solche Vorliebe zu erkennen, bey welcher eines sich für geliebter, und das andere, ohne zu wissen warum? für weniger geliebt und geschätzt halten mußte. Es war die strengste Unpartheylichkeit, die sie gegen ihre Kinder beobachtete, so wie sie dieselben auch frühzeitig schon an die Ausübung der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen einander zu gewöhnen suchte. Keines durfte dem andern etwas wider seinen Willen nehmen, oder ihm etwas eigensinnig und trotzig abfordern, oder demselben stolz und eigenmächtig gebiethen: denn Christine wußte wohl, daß daraus nur Zank und

Streit

Streit entstehen würde. Jede Gewalthätigkeit wurde ernsthaft bedroht und strenge bestraft. Kein Schimpfwort durfte aus dem Munde ihrer Kinder gegen einander gehört werden. Gab es aber ohnerachtet ihrer Ermahnungen zur Friedfertigkeit doch Zwistigkeiten, so übernahm sie dabey öfters die Stelle einer Richterin. Ohne über einen Verklagten sogleich mit drohender und strafender Hand herzufahren, und ohne einem Verkläger blindlings zu glauben, ließ sie sich vielmehr allemal von ihren Kindern die Geschichte eines Streites, und einer dabey vorgefallenen Beleidigung erzählen. Bey solchen Erzählungen durfte abrr durchaus nur eines zu gleicher Zeit reden, und erst alsdenn, wenn der Kläger ausgesprochen hatte, durfte sich der Verklagte verantworten. Beyde wurden von ihrer Mutter ernsthaft ermahnt, ja nicht zu lügen, und etwas zu läugnen, und es war demjenigen eine doppelte Strafe gedroht, welcher die Unwahrheit sagen würde. Bey allem, was Pflicht heißt, wurden diejenigen, die bey einem Streit zugegen waren, zu redlichen Zeugen aufgefordert und ermuntert, einander ja nicht durch unwahre und partheyische Aussagen Unrecht zu thun. War dann durch sorgfältige Untersuchungen eine solche Streitsache ins Reine gebracht worden, so ließ es Christine nicht an den verdienten Verweisen fehlen: vor allem an-

dern

dern aber war es ihr darum zu thun, ihre Kinder wieder mit einander zu versöhnen, um ihr Herz vor Feindschaft, Rachsucht und Haß zu bewahren.

„Ihr müßet — sagte sie dann zu ihnen, — auch ein erlittenes Unrecht vergessen und verzeihen lernen! Nicht allemal meynen es andere bey einer Beleidigung so gar böse, als wie wir es uns bisweilen einbilden. — Ich weiß wohl, es thut wehe, wenn man beleidiget worden ist, aber desto schöner und Gott wohlgefälliger ist es, seinem Feinde zu vergeben. Es ist auch keine Schande, sondern eine Ehre, dieses zu thun. Durch Versöhnlichkeit hat sich kein Mensch noch verächtlich und verhaßt gemacht, aber desto mehr durch ein feindseliges und rachsüchtiges Herz. Wenn euch andere, die von euch beleidiget worden sind, nicht vergeben wollten, was würdet ihr von ihrem Herzen denken? Würdet ihr sie nicht für harte, liebloſe Menschen halten? Und was müßte man von euch denken, wenn ihr euch nicht zum Verzeihen bereitwillig finden ließet? Saget mir doch, ists euch, wenn ihr mit euren Geschwistern und Schulfreunden im Unfrieden lebet, innerlich wohl? Seyd ihr euch im Umgange mit einander, und wenn ihr euch nur sehet und begegnet, nicht auf eine gewisse Art hinderlich und lästig? Werdet also wieder einander

gut,

gut, und vergesset, was vorgefallen ist: dann wollen es auch eure Eltern vergessen, daß ihr ihnen durch eure Uneinigkeiten Verdruß gemacht habet! Bisweilen legte Christine selber die Hände ihrer Kinder in einander, und sprach ihnen so rührend zu, daß denselben Thränen in die Augen traten, und daß sie einander wieder aufrichtige Liebe und Freundschaft versprachen. Darüber bezeugte dann ihre Mutter allemal große Freude, und fragte sie, ob ihnen jetzt nicht recht wohl seye, daß sie einander wieder gut worden wären? Merkte sie aber, daß ihre Kinder sich zum Verzeihen nicht bereitwillig finden lassen wollten, so bezeugte sie gegen sie über einen solchen unversöhnlichen Sinn ihr größtes Mißfallen, sie bat sie aufs rührendste, doch nicht unversöhnlich zu bleiben, sie ließ sie auch an dem gemeinschaftlichen Gebet keinen Antheil nehmen, weil sie sagte, daß der Unversöhnliche und Feindselige von Gott nicht mit Wohlgefallen angehört werde. Nur ein Gebet empfahl sie ihnen, nämlich das Gebet um ein versöhnliches Herz. Dergleichen Ermahnungen und Vorstellungen waren auch oft von sehr gesegneten Folgen.

Etwas

Etwas von der Sorgfalt Christinens für die Erhaltung der Unschuld und Unverdorbenheit ihrer Kinder in Ansehung eines gewissen Triebes.

Bey einem Besuche, den Christine einmal einer Anverwandtin machte, bemerkte sie, daß, ohnerachtet dieselbe vier Kinder hatte, nur zwey Bettstellen in der Stube stunden. „Deine Kinder — sagte sie daher zu ihr, — schlafen also nicht alle in diesem Zimmer? — O ja, antwortete jene; aber sie liegrn je zwey und zwey mit einander in einem Bette. Also, fuhr Christine fort — liegt einer deiner Knaben bey seinem Schwesterchen? Nicht anders — sprach ihre Anverwandtin, — und lachte. Sie liegen auch recht gerne bey einander, und haben mit einander viel Spaß. —

Christine. Was mich anbelangt, so würde ich keinen Knaben zu einem Mädchen legen, wenn es auch immer sein Schwesterchen wäre.

Die Anverwandtin. O warum nicht? Es sind ja Kinder, — und diese werden doch nichts Unerlaubtes mit einander treiben!

Christine. Das will ich glauben. Aber wenn sie — welches im Bette bisweilen ein unvermeidlicher Fall ist, — einander entblößt sehen, — sollte dieses gut und schicklich seyn? ?

Die Anverwandtin. (lächelnd) O! an diesen Anblick sind meine Kinder schon gewöhnt. Sie ziehen sich alle Tage vor einander aus, und keines hat vor dem andern Geheimnisse! Zwar sind an mich von ihnen schon manche sonderbare Fragen geschehen: aber ich bin auf dergleichen Fragen allemal geschwind mit der Antwort fertig: „Das braucht ihr nicht zu wissen!“

Christine. Wäre es aber nicht besser, wenn du zu dergleichen Fragen niemals eine Veranlassung gegeben hättest?

Die Unverwandtin. Ach um Kinderfragen muß man sich nur nicht viel bekümmern, und dann fragen sie nicht weiter, — Ich sehe keine schlimme Folgen davon ein, daß ich meinen Buben bey seinem Schwesterchen schlafen lasse.

Christine kürzte dieses Gespräch mit ihrer Freundin bald ab, weil sie sahe, daß dieselbe eine Sache, die ihr nicht unwichtig zu seyn schien, sehr gleichgültig und leichtsinnig beurtheilte. Sie wollte andern ihre Meynung nicht aufdringen, aber sie ließ sich auch in derselben durch andere nicht irre machen; und nach ihrer Meynung glaubte sie, daß Eltern für die Unschuld und Unverdorbenheit ihrer Kinder auch dadurch sorgen müßen, daß sie dieselben frühzeitig schon an Schamhaftigkeit gewöhnen. Daher ließ sie keinen Knaben, und wenn derselbe auch erst vier oder fünf Jahre alt war, in dem nämlichen Bette bey einem Mädchen schlafen. Sie gab es durchaus nicht zu, daß sich selbst ihre jüngere Kinder vor einander nackend auskleideten. Sie lehrte auch ihre kleinen Mädchen und Jungen gewisse Theile ihres Körpers schamhaft zu bedecken, und noch genauer nahm sie es in diesem Punkt bey ihren schon erwachsenen Töchtern, die es auch gewiß nie gewagt hätten, um der Mode willen, oder aus einem verbuhlten Wesen sich auf eine unanständige

Art, wie es oft, und zwar durch Verführung und böses Beyspiel mancher Mütter selber geschieht, — zu entblößen. Wer schamhaft ist, sagte Christine oft, ist vor vieler Verfuhrung zur Wollust gesichert, und sie hatte Recht. —

Bekannt mit der Verführung der Jugend, und durch ein Buch auf eine gewisse von derselben öfters begangene Sünde aufmerksam gemacht, welche die Selbstbefleckung genennt wird, und welche in ihren Folgen um so schädlicher ist, weil sie oft lange unentdeckt und ungewarnt getrieben wird, suchte Christine ihre Kinder vor derselben so viel wie möglich zu verwahren. Es waren aber nur Winke, welche sie ihnen in Ansehung dieses Lasters bey dieser oder jener Gelegenheit geben zu müßen glaubte. Ausführlich hierüber zu reden, hielt sie nicht für gut. Sie ließ es also bloß dabey bewenden, es ihnen bisweilen zu sagen, daß sie gewisse Theile ihres Körpers, die sie nicht nennen wolle, — ja nicht ohne Noth berühren, und mit denselben ein Spiel treiben sollen! Und solche Warnungen glaubte sie insonderheit alsdenn am besten anbringen zu können, wenn jene mit ihren Händen bisweilen an den Unterkleidern, oder unter denselben, ohne abzusehende Ursache öfters und zu lange verweilten, eine Gewohnheit mancher jungen Leute, die, wenn man aus derselben auch nicht gerade auf wollüstige

Absich-

Absichten schließen will, doch zur Wollust durch erregte Reitze leicht Gelegenheit geben kann. — Da das Laster der Selbstbefleckung von jungen Leuten meistens sehr geheim getrieben wird, so glaubte Christine in Ansehung desselben eine verdoppelte Aufmerksamkeit auf ihre Kinder richten zu müßen. Sie gieng ihnen daher öfters nach, wenn sie z. E. zu lange auf dem Abtritte, oder sonst an einem einsamen und abgelegenen Orte verweilten. Sie merkte sorgfältig darauf, ob sie ihre Gesichtsfarbe nicht öfters des Tages über, ohne sich übrigens krank zu fühlen, verändern, ob ihre Augen nicht bald wässerig glänzend, bald matt und trübe wären, ob sie nicht bisweilen, in sich selber gekehrt, in ihren Gedanken zerstreut, wider ihre sonstige Gewohnheit furchtsam, und ohne hinlängliche Ursache verdrüßlich wären. (Kennzeichen, die freylich keineswegs allemal etwas für Selbstbefleckung beweisen, welche aber doch der Aufmerksamkeit der Eltern bey ihren Kindern, insonderheit bey denjenigen, die sonst nichts weniger als kränklich und nervenschwach sind, werth sind.) Auch besahe Christine öfters die Betten und Hemden ihrer Kinder, ob in denselben keine solche Flecken wären, durch welche die Leinwand an dem Orte, wo dieselben angetroffen werden, etwas steifer und grauer wird. Kurz sie ließ nichts unversucht, was Eltern eine

Anzeige geben kann, daß ihre Kinder puncto puncti nicht rein seyn möchten.

Zu ihrer großen Beruhigung entdeckte sie aber lange Zeit bey ihren Kindern nie etwas, was sie auf den Verdacht der Selbstbefleckung hätte bringen können. Nur einmal wurde sie ängstlich gemacht, da sie in dem Hemde ihres Karls dergleichen Flecken, von welchen wir vorhin gesprochen haben, zu bemerken glaubte. Sie that daher ihrem Manne von dieser Entdeckung sogleich Anzeige, weil sie es nicht für gut hielt, ihren Knaben über diesen Punkt als Mutter zu examiniren. Karl wurde also hierüber von seinem Vater ernstlich zur Rede gestellt, und gestund offenherzig alles, was er gethan hätte, und wozu er von einem Kameraden verführt worden seye. Philipp strafte diesesmal seinen Sohn nicht, weil er ihn als einen Verführten, und als einen jungen Menschen betrachtete, der keinen Begrif von der von ihm begangenen Sünde gehabt hätte: aber desto väterlicher warnte er ihn, diese Sünde nicht wieder zu begehen, und desto lebhafter stellte er ihm dieselbe in ihrer Abscheulichkeit und Schädlichkeit dar. Er versprach ihm auch zu seiner weitern Belehrung, ein Buch (Tissots Schrift:) hierüber zu geben, welches er lesen, und durch welches er sich überzeugen soll.

sollte, wie unglücklich er sich gemacht hätte, wenn er in der Selbstbefleckung fortgefahren wäre.

Viel gewannen Christinens Kinder für die Unschuld ihres Herzens und Wandels schon durch das Beyspiel ihrer Eltern. Nie hörten sie aus dem Munde derselben ein ärgerndes Wort, einen leichtsinnigen Scherz, eine unreine Rede, und auch nur die entfernteste Anspielung auf gewisse Triebe, Glieder und Geschäfte beyderley Geschlechter. Am allerwenigsten aber sahen und bemerkten sie an ihren Eltern oder hörten je etwas von ihnen, was den Pflichten der Ehrbarkeit, der Keuschheit und der ehelichen Liebe zuwider war. Sie waren nie so unglücklich, Zeugen der schlechten Gedenkungsart ihrer Eltern zu seyn, wie es manche Kinder sind, deren Vater in einem unerlaubten Umgang mit Mägden oder andern Weibspersonen steht, und deren Mutter gleichfalls durch ein verbuhltes und ehebrecherisches Leben ausschweift. Sie waren nie in Verlegenheit, es der Mutter zu sagen, daß der Vater ihre Kindsmagd geküßt, ihr geschmeichelt und — — — so wie sie nie Veranlassung fanden, dem Vater von ihrer Mutter und denjenigen, von welchen sie heimlich besucht wurde, Anekdoten zu erzählen, dergleichen öfters Kinder und zwar als unbestochene Zuhörer und Zuschauer zu erzählen pflegen.

Je

Je mehr Christinens Töchter heranwuchsen, desto sorgfältiger glaubte ihre Mutter über die Unschuld und Unverdorbenheit derselben wachen zu müssen. Da sie sich keinen schrecklichern Gedanken denken konnte, als den: „wenn ihre Kinder verführt und lasterhaft würden:“ so sprach sie mit ihnen oft von dem großen Werth der Unschuld und Tugend, und suchte ihnen unauslöschlich jene Worte des weisen und frommen Gellerts einzuprägen:

„Einmal verscherzt und aufgegeben
„Verläßt sie (die Unschuld) dich im ganzen Leben,
„Und keine Reu bringt sie zurück. —

So manche Beyspiele verführter und verdorbener Mädchen gaben ihr allemal die beste Gelegenheit, an das Herz ihrer Töchter zu reden, und sie nicht nur dringend zu bitten, ihre Unschuld, das größte Kleinod ihres Lebens — zu bewahren, sondern sich auch vor allem zu hüten, wodurch dieselbe in Gefahr gesetzt werden könnte. „Ich möchte nie — sagte sie oft zu ihnen, — selbst bey der guten Meynung, die ich von euch habe, für euern Fall stehen, so bald ihr euch jenem leichtsinnigen, eiteln, verliebten und verbuhlten Wesen überließet, welches bey vielen Mädchen schon der Noth Anfang, und die erste Veranlassung ihres Verderbens war.“

Insonderheit suchte Christine auch ihre Töchter vor bösen Gesellschaften zu warnen und zu verwahren. Sie gab es durchaus nicht zu, daß dieselbe mit Mädchen, welche in keinem guten Rufe stunden, umgiengen, und glaubte durch dieses Verbot nicht nur für ihre Ehre, sondern auch für ihre Tugend sorgen zu müßen. Es war eine richtige Bemerkung, die sie öfters gemacht hatte, daß die meisten Mädchen zuerst durch Mädchen verdorben, und zu einem verliebten, verbuhlten und eiteln Sinn verführt würden. Sie hatte also Recht, wenn sie den Umgang ihrer Tochter nur auf solche junge Freundinnen einschränkte, die von einer unverdorbenen Gedenkungsart, und von einem unbescholtenen Wandel waren. Auch auf die Lektüre ihrer Kinder ließ sie ihre ganze Aufmerksamkeit gerichtet seyn, und es war ihnen durchaus nicht erlaubt, ein Buch zu lesen, welches ihre Eltern nicht sehen und lesen durften. Am allerwenigsten aber gestattete sie ihnen das Lesen verliebter und schwärmerischer Schriften, durch welche schon so viele Mädchen-Köpfe und Herzen verderbt worden sind.

Ohne ihre Töchter wie Nonnen in einem Kloster einzusperren, überließ sie aber auch dieselben keineswegs ihrem freyen Lauf, den manche Mädchen oft aus keiner andern Absicht suchen, als zu

sehen,

sehen, gesehen zu werden, und verliebte Bekanntschaften zu machen und zu unterhalten, weßwegen sie immer bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, wenn ihre Eltern einfältig und schwach genug sind, ihren Versicherungen zu glauben, ausgehen wollen, und dann Gassen durch Gassen laufen, Besuche machen, und was desgleichen mehr ist. Noch weniger hätten es Christinens Töchter wagen dürfen, ohne Wissen und Willen ihrer Eltern irgend wohin zu gehen, und heimlicher Weise, oder mit dem Vorgeben, daß sie anderswo gewesen sehen, einer Gesellschaft, einem Tanze, oder sonst einem Vergnügen beyzuwohnen. Uiberhaupt gestattete ihnen dieselbe keineswegs zu viele Freyheiten, welche viele Mädchen nicht selten zu ihrem Schaden genießen. Christinens Kinder waren aber auch so erzogen worden, daß sie dergleichen Freyheiten nicht verlangten, und wenn sie auch darum manchen Spott erdulden mußten, daß sie von ihrer Mutter so eingeschränkt würden, so kam auch wieder eine Zeit, wo man sie und ihre Eltern wegen der Eingezogenheit, zu welcher sie von diesen erzogen wurden, lobte. Wenn andere Mädchen die ihnen gelassene Freyheiten oft mit dem Verlust ihrer Unschuld, oder mit übeln Urtheilen über sie büßen mußten, so konnten sie sich ihrer bewahrten Tugend, und eines unbefleckten Rufes

freuen.

freuen. Sie bekamen am Ende doch Männer und brave Männer, — ohne daß sie denselben nachgelaufen, und sie auf diese oder jene Art an sich zu ziehen gesucht hätten. Ihre Tugend, Eingezogenheit, und gesetztes Wesen erwarb ihnen die Ehre und den Beyfall aller Guten und Vernünftigen.

Etwas

Etwas von Christinens Erziehung ihrer Kinder zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit.

In Christinens Hause gab es wenig müßige Stunden. Sie und ihr Mann, dessen Gesellen und ihre Dienstboten waren immer fleißig und thätig, und zu einer solchen nützlichen Thätigkeit suchte sie auch ihre Kinder von deren früher Jugend an zu erziehen. Es war sehr vernünftig geurtheilt, wenn sie und ihr Mann öfters sagten, daß man schon frühzeitig an den Fleiß gewöhnt werden müße, um denselben in erwachsenen Jahren unverdrossen auszuüben. Sie hatten auch Recht, wenn sie behaupteten, daß man sich eben so wohl das Fleißigseyn als das Müßiggehen angewöhnen könne; und daß eben darum manche Menschen keine rechte Lust zur Arbeit haben, weil sie zu derselben in ihrer Jugend nicht genug angehalten worden sind. — Nicht weniger richtig war ihre Meynung, daß viele Kinder und junge Leute nur darum beynahe den ganzen

gen Tag hungrig sind, weil sie aus Langerweile und Müßiggang an nichts als an das Essen denken: — daß sie nur deßwegen beständig herumlaufen wollen, weil sie nicht wissen, was sie zu Hause thun sollen: — daß sie auf allerley Bosheiten, muthwillige und kindische Streiche gerathen, weil es ihnen an nützlicheren Unterhaltungen und hinlänglichen Beschäftigungen fehlt. In dieser Hinsicht glaubte Christine ihre Kinder schon frühe an eine nützliche Thätigkeit gewöhnen zu müßen.

Es war denselben keineswegs ein ihrem jugendlichen Alter angemessener Zeitvertreib verbothen, aber sie durften auch nicht, wenn sie schon über vier Jahre alt waren, den ganzen Tag über spielen, und noch weniger gab sie dieses bey denjenigen zu, die noch älter und größer waren. „Kinder — sagte sie oft — die man immer und allzulange spielen und tändeln läßt, bleiben auch viel zu lange Kinder, die nur immer spielen und tändeln wollen, und an nützlichen Dingen keinen Geschmack finden. — Auch Kinder muß und kann man lehren, daß sie nicht bloß da seyen, um nur zu spielen, sondern auch etwas nützliches zu thun und zu lernen, und es ist Pflicht der Eltern, sie nicht nur frühzeitig auf den Werth der Zeit aufmerksam zu machen, sondern sie auch dieselbe nach ihren

Kräf-

Kräften und Fähigkeiten anwenden zu lehren, oder sie zum Fleiße und einer nützlichen Thätigkeit anzuhalten. Christine ließ es also bey ihren Kindern eben so wenig an Ermunterung zur Tugend des Fleißes, und an Warnungen vor dem schändlichen Laster des Müßiggangs fehlen, als sie es ermangeln ließ, dieselben vor diesem zu verwahren, und zu jenem anzuhalten. Auch die kleinsten ihrer Kinder suchte sie schon an eine gewisse Geschäftigkeit zu gewöhnen, dadurch, daß sie ihnen etwas in der Stube bald da — bald dorthin zu tragen, oder von da — und dorther zu hohlen befahl, oder daß sie ihnen sonst andere dergleichen leicht zu verrichtende Aufträge und Geschäfte gab. Dieß that sie auch bisweilen, wenn sie gerade spielten, um sie es frühzeitig zu lehren, daß ein aufgetragenes Geschäft jedem Spiel und Vergnügen vorgehe, und um sie an Gehorsam und Folgsamkeit mit Uiberwindung ihrer selbst bey Zeiten zu gewöhnen.

Durch die vernünftige und liebreiche Art, mit welcher Christine ihre Kinder bey dergleichen Aufträgen zu behandeln wußte, wurde ihnen auch der Gehorsam keineswegs erschwert, und sie liefen oft gerne, selbst von ihren Spielen weg, wenn ihre Mutter sagte: „thut mir doch dieses und jenes!“ Sie hielten es für eine Ehre, daß man sie an ei-

nem

nem häuslichen Geschäfte Antheil nehmen ließ. Sie thaten sich etwas darauf zu gut, daß man ihnen diese oder jene Arbeit anvertraute, und eben deßwegen gaben sie sich auch alle Mühe, ihre Sache so geschickt als möglich zu machen. Fielen bey ihren Verrichtungen auch mancherley Fehler vor, und waren dieselbe nicht immer so beschaffen, wie sie beschaffen seyn sollten: so ließ sich Christine dieses nicht verdrüßen und abhalten, die Kräfte ihrer Kinder zu üben, und sie in Thätigkeit zu setzen: denn eben davon versprach sie sich den größten Vortheil, wenn auch die Geschäfte jener keineswegs von Bedeutung waren.

So dachte auch Philipp, und eben darum sagte er oft zu seinem Weibe: „laß nur deine Kinder nicht müßiggehen! Gieb ihnen immer etwas zu thun! Wenn auch manches ihnen aufgetragene Geschäft nicht nothwendig und von geringem Nutzen wäre, so ist es doch darum nicht unnütze, weil es die Kinder von dem Nichtsthun und dem Müßiggange abhält, ued sie in dem Fleiße und der Thätigkeit übt.“ In dieser Hinsicht ließ auch Philipp seine Knaben, wenn sie keine bestimmte Schulgeschäfte hatten, öfters etwas z. E. einen Conto, oder eine Stelle aus einem Buche abschreiben, nur damit sie eine hinlängliche Beschäftigung hätten, und

das nämliche that Christine auch in Ansehung ihrer Töchter, denen sie immer gewisse Geschäfte anzuweisen wußte.

Nie durften Christinens Kinder Feyerabend machen, oder nach Wohlgefallen müßig herumgehen, herumstehen, zum Fenster hinaussehen und spielen, ehe sie ihre Schularbeiten verrichtet, und das, was ihnen zum Lesen, zum Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen aufgegeben worden, ordentlich zu Stande gebracht hatten. Sie wurden von ihren Eltern fleißig dazu angehalten, das, was man heute noch thun könne, nicht auf den morgenden Tag zu verschieben, auf welchen ohnehin junge Leute, und mit ihnen auch Erwachsene, so viel zu verschieben pflegen, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie oft mit ihren Arbeiten nicht fertig werden, oder dieselbe in der Eile, nachläßiger Weise, betreiben. Es wurden auch von Philipp und Christinen sorgfältige Untersuchungen angestellt, ob ihre Kinder ihre Pflicht erfüllt hätten; und wenn dieses nicht der Fall war, oder wenn sie gelogen hatten, daß sie mit ihren Schularbeiten schon fertig wären, mit denen sie doch noch nicht fertig waren, so durften sie noch weniger an einen Zeitvertreib denken. Sie sollten durchaus kein Vergnügen genießen, ehe sie ihre Schuldigkeit beobachtet

tet hätten. Sie sollten nicht ausruhen und sich ergötzen wollen, ehe sie ihre Kräfte auf eine nützliche Art angestrengt hätten. — Hätten sie, um bald fertig zu werden, ihre Geschäfte nur obenhin, wie man sagt, und schlecht verrichtet, so würden sie es sich zu verdoppelter Mühe haben gefallen lassen müßen, dieselbe noch einmal und mit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit zu verrichten, um sie an Pünktlichkeit und Ordentlichkeit zu gewöhnen.

Auch alsdenn, wenn Christinens Kindern ein Geschäfte beschwerlich zu seyn und werden schien, wurden sie von ihrer Mutter zu einer unverdrossenen Verrichtung und Beendigung desselben angehalten, in der sehr vernünftigen Absicht, sie dadurch an das so nothwendige Aushalten bey Geschäften, und an das Nichtverdrüßlichwerden bey Zeiten zu gewöhnen. Ihre Kinder mochten Lust, oder nicht Lust zu einem Geschäfte haben, so mußten sie dasselbe doch verrichten, weil es ihnen ihre Mutter oft sagte, daß man in dem menschlichen Leben keineswegs allemal nach Vergnügen und Wohlgefallen sich seine Arbeiten auswählen könne. Bey einem Geschäfte, welches verrichtet werden mußte, war Christine auch sehr darauf bedacht, daß dasselbe von ihren Kindern nicht bald unter diesem, bald jenem Vorwand unterbrochen würde. Ihr müßet, — sagte sie oft zu ihnen — euch nicht sel-

ber bey der Arbeit hinderlich werden! Wer unausgesetzt und unverdrossen fortarbeitet, bringt in einer Stunde mehr zu Stande, als ein anderer in einem halben Tage. — Alle Tage machte es Christine ihren Kindern nach einer billigen Uiberrechnung dessen, was geleistet werden konnte, zur Pflicht, daß so und so viel, (wenn nicht unvermeidliche Hinderniße dazwischen kämen,) gestrickt, oder genäht, oder gefleckt, oder sonst an Arbeiten verrichtet werden müßte: und dadurch gelang es ihr, daß ihre Töchter, weil diese wohl wußten, daß das, was ihre Mutter haben wolle, geschehen mußte, — bey Zeiten ihre Geschäfte anfiengen, sie emsig fortsetzten und zu rechter Zeit vollendeten. Uiberhaupt erlebte sie an denselben die Freude, sie gerne arbeiten, und ihre Ermahnungen zum Fleiß so wie ihr Beyspiel in der Thätigkeit an ihnen nicht fruchtlos zu sehen.

Christine sucht ihre Töchter zu guten Haushälterinnen zu erziehen.

Christine glaubte sich um ihre Töchter kein größeres Verdienst erwerben zu können, als wenn sie dieselben in allem unterrichtete, und unterrichten ließe, was von einer guten Haushälterin erfordert wird. „Ein geschicktes Weib, sagte sie oft, — ist weit höher zu schätzen, als ein reiches Weib:" und die beste Aussteuer, die man einer Tochter mitgeben kann, ist die Geschicklichkeit in häuslichen Geschäften, zu welcher man sie erzogen hat." Daher ließ sie es an nichts ermangeln, ihre Töchter in allen einem verständigen und braven Weibe nothwendigen Einsichten, Geschicklichkeiten und Geschäftsverrichtungen entweder selber zu belehren, oder belehren zu lassen. Da ihr bey ihren vielen und mannigfaltigen häuslichen Arbeiten nicht genug Zeit übrig blieb, ihnen in dieser und jener Kunst z. E. des Strickens, Nähens ꝛc. selber einen hinlänglichen Un-

terricht zu geben, so ersetzte sie denselben durch Lehrerinnen. Diese wurden von ihr billig bezahlt, aber zugleich auch zu einem pflichtmäßigen Unterricht ihrer Kinder angehalten, um deßwegen gebeten, ihre Informazionsstunden nicht zu oft und ohne Noth auszusetzen, oder einzustellen. Auch ihre Töchter durften dieselbe nie ohne hinlängliche Veranlassung versäumen; denn sie glaubte die guten Fortschritte derselben in dieser oder jener weiblichen Geschicklichkeit am besten dadurch zu befördern', wenn sie sie zu einer unausgesetzten Benützung des ihnen gegebenen Unterrichts anhielte.

Jede vernünftige Lehrerin wird mit ihren Schülerinnen, insonderheit mit denjenigen derselben, die noch Anfängerinnen sind, Geduld haben: aber keine vernünftige Mutter wird von derselben eine solche Geduld verlangen, bey welcher junge Leute mehr verlieren, als gewinnen, wenn man sie ihre Kräfte nicht gehörig anstrengen läßt, wenn man aus unzeitiger Güte und Nachsicht ihre Trägheit, oder Nachläßigkeit und Unachtsamkeit nicht wenigstens mit einem verdienten Verweise bestraft und ihnen wegen einer wohlzuvermeidenden Ungeschicklichkeit, und ihnen ja nicht wehe zu thun, keine Vorwürfe macht. Weit gefehlt, daß Christine eine solche Geduld von den Lehrerinnen ihrer Kinder verlangt hätte, so bat sie dieselben vielmehr oft,

daß

daß sie sie mit allem Ernste zur Aufmerksamkeit, zur Akkuratesse und zum Fleiße anhalten sollten. Begierig zu wissen, ob ihre Tochter auch die gehörigen Fortschritte machten, erkundigte sie sich nicht nur öfters deßhalb bey ihren Lehrerinnen, sondern sie stellte auch eigene Untersuchungen an, wie weit sie es in ihrer Geschicklichkeit gebracht hätten. Sie besahe öfters ihre Lernarbeiten, und tadelte oder lobte denn unpartheyisch, was an denselben zu loben oder zu tadeln war. Allemal aber bezeugte sie über Arbeiten, die von ihnen nicht selber verfertiget worden waren, und die sie nur zum Schein ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes aufweisen wollten, ihr Mißfallen. „Ich will nicht wissen, — sagte sie alsdann zu ihnen, — wie geschickt eure Lehrerin sey, — sondern wie geschickt ihr seyd! Hoffentlich werdet ihr doch nicht glauben, daß ich eure und die Arbeiten eurer Lehrerin nicht werde unterscheiden können, und eben so wenig werdet ihr euch bereden, daß ich euch wegen einer Arbeit, die nicht von euren Händen ist, loben soll. Wie könnte ich euch auch, wenn ihr an derselben keinen Antheil hattet, loben? Und wer in der ganzen Welt, könnte euch darum für geschickt halten, wenn ihr andere für euch habt arbeiten lassen? — Ob Christine vernünftig oder nicht vernünftig urtheilte, das sey dem Urtheil unserer Leserinnen

überlassen, unter denen es gewiß viele giebt, die jene zahlreiche Betrügereyen mißbilligen werden, welche so oft von Schülerinnen, Lehrerinnen und Eltern in Ansehung des Prangens mit fremden Federn begangen werden.

Da Christine wohl wußte, daß zu der Erlernung einer jeden Kunst und Geschicklichkeit Zeit und Uibung erfordert werde, so kürzte sie auch die Lehrzeit ihrer Kinder nicht zu geschwind ab, und entließ ihre Lehrerinnen nicht eher, als bis sie von diesen so weit gebracht worden waren, daß sie sich bey diesen oder jenen weiblichen Arbeiten selber zu helfen wußten. Alsdann aber war sie um so mehr darauf bedacht, sie von dem, was sie erlernt hatten, die gehörige Anwendung machen zu lassen, und ihnen die bey jeder Geschicklichkeit, wenn man es in derselben weiter bringen will und soll, nothwendige Uibung zu verschaffen. In dieser Uibung aber wurden sie von ihrer Mutter eben darinn, wo es ihnen noch am meisten fehlte, am ersten und öftesten beschäftiget. Sie mochten zu einem Geschäfte Lust haben, oder nicht, darauf nahm Christine keine Rücksicht. Sie mußten es verrichten, weil es ihre Mutter so haben wollte, und sie verdankten es auch derselben in der Zukunft, daß sie von ihr zur Folgsamkeit gewöhnt worden wären.

Wozu es nur immer eine Gelegenheit gab, etwas nützliches zu erlernen, dazu wurden Christinens Töchter angehalten: so wie ihnen auch ihre Mutter in allem dem, was häusliche Geschäfte und die Einsicht in dieselbe anbelangt, die nothwendige Unterweisung gab. Sie ließ sie bey jedem Geschäfte, welches sie verrichtete, zusehen, und an demselben, da sie schon erwachsener und verständiger waren, Antheil nehmen. Sie mußten ihr bald waschen, bald die Wäsche trocknen, glätten und zurecht legen helfen; und dabey fand sie zu mancher nützlichen Vorschrift Gelegenheit, welche sie ihnen z. E. in Ansehung der Ersparniß des Holzes und der Seife, der Ordentlichkeit, Reinlichkeit, und des Verwahrens vor dem, was der Wäsche schädlich werden kann, geben konnte. Wenn sie ein Leinenstück zur Leib — oder Bett — oder Tischwäsche zu rechte machen wollte, so sagte sie ihren Töchtern nicht nur, wie viel Ellen Leinwand man dazu brauche, sondern sie zeigte es ihnen auch, wie man dabey den Schnitt machen und die gehörige Eintheilung treffen müße. Bey dieser Gelegenheit lehrte sie auch dieselbe gute und schlechte Leinwand, und wie man diese beurtheilen und prüfen müße, um nicht betrogen und getäuscht zu werden, — kennen. Sie sprach alsdenn mit ihnen auch manches von dem Werth und dem Vortheil einer selbst mit Fleiß ge-

sponnenen Leinwand, und ermunterte sie, wenn sie einmal gute Hausmütter werden wollten, und wenn ihnen Zeit übrig bliebe, dieselbe aufs Spinnen zu verwenden, weil man dadurch an Geld fur erkaufte Leinwand viel ersparen könne.

Ohnerachtet Christine seit der Zeit, als sich durch Kinder ihre häusliche Beschäftigungen vermehrt hatten, eine Magd in ihren Diensten hatte, welche die schmutzigern und beschwerlichern Hausarbeiten verrichten mußte, so ließ sie doch ihre Töchter an diesen Geschäften öfter Antheil nehmen, nicht nur um dem Dienstboten, wenn er nicht fertig werden konnte, zu helfen, sondern auch darum, damit sie sich keiner Arbeit schämen und jede Verrichtung durch Selbstübung verstehen und gehörig beurtheilen lernen möchten.

Um ihre Töchter gut einkaufen zu lehren, ließ sie dieselben entweder mit ihr öfters auf den Markt, oder in die Fleischbank, oder in Kramläden gehen: oder sie zeigte ihnen, wenn sie selber eingekauft hatte, eine Waare vor, und machte sie mit der Güte und dem Preis derselben bekannt. Sie ließ jene aber auch, da sie schon erwachsen waren, selber einkaufen: und in diesem Falle fand sie manche Gelegenheit, sie über einen geschickten oder ungeschick-

ten

ten Kauf noch besser und ausführlicher zu belehren. Bey solchen Veranlassungen setzte es auch manchen Verweis ab, und bisweilen mußten es sich ihre Töchterchen gefallen lassen, unverzüglich wieder zu einem Verkäufer zurückzukehren, von dem sie sich entweder schlechte Waare hatten geben, oder von dem sie sich aus Mangel eigener Aufmerksamkeit, im Gewicht, in der Rechnung und deßgleichen hatten betrügen lassen. Ein solcher Gang verursachte freylich den Mädchen oft viel Scham, aber eben diese Scham war es, welche sie in Zukunft desto aufmerksamer und behutsamer beym Einkaufen machte.

Auch in Ansehung des Geldkennens, Zählens und Berechnens suchte Christine ihre Töchter zu üben, dadurch daß sie ihnen theils mehr, theils weniger bekannte Münzen öfters vorzeigte, und sie mit ihren Namen, ihrem Werth, ihrer Farbe, Größe, Dicke zum Unterschied gegen andere Gelder, und mit ihrem Gepräge bekannt machte. Sie ließ sich von ihnen eine gewisse Geldsumme bald in dieser, bald in jener Münze berechnen, und größere Geldsorten gegen kleinere, und diese gegen jene auswechseln. Sie gab sich auch viele Mühe, ihre Kinder nicht nur auf dem Papier, sondern auch (wie man sagt:) aus dem Kopf rechnen zu lehren, und

ihnen

ihnen im Zusammenzählen, Abziehen, Verdoppeln, und Vertheilen einer Summe, eine Fertigkeit zu verschaffen. Wenn sie denselben den Auftrag gab, etwas einzukaufen, so überließ sie es ihnen zur Uibung im Nachdenken, es selber zu berechnen, wie viel sie ungefähr Geld für diese oder jene Waare brauchen möchten, und wie viel sie von einem ihnen zum Einkauf übergebenen Stück Geld nach Abzug der Ausgabe zurückbringen müßten. Um ihre Töchter im Rechnen hinlänglich zu üben, mußten dieselbe öfters an ihrer statt die wöchentlichen oder halbwöchentlichen Hausrechnungen besorgen, und von allem dem, was sie an Geld von ihrer Mutter eingenommen, und ausgegeben hatten, die pünktlichste Rechenschaft geben, bey welcher von Christinen, um sie an Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit zu gewöhnen, auch auf einen Pfenning Rücksicht genommen wurde. Auf diese Art lernten sie auch aufmerksam und akkurat werden, welches sie vielleicht nicht geworden wären, wenn es ihre Mutter weniger strenge mit ihnen genommen hätte.

Frühzeitig wurden sie von derselben mit allen häuslichen Geschäften und Verrichtungen, natürlich also auch mit dem Kochen, und mit dem, was von einer geschickten, fleißigen, sparsamen und aufmerksamen Köchin erfordert wird, bekannt gemacht.

macht. Christine ließ sich keine Mühe gereuen, ihren Töchtern den möglichst besten Unterricht als künftigen guten Haushälterinnen zu geben, sie wurde aber auch für dieselbe durch die Geschicklichkeit jener, und durch das verdiente Lob für ihre gute Erziehung reichlich belohnt.

Etwas

Etwas von Christinens Erziehung ihrer Kinder zu guten Sitten.

Manche Eltern glauben damit Alles schon gethan zu haben, wenn sie ihre Kinder in der Religion unterrichten, und sie etwas Nützliches für ihre künftige Bestimmung erlernen lassen. Was ein anständiges Betragen und gute Sitten anbelangt, so wird darauf von vielen Vätern und Müttern oft gar keine Rücksicht genommen. Und doch kommt eben darauf so viel an, daß man sich keineswegs verwundern darf, wenn mancher Mensch, oft aus keiner andern Ursache, als weil es ihm an guten Sitten fehlte, sein Glück in der Welt nicht so machte, wie er es vielleicht bey seiner sonstigen Geschicklichkeit hätte machen können, und wenn es auf der andern Seite wieder mancher Person bey weniger Vorzügen gelungen ist, sich beliebt zu machen, zu empfehlen, und so ihr Glück zu befordern.

Ein

Ein anständiges, gesittetes Betragen hat auch wirklich mehr Einfluß, als man es öfters glauben möchte. Man vergißt über jenem nicht selten selbst Fehler der Natur, und findet höfliche, freundliche und artige Menschen doch liebenswürdig, wenn sie auch nichts weniger als schön sind. Auch in Ansehung anderer Fehler sieht man ihnen oft eher etwas nach, als denjenigen, die durch ein rohes und ungesittetes Betragen, und durch Mangel an einer bessern Lebensart andere zurückstossen. In dieser und andern Hinsichten glaubte Christine auch dadurch für das Wohl ihrer Kinder sorgen zu müssen, daß sie dieselbe an gute Sitten zu gewöhnen suchte. Natürlich gestattete sie ihnen also keinen Ungang mit ungesitteten jungen Leuten, und am allerwenigsten ließ sie dieselben auf der Gasse, wo sich gewöhnlich die ungezogendste Jugend aufhält, herumlaufen, und sich mit derselben bekannt und vertraut machen. Freylich konnte sie es nicht immer verhindern, daß ihre Kinder bald da und bald dort z. E. auf dem Schulwege von ihren Kameraden manches Böse sahen und hörten, und von denselben zu Unarten und Unanständigkeiten verleitet wurden: aber so oft sie etwas dergleichen an ihnen bemerkte, so oft gab sie ihnen deßwegen Verweise, und stellte ihnen das Ungesittete, Dumme, Läppische, Pöbelhafte und Verächtliche in dieser

und jener Rede, Geberde und Handlung vor. Anstatt (wie dieses nicht selten bey manchen Eltern der Fall ist: —) über ihre Kinder zu lachen, wenn sie dummes Zeug ausgesprochen und begangen hatten, bezeugte sie vielmehr darüber gegen sie ein ernstliches Mißfallen, und bedrohte sie, wenn sie diese oder jene Unart nicht ablegen wollten, mit Strafen. Nichts entgieng in dem Betragen ihrer Kinder ihrer Aufmerksamkeit und Zurechtweisung. Auch sogar auf ihre Art zu gehen, zu stehen und zu sitzen glaubte sie merken, und ihnen frühzeitig Fehler abgewöhnen zu müßen, die man sich nicht selten schon in der Jugend zu eigen macht. Christine hatte auch Recht, wenn sie behauptete, daß dergleichen Dinge, den körperlichen Anstand betreffend, keineswegs gleichgültig seyen, sondern daß auf denselben öfters sehr viel ankomme, weil es nichts ungewöhnliches seye, den Menschen auch nach seinem Aeußerlichen zu beurtheilen und zu würdigen. Es waren manche sehr gute und anwendbare Vorschriften, die Christine und ihr Mann ihren Kindern auch bey Tische gaben, wie sie sich nämlich an demselben, oder bey dem Essen, als gesittete Menschen zu betragen hätten, für die es sich z. E. nicht schicke, sich mit den Armen in den Tisch hineinzulegen, — den Kopf auf den Ellenbogen aufzustützen, — zuerst aus der Schüssel

herauszulangen, oder aus derselben die erste ausgetheilte Portion haben zu wollen, — gewisse Speisen mit den Händen anzufassen, zu zerreißen und in den Mund zu stecken, — den Löffel zu überfüllen, und also denselben desto leichter überfließen zu machen, — die Gabel und das Messer mit der ganzen Faust zu ergreifen, das Teller mit der Zunge abzulecken, — ein Bein in den Händen herumzuschmieren, und es wie ein Hund langsam zu benagen, — ein Stück Brod, ohne es zerschnitten und zerbrochen zu haben, anzubeißen, — über die aufgedeckte Tafel ohne vorgehaltenes Tuch, oder seitwärts gekehrtes Gesicht zu nießen, zu husten ꝛc. und sich überhaupt bey Tische auf solche Art zu betragen, an welcher andere wohlgesittetere Personen wo nicht einen Eckel, doch ein gewisses Mißvergnügen empfinden müßen.

Wenn Christinens Kinder in eine Gesellschaft eingeladen wurden, so gab ihnen ihre Mutter allemal vorher die nothwendigen Lehren, wie sie sich verhalten sollten, und empfahl ihnen besonders die Höflichkeit. Diese war es auch überhaupt, zu welcher sie von ihr aufs sorgfältigste angeleitet wurden. Sie durften nichts unbescheiden verlangen und Christine gewöhnte sie schon frühzeitig daran, um etwas, was sie zu haben wünschten, zu bitten,

und

und für das, was man ihnen gab, zu danken. Eben so wurden sie auch von ihrer Mutter angehalten, jede ihnen bekannte Person freundlich und höflich zu begrüßen, und insonderheit ihren Lehrern, Wohlthätern und vornehmen Personen mit Achtung zu begegnen. Jedermann liebte auch Christinens Kinder, weil sie so höflich, artig, freundlich und bescheiden waren. Treuherzig und freundlich wollten schon die kleinern denjenigen, die zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter kamen, öfters die Händchen bieten. Mit Höflichkeit kamen die größern jedem zuvor. Sie erwiesen gerne andern einen Gefallen, und freuten sich, wenn sie ihnen dienen und etwas zu Lieb thun konnten. Wünschten sie von andern eine Gefälligkeit, so wußten sie ihr Verlangen so anständig vorzubringen, daß es schwer war, ihrer Freundlichkeit rnd Bescheidenheit etwas abzuschlagen. Weit gefehlt, daß sie sich als Geschwister gegen einander Grobheiten und Gewaltthätigkeiten erlaubt hätten, so bezeugten sie sich wechselsweise immer so, daß sich keines durch ungebührliche Forderungen und Zumuthungen des andern für beleidigt halten konnte, sondern daß sie Freundlichkeit mit Freundlichkeit, und Höflichkeit mit Höflichkeit gerne erwiederten.

Unter den mancherley andern guten Vorschriften, welche Christine ihren Kindern bald bey dieser;

ser, bald bey jener Gelegenheit gab, um sie zu einem gesitteten Wesen anzugewöhnen, sey es uns erlaubt, nur einige anzuführen. „Wenn Jemand mit euch spricht — sagte sie oft zu ihnen, — so beschäftiget euch nicht mit andern Gedanken und Dingen, sehet nicht umher, sondern merket auf das, wovon gesprochen wird! — Wenn euch Jemand um etwas fragt, so antwortet ohne viele Umschweife, kurz, bescheiden, deutlich und bestimmt! — Fraget andere nicht aus Vorwitz um Dinge, die euch nichts angehen! — Fallet andern nicht in die Rede! — Hütet euch vor dem Widersprechen und der Rechthaberey! — Wollet nicht alles besser wissen! — Lernet schweigen und nachgeben! — Lachet nicht, wenn es keine Veranlassung zu lachen giebt, damit andere nicht glauben, von euch ausgelacht zu werden! — Erlaubet euch keine spöttische, höhnische, gebietherische, beschimpfende und beleidigende Reden gegen andere! — Begegnet keinem Menschen mit Verachtung! — Schlaget keine Bitte ab, die ihr erfüllen könnet! — Wartet nicht erst, bis ihr von bekannten Personen gegrüßt werdet, sondern grüßet dieselben zuerst! — Seyd im Umgange mit ältern und vornehmern Personen bescheiden und ehrerbiethig! —

Wenn ihr in ein fremdes Haus kommet, so ziehet die Klingel mit bedächtlicher Hand an. —

Las-

Lasset keine Thüre offen, welche ihr bey eurem Eintritt in ein Haus verschlossen fandet. — Rennet die Treppe nicht mit Poltern auf — und abwärts. — Laufet in kein Zimmer hinein, ohne vorher leise angepocht, und auf die Erlaubniß, hereinzukommen, gewartet zu haben! — Schlieset die Stubenthüre, durch welche ihr herein — oder hinausgehet, ohne Geräusch und Lermen zu! — Sehet in fremden Wohnungen nicht überall umher, und noch weniger rühret etwas an, und nehmet es in eure Hände, was da oder dort steht! — Machet jedem, zu dem ihr kommt, euer höfliches Compliment, und verabschiedet euch mit demselben wieder auf eine anständige und gefällige Art, wenn ihr weggehet! — Dankt für jeden Gruß, der euch an eure Eltern oder andere aufgetragen wird, und für jede Höflichkeit und Gefälligkeit, die euch erwiesen worden ist! — Seyd und werdet andern nicht beschwerlich durch zu langes Dastehen und Verweilen bey ihnen, entfernet euch wieder, wenn ihr euren Auftrag verrichtet habt, und wenn man euch nicht auffordert, länger zu bleiben! —

Diese und hundert andere Vorschriften waren es, die Christine ihren Kindern öfters gab, und ihnen nicht oft genug geben zu müßen glaubte, um sie an Höflichkeit und Lebensart frühzeitig zu gewöhnen. Neben der Höflichkeit empfahl sie ihnen auch beson-

ders

ders als eine Hauptsache eines wohlgesitteten Menschen, die Reinlichkeit, sowohl des Körpers, als der Kleidung. Es giebt — sagte sie oft zu ihnen, keinen verächtlichern Menschen, als den, der sich selber durch Unreinlichkeit vernachläßiget. Auch das schönste Kleid kann einen Menschen nicht zieren, wenn es nicht reinlich gehalten, oder nachläßig getragen wird. Noch weniger kann das kostbarste und theuerste Kleid einen Menschen empfehlen, wenn er an seinem Körper nicht reinlich ist. Was ist eckelhafter, als ein unreiner Mund mit übelriechendem Athem? Was beschämender, als ein beschmutztes Gesicht, und befleckte Hände? Was schimpflicher, als der Wald eines mit Insekten bevölkerten und mit deren Eyern bestreuten Haares? Was auffallender, als die wie Thierklauen langgewachsenen Nägel an den Fingern? Daher ließ es auch Christine nie ermangeln, ihre Kinder zur körperlichen Reinlichkeit aufs bestmöglichste anzuhalten, und sie an das tägliche Durchkämmen ihrer Haare, an das Ausspühlen ihres Mundes, insonderheit am Morgen und nach jeder Mahlzeit, und an das sorgfältigste Waschen des Gesichts und der Hände zu gewöhnen, und sie beständig zu ermahnen, sich reinlich und ordentlich zu halten. Ihre Ermahnungen waren auch zu der besten Empfehlung ihrer Kinder, die durch ihre Reinlichkeit am Körper und in der Kleidung jedermann wohlgefielen, nicht fruchtlos.

Ein Nachtrag zu Christinens Kindererziehung: oder etwas von dem nothwendigen Gehorsam, an welchen Kinder gewöhnt werden müßen.

Nach Christinens Meynung und Erfahrung kam bey einer guten und glücklichen Erziehung beynahe alles auf den Gehorsam an, an welchen man Kinder gewöhnen muß. „Kinder, — sagte sie oft, — müßen und zwar auf den Wink ihren Eltern folgen lernen. Was Vater und Mutter befehlen, das muß geschehen, und was diese verbiethen, das muß unterbleiben. Ihr Wille muß nicht nur alsdenn, wenn sie gegenwärtig, sondern auch wenn sie abwesend sind, erfüllt werden. Die kleinern wie die größern Kinder müßen und zwar schon frühzeitig durchaus daran gewöhnt werden, gehorchen zu lernen." Nach diesen Grundsätzen suchte auch

Christine ihre Kinder von deren ersten Jugend an zu erziehen. Um ihnen aber den Gehorsam nicht zu erschweren, erlaubte sie sich es nie, blos die strenge und eigensinnige Gebietherin zu machen. Nie untersagte oder befahl sie ihnen etwas ohne hinlänglichen Grund und ohne Ueberlegung. Wenn es nur immer möglich war, gab sie ihnen die Ursache an, warum sie dieses und jenes thun, oder nicht thun sollten. Ohne dem nothwendigen Ernst, der im Umgange mit Kindern und jungen Leuten mit der Liebe verbunden seyn muß, etwas zu vergeben, war sie freundlich und liebreich gegen ihre Kinder, und suchte sie dadurch desto bereitwilliger zu machen, ihren Willen zu erfüllen. Uibrigens aber ließ sie ihre Güte und Liebe keineswegs mißbrauchen. Wenn sie einmal etwas gebothen oder verbothen hatte, so beharrte sie ernsthaft auf ihrem Willen, daß derselbe nicht nur überhaupt, sondern auch unverzüglich und so erfüllt würde, wie sie es haben wollte. Ein Geschäfte, welches sie ihren Kindern auftrug, durfte von denselben nicht nach ihrem Wohlgefallen verschoben, sondern es mußte zu der von der Mutter bestimmten Zeit, und wenn es diese verlangte, augenblicklich verrichtet werden. Es kam nicht auf sie an, ob sie dieses und jenes zuerst thun wollten, sondern sie mußten das zuerst thun, was ihre Eltern von ihnen

und zwar auf eine bestimmte Art gethan wissen wollten.

Hatte Christine einmal ihren Willen bekannt gemacht, so ließ sie sich weder durch Schmeicheleyen, noch durch Uiberredungen und Einwendungen, und am allerwenigsten durch Troz und Widersezlichkeit bewegen, einen Befehl oder ein Verboth zurückzunehmen. „Kinder — sagte sie oft, — probiren es bisweilen nur, ob ihre Eltern nachgeben, und sobald sie dieses merken, haben sie ein gewonnenes Spiel, bey welchem jene an ihrer Ehre und an ihrem Ansehen allemal etwas verlieren.“ Sie hatte auch Recht, wenn sie behauptete, daß manche Eltern selber an dem Ungehorsam ihrer Kinder Schuld seyen, weil sie nämlich ihren Befehlen und Verbothen nicht den gehörigen Nachdruck geben, und am Ende öfters gleichgültig dabey bleiben, ob das, was sie haben wollten, geschieht oder nicht geschieht. Es war eine sehr vernünftige Meynung, die sie hatte, daß ein Kind den Unterschied zwischen dem, was gut und böse, was Recht und nicht Recht ist, nie recht einsehen lerne, wenn es bey einer unerlaubten Handlung ungestraft bleibt.

Und bey dieser Meynung wollen wir unsern Leserinnen auch etwas von der Art erzählen, wie

Christine ihre Kinder zu strafen pflegte. Hatten dieselbe etwas Böses begangen, so ließ es ihre Mutter anfangs bloß dabey bewenden, sie deßhalb zur Rede zu stellen, ihnen Vorstellungen zu machen, und sie dahin zu bringen, daß sie ihr Unrecht einsehen lernten, um Verzeihung baten, und Besserung versprachen. Bey wiederhohlten Vergehungen aber nahm sie es schon genauer, und fieng an, mit Strafen zu drohen. Ernsthaft waren allemal ihre Drohungen, aber nie übertrieben; so daß ein Kind nie an der Wahrheit und Vollziehung derselben hätte zweifeln, und auf den Gedanken kommen mögen, daß ihm seine Mutter nur einen blinden Schrecken machen wolle. Eben so wenig, als Christine sich bey Drohungen wild geberdete, und mit Schimpfnamen, die sich nicht leicht eine Mutter erlauben sollte, um sich warf, eben so wenig drohete sie mit einer solchen Gleichgültigkeit, aus welcher Kinder oft schließen möchten, daß es ihrer Mutter mit der ihnen angekündigten Strafe selber nicht recht Ernst sey, insonderheit wenn sie bald darauf wieder lacht. Christine glaubte nicht zu oft mit Strafen drohen zu müßen, aber wenn sie mit denselben einmal gedroht hatte, so ließ sie auch ihr Wort nicht unerfüllt. Uibrigens ersparte sie sich manche strengere Strafe z. E. durch Schläge, öfters schon dadurch, daß sie sich gegen ihre Kinder,

wenn

wenn sie ungehorsam waren, ganz kalt bezeugte, daß sie nicht freundlich gegen sie war, daß sie nicht mit ihnen sich in ein Gespräch einließ, daß sie ihre Fragen nur kurzweg beantwortete, und daß sie ihnen überhaupt ein Mißvergnügen über ihr Betragen zu erkennen gab, welche Behandlung jenen oft weit weher zu thun schien, als Schläge und andere Züchtigungen.

Es waren oft ganz eigene, aber nicht unvernünftige Strafen, deren sich Christine an ihren Kindern, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllten, bediente. So erlaubte sie z. E. denjenigen, die ihre Lektion nicht gelernt hatten, — nicht in die Schule zu gehen, weil sie, wie sie sagte, sich ihres Unfleißes vor dem Schullehrer schämen müßte. Sie durften aber auch alsdenn eben so wenig, als wenn sie bey ihrem Hausinformator nicht aufmerksam und fleißig gewesen waren, sich zur Mahlzeit an den Tisch ihrer Eltern hinsetzen, oder am Abend mit ihren Geschwistern spielen. Wenn ein Knabe oder ein Mädchen Christinens in seinen Geschäften träge und nachläßig war, so wurde es auf eine zeitlang durch seine Eltern von allen Geschäften, aber zugleich auch von allen Zerstreuungen und Vergnügungen ausgeschlossen, um es eine lange Weile recht peinlich fühlen zu lassen. Wenn ein Kind

nach

nach einer vorhergegangenen ernstlichen und wiederhohlten Warnung fiel, und sich Schaden that, so wurde es noch dazu extra gestraft, wenigstens durch einen Verweis seiner Unfolgsamkeit. Ein Kind, welches seine Kleider unvorsichtiger und leichtsinniger Weise befleckt hatte, mußte zu Hause bleiben, wenn seine Geschwister in eine Jugendgesellschaft oder spatzierengehen durften, oder es wurden ihm nur geringe Kleider angezogen, weil es die bessern befleckt hatte.

Ungern nahm Christine ihre Zuflucht zu Schlägen und strengern Züchtigungen. Nichts desto weniger hielt sie dieselben bisweilen doch für nothwendig und unvermeidlich: und in diesem Falle züchtigte sie nicht bloß zum Schein, sondern sie ließ ihre Kinder, wenn sie eine Strafe verdient hatten, ihren Ernst nachdrücklich empfinden. „Durch eine ernsthafte empfindliche Strafe, — sagte sie oft, — kann man sich viel Strafen ersparen. Es ist besser, ein Kind einmal oder etlichemal tüchtig durchzuhauen, als ihm alle Tage solche Schläge zu geben, die es nicht recht fühlt und leicht wieder verschmerzt. Uibrigens erlaubte es sich Christine nie, ihre Kinder oft zu schlagen. Sie züchtigte auch dieselben nie mit derjenigen Leidenschaft, durch welche manche Eltern oft im Strafen zu weit gehen.

Fühl-

Fühlte sie sich zu aufgebracht, so verschob sie eine Strafe, um nicht im Zorn zu strenge zu seyn; sie bedeutete es aber ihren Kindern aufs gewisseste, daß dieselbe darum nicht aufgehoben seyn soll, und auf diese Art ließ sie dieselben oft einen ganzen Tag in der Furcht wegen der bevorstehenden Züchtigung leben. Die gedrohte Strafe wurde auch von ihr nie vergessen, uud nur in dem Falle aufgehoben, wenn sie an einem Kinde die aufrichtigste Reue bemerkte, und wenn dasselbe mit dem Versprechen der Besserung ernstlich und anhaltend um Verzeihung bat.

Hatte Christine ihre Kinder gestraft, so warf sie ihnen zwar ein schon geahndetes Vergehen nicht wieder bey jeder Gelegenheit vor; aber sie war auch gegen dieselbe nicht zu geschwind wieder freundlich und vertraut. Am allerwenigsten aber suchte sie sich bey ihnen nach einer vollzogenen Strafe durch eine gewisse einfältige Gutherzigkeit gleichsam wieder beliebt zu machen und einzuschmeicheln. Uiberhaupt war es Christinens Sache nicht, ihren Kindern zu schmeicheln. „Kinder — sagte sie oft, — müßen sich ihren Eltern wohlgefällig zu machen suchen, und nicht diese jenen. — Ein Kind, dem seine Mutter öfters schmeichelt, schmeichelt dieser meistens desto weniger, und begegnet derselben nicht selten desto kälter und grober, je mehr

sie

sie ihm mit Freundlichkeit und Liebkosungen entgegen kommt. — Hat ein Kind seine Pflicht erfüllt, so mögen ihm seine Eltern immer ihre Zufriedenheit bezeugen, aber das viele Loben und Belohnen, wenn es weiter nichts als seine Schuldigkeit gethan hat, schadet ungleich mehr, als es nützt. — Man muß Kinder nicht immer durch versprochene Belohnungen zum Gehorsam zu gewöhnen suchen. Sie müßen folgen lernen, weil sie als Kinder ihren Eltern folgen müßen, und ihre Pflicht um der Pflicht willen erfüllen.

Viel Gutes konnte auch Christine durch die Art ihrer Erziehung bey ihren Kindern darum ausrichten, weil sie mit ihrem Manne in Ansehung dieses so wichtigen Geschäftes einverstanden war. Nie traf bey ihnen der Fall ein, daß Philipp seinen Kindern etwas erlaubt hätte, was ihnen kurz vorher von ihrer Mutter untersagt worden war, oder daß er sie gegen verdiente Strafen in seinen Schutz genommen, oder daß er in ihrer Gegenwart sein Weib wegen ihrer Erziehungsart getadelt oder heruntergesetzt hätte. Nie hätten ihre Kinder bey dem Vater über die Mutter, und bey dieser über jenen klagen dürfen. Nie nahm Philipp seiner Christine durch eine verächtliche Begegnung derselben gegen ihre Kinder das nothwendige Ansehen

als einer Mutter. Sie vergab sich aber auch dieses selber nicht, z. E. dadurch, daß sie ihnen mit dem Vater drohete, wenn sie nicht gehorsam wären. Sie mußten ihr eben so wohl, wie jenem folgen. Philipp und Christine hatten als vernünftige Eheleute und Eltern nur einen Willen, welcher auch erfüllt und beobachtet werden mußte.

Etwas

Etwas von dem Verhalten Christinens gegen ihre Kinder in Krankheiten.

Viele Krankheiten und Unpäßlichkeiten der Kinder rühren nicht selten nur davon her, weil sie zu viel, oder solche Speisen genossen haben, die sich im Magen nicht wohl mit einander vertragen, oder weil sie sich zu sehr erhitzt, und bald darauf wieder erkältet haben, oder weil sie nicht reinlich genug gehalten worden, und vor dem, was ihnen insonderheit in Rücksicht ihrer eigenen körperlichen Beschaffenheit schädlich war, verwahrt worden sind. Christine glaubte also durch Mäßigkeit, Reinlichkeit, und durch eine genaue Aufmerksamkeit auf alles, was ihren Kindern schädlich seyn könnte, am ersten und besten für die Erhaltung ihrer Gesundheit sorgen zu müßen, und ihre Sorgfalt war auch nicht vergeblich. Gleichwohl konnte sie es aber doch nicht verhindern, daß ihre Kinder bisweilen krank wurden. Wenn sie nun deßhalb ihrer Mutter ei-

nen Schmerz oder ein gefühltes Uibelbefinden klagten, so versagte ihnen diese keineswegs den Glauben an ihre wehmüthige Versicherungen: aber sie suchte zugleich alles zu verhindern, was einer allzu großen Empfindlichkeit hätte beförderlich werden können. Anstatt also mit ihnen zu klagen und zu jammern, sie sogleich ins Bett zu tragen, oder gehen zu heißen, sie beynahe alle Augenblicke zu fragen, ob es noch nicht besser mit ihnen seye, sich vor ihnen ängstlich zu geberden, oder wohl gar dummer Weise, wie es oft zu geschehen pflegt, über einen Schmerz oder ein schmerzhaftes Glied zu schimpfen: so suchte sie dieselben vielmehr so viel als möglich zu beruhigen. Sie vertröstete sie mit der Hofnung, daß es schon wieder, und vielleicht bald besser werden würde. Sie erzählte ihnen von andern Kindern, die auch einen solchen Schmerz wie sie empfunden hätten, und die jetzt wieder gesund seyen. Sie sagte zu ihnen, wenn man zu viel weine, schreye und klage, daß man sich dadurch noch kränker machen könne. Sie ließ es bey den Größern ihrer Kinder nicht an den nothwendigen Ermahnungen zur Geduld, zu welcher auch sie als junge Christen verpflichtet wären, fehlen, und sagte ihnen, wie schön und nützlich diese Tugend seye. Sie betete auch mit diesen bisweilen in ihren Krankheiten um Geduld, und erinnerte an solche

für

für ihre gegenwärtigen Umstände anwendbare Bibelsprüche und Liederverse, die sie auswendig gelernt hatten: kurz sie suchte sie schon frühzeitig in ihren Leiden an einen christlichen Sinn zu gewöhnen. Die Kleinern ihrer kranken Kinder suchte sie bald auf diese, bald auf jene Art zu zerstreuen, indem sie ihnen entweder etwas erzählte, oder ein Bilderbuch zum Anschauen, oder etwas zum Spielen gab. Sie dachte auf alles, dem Kranken seinen Schmerz — wenigstens auf eine Zeitlang vergessen, und ihm denselben durch eine gewisse Unterhaltung und Zerstreuung erträglicher zu machen: aber sie gab auch nicht alles zu, was ein krankes Kind aus Eigensinn haben wollte, und hütete sich sehr, den Einfällen, Forderungen und Wünschen desselben zu sehr nachzugeben, wie es manche Eltern aus dem Wahn thun, „daß man kranken Kindern nichts abschlagen und verwehren dürfe;“ — eine Meynung, deren Schädlichkeit viele Mütter erst alsdenn einsehen lernen, wenn sie es an ihren wieder gesund gewordenen Kindern bemerken, wie sehr diese durch ihr Nachgeben an Eigensinn zugenommen haben.

Wenn Christinens Kinder bey einer ihnen zugestossenen Unpäßlichkeit keinen Appetit hatten, so überredete sie dieselbe keineswegs zum Essen, insonder-

derheit, wenn ihre Unpäßlichkeit nicht lange dauerte. Am allerwenigsten aber gab sie ihnen alsdenn Leckereyen, Süßigkeiten, oder solche Speisen, welche nur den Gaumen reitzen und mehr schädlich als nützlich sind. — Viele Krankheitsanfälle giengen bey ihren Kindern, ohne daß sie Arzneyen eingenommen hatten, oft bald wieder vorüber, und bisweilen war ihre Wiedergenesung nur die Folge eines tägigen Fastens, oder eines leichten Laxiermittels von Manna, oder eines einer Messerspitze voll in Wasser aufgelößten präparirten Weinsteins, oder einer Schaale Thees. Bey bedenklichen Krankheitsanfällen ihrer Kinder aber erlaubte sich ihre Mutter selbst den Gebrauch solcher in der Hauptsache unschädlicher Mittel nicht. Sie getraute sich auch nicht blindlings jedem Rath zu folgen, der nicht selten einer Mutter, welche ein krankes Kind hat, bald von diesen, bald von jenen Personen angeboten wird, und bey welchen jene oft doppelt übel daran ist, weil ihr eine Person dieses, eine andere wieder etwas anders anräth.

Nach ihrer Meynung glaubte sie am besten zu thun, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, wenn nämlich eine Krankheit ihrer Kinder über einige Tage anhielt, oder wenn der Anfall derselben heftig war. Was nun der Arzt verordnet hatte, das be-

folg-

folgte sie pünktlich, nicht nur in Hinsicht der verschriebenen Arzneymittel und deren bestimmten Gebrauches, sondern auch, was die befohlne Diät, auf welche bey der guten Wirkung einer Medizin so viel ankommt, — und was andere nützliche und nothwendige Vorschriften anbelangte.

Auch Christine fand so wie viele Eltern bey ihren Kindern in Rücksicht der einzunehmenden Arzneymittel manche Schwierigkeiten: aber es gelang ihr doch meistens, dieselbe glücklich zu überwinden. Schon darum, weil ihre Kinder schon von Jugend an zum Gehorsam gewöhnt worden waren, ließen sie sich von ihren Eltern auch leichter als andere Kinder bewegen, selbst eine übelschmeckende Arzney einzunehmen, weil es jene haben wollten, und auch bey dieser Gelegenheit lernte sich Christine überzeugen, wie viel auf die Erziehung zur Folgsamkeit ankomme, und was dieselbe auch in Kinderkrankheiten für gute Wirkungen habe. Auch dadurch blieben Christinens Kinder vielleicht vor einem übertriebenen Eckel an Arzneyen verwahrt, weil sie diesen nie an ihren Eltern, wenn dieselbe Medizin einnahmen, auf eine auffallende Weise bemerkt hatten, und weil sie nie Zeugen ihrer sonderbaren Geberden, und ihres Schimpfens über den Arzt und seine Arzneyen gewesen waren. Vielmehr hörten sie dieselben von Arzneyen immer so

sprechen, wie man von diesen auf eine vernünftige Art sprechen muß, um Kinder über eine Medizin vernünftig urtheilen zu lehren, welche man ohnerachtet ihres öftern unangenehmen Geschmacks und Geruchs doch um des Vortheils willen zur Wiederherstellung der Gesundheit gebrauchen muß.

Es waren mancherley Mittel, deren sich Christine bediente, um ihre kranken Kinder zum Arzneynehmen zu bewegen. Bald stellte sie ihnen, wenn sie dem Arzte folgen würden, die Hofnung einer baldigen Wiedergenesung, bald aber auch, wenn sie sich nicht helfen lassen wollten, die Verlängerung ihrer Leiden und Schmerzen, und anderer schlimmen Folgen vor. Je widriger und übelschmeckender eine Arzney war, desto mehr suchte sie ihre Kinder nicht nur zu einer vernünftigen Selbstüberwindung zu bereden, sondern ihnen auch zu der Ausübung derselben auf verschiedene Art behülflich zu seyn. Es war der vernünftigste Rath, den sie ihnen gab, daß man, wenn man Medizin nehmen müße, dieselbe nicht vorher lange im Glase oder Schächtelchen besehen, und beriechen, sondern daß man sie geschwind aus dem Löffel, in welchen sie geschüttet worden, verschlucken solle. Sie selber machte ein krankes Kind nicht vorher auf die Arzney aufmerksam, die es bald würde einnehmen müßen, sondern, wenn die bestimmte Stunde da-

zu kam, so reichte sie ihm dieselbe, schon seitwärts ausgegossen in den Löffel, oft unerwartet dar, mit der Aufforderung, sie geschwind und ungesäumt zu sich zu nehmen. Bisweilen machte sie auch den Spaß, die Augen zuzuthun, und die Nase zuzuhalten, wenn sie eine Arzney zu sich nähmen: ein Spaß, — der freylich sich nur für Kinder zu schicken scheint, der aber doch nicht zu verwerfen ist, wenn er nur seine Wirkung thut, das heißt, wenn er einen gewissen Eckel vermindert, wie er auch, weil auf denselben Gesicht und Geruch viel Einfluß haben, — durch die verschlossene Werkzeuge dieser Sinne wirklich vermindert werden kann. Wenn ihren Kindern das Arzneynehmen äußerst beschwerlich zu werden schien, so suchte sie dieselbe dazu durch freundliches Zureden, daß sie ihr einen Gefallen erweisen und einen Beweis ihrer Liebe und ihres Gehorsams geben möchten, zu bewegen. Bisweilen machte sie ihnen auch Versprechungen, daß sie ihnen, wenn sie folgsam wären, und fleißig Arzney einnähmen, sobald sie wieder gesund würden, eine Freude machen wolle. Nie aber gab sie ihnen auf eine Arzney nach der Gewohnheit mancher Mütter mehr Angenehmes und Süßes zu schmecken, als man bisweilen Kindern zu geben pflegt, und als es erlaubt seyn möchte, um dem Gaumen und der Zunge einen widrigen Geschmack und eine unangenehme Empfindung zu benehmen. Kindern sie nen zu sagen, Es eine

eine Arzney gewaltthätiger Weise einzuschütten hätte sich Christine eben so wenig erlaubt, als sie es sich erlaubte, mit jener eine Speise oder ein gewöhnliches Getränk zu vermischen: denn sie hatte öfters die Bemerkung gemacht, daß in diesem Falle nicht selten insonderheit kleine Kinder lange nichts mehr essen und trinken wollen.

Neben dem Gebrauche der Arzney hielt Christine ihre Kinder zu einer sorgfältigen Diät an, die sie auch alsdenn dieselben beobachten ließ, wenn sie schon wieder auf dem Wege der Besserung waren: denn sie wußte es, daß man, wenn man krank war, doppelt behutsam im Essen und Trinken seyn müße, um nicht aufs neue zu erkranken, und sich andere Uibel zuzuziehen.

Nur eins von Christinens Kindern starb in seiner frühen Jugend. Unaussprechlich weh that dieser Verlust der zärtlichen Mutter, die, wenn sie auch zwölf und mehr Kinder gehabt, und mit Mühe hätte erziehen müßen, doch ein einziges nur schmerzlich entbehrt hätte. Es wurde ihr schwer, sich zu fassen, sie kam aber doch zur Beruhigung. Da sie ihr Söhnchen, so wie es in den Sarg gelegt wurde, betrachtete, fiel ihr auf einmal der Gedanke an ein Opfer ein, welches sie dem, der ihr dasselbe geschenkt hatte, schuldig wäre; und dieser

Ge-

Gedanke war es, der sie zugleich zu einer gelassenen Ergebung in Gottes Willen stimmte. Wenn sie es gleich aus beklemmter Brust herausſagte, so war es doch die Sprache ihres religiösen Herzens: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! — Was du, o Gott, thust, das sey von mir, wenn ich auch weinen muß, — immer für weise und gut gehalten!“ Je mehr ihr Herz durch den Verlust eines Kindes verwundet wurde, desto fester schloß sich dasselbe an ihre andere Kinder an, die ihr von Gott beym Leben erhalten wurden. Anstatt immer zu jammern und zu klagen suchte sie vielmehr ihren nicht minder betrübten Philipp aufzurichten, und ihm manches Trostwort ins Herz zu sagen, welches er auch um so williger aufnahm, weil es das Wort einer zärtlichen Mutter und Gattin war.

Worauf sah Christine bey der Wahl eines Diensthoten?

Hatte Christine gleich, so lange sie noch keine Kinder hatte, alle ihre häuslichen Geschäfte meistens selbst und allein verrichtet, so war ihr dieses doch in der Folge der Zeit, da sie Mutter wurde, nicht mehr zu thun möglich, und sie sah sich durchaus gezwungen, eine Person in ihre Dienste zu nehmen. Aber eben dieser Entschluß wurde von ihr nicht ohne mancherley Bedenklichkeiten gefaßt. Denn sie wußte es, daß ein guter Diensthote oft nicht anders, als ein gefundener Schatz anzusehen seye. Ihr war der mannigfaltige Verdruß und Schaden, dem man durch böse und nichtswürdige Diensthoten ausgesetzt ist, nicht unbekannt, und es war ihr oft bange, wenn sie an die Klagen dachte, die sie von Herrschaften über ihre Mägde so häufig schon gehört hatte. Indessen

sen beruhigte sie sich doch bisweilen wieder mit dem Gedanken, daß es neben den schlechten auch wieder gute Dienstboten gäbe, und daß auch ihr dieses Glück vielleicht zu Theil werden könne.

Um aber auf dasselbe nicht blindlings rechnen zu dürfen, glaubte sie nothwendig eine kluge und gute Wahl treffen zu müßen, und bey dieser wollen wir es unsern Leserinnen zuerst erzählen, worauf Christine dieselbe gründete, oder was sie bey einem brauchbaren und guten Dienstboten für nothwendige Eigenschaften voraussetzte. Nach ihrer Meynung aber kam es bey einer solchen Person keineswegs nur auf körperliche Größe und Stärke an: denn sie urtheilte sehr vernünftig, wenn sie behauptete, daß große Personen nicht allemal stark seyen und viel Aushaltungskraft besitzen, — und daß man selbst aus der Stärke eines Menschen auf eine unverdrossene und anhaltende Arbeitsamkeit bey weitem nicht schließen könne. — Auch war ihr der Ruhm der Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, in welchem eine Magd stund, noch keine hinlängliche Eigenschaft zu ihrer Empfehlung. Was hilft mich — sagte sie oft, — die Ehrlichkeit eines Menschen, wenn er bey derselben dumm, ungeschickt und träge ist? Was nützt mich seine Gutmüthigkeit, wenn ich ihn zu Geschäften nicht brauchen kann?

kann? — Eben so wenig glaubte sie auch einen Dienstboten um seiner gerühmten Geschicklichkeit willen allein zu ihrer Zufriedenheit mit demselben wählen zu dürfen, weil man bey aller Geschicklichkeit doch nachläßig, untreu, trotzig, boshaft und eigensinnig seyn kann, welches auch nicht selten der Fall bey geschickten Mägden ist, die, weil sie glauben, alles schon zu verstehen, sich durchaus nichts einreden lassen wollen, und oft in hohem Grade unverschämt sind.

Es waren also nicht einzelne Vorzüge und Eigenschaften, auf welche Christine bey der Wahl eines Dienstboten Rücksicht nehmen zu müßen glaubte. Sie wünschte in einer Person, welche sie in ihre Dienste nehmen wollte, mehrere Vorzüge und gute Eigenschaften mit einander vereiniget zu finden, wenigstens solche, ohne welche sich keine gute und brauchbare Magd denken läßt: und zu diesen guten Eigenschaften und Vorzügen rechnete sie z. E. die Gesundheit, im Gegensatz der Schwächlichkeit und Kränklichkeit, — eine gewisse körperliche Stärke, die sich zwar nicht immer durch das Aeußerliche eines Menschen bestimmen läßt, auf deren Mangel man aber doch öfters, und nicht ohne Grund bey dem Anblick solcher Personen schließen möchte, die noch sehr jung, zart gebaut und klein

klein gewachsen sind, — Geschicklichkeit, wenigstens Fähigkeit, Begierde und Bereitwilligkeit, ein Geschäfte zu erlernen, und sich in demselben unverdrossen und mit Aufmerksamkeit und Anstrengung üben zu lassen, — Fleiß und Arbeitslust, — Ehrlichkeit und Treue, und wenn etwas gegen dieselbe einmal schon verfehlt worden ist, Zeugnisse und gegebene Proben einer veränderten Gedenkungs- — und Handlungsart, — Eingezogenheit und Sittsamkeit, und überhaupt ein unbescholtener Wandel. —

Nach solchen Eigenschaften stellte auch Christine die Wahl eines Dienstboten an. Aber wie konnte sie dann, — möchten hier vielleicht manche unserer Leserinnen sagen, — es wissen, ob ein Dienstbote auch wirklich alle die Vorzüge besaß, welche sie von demselben verlangte? Sollte es ihr anders ergangen seyn, als es schon vielen Hausfrauen ergangen ist, die sich bey der Wahl eines Dienstboten betrogen haben und betrogen worden sind? Nein! antworten wir auf diese Frage. Auch unsere Christine wurde wie manche ihrer Mitschwestern vornehmen und geringen Standes öfters bey ihrer Wahl getäuscht. Aber eben diese Täuschungen machten sie immer klüger, vorsichtiger und behutsamer bey ihren Wahlen. Durch die Erfahrung belehrt,

hatte

hatte sie es einsehen lernen, daß man sich auf das, was ein Dienstbote, den man miethen will, von sich selber sagt, oder was er auf gewisse ihm vorgelegte Fragen, seine erforderten Geschicklichkeiten und Tugenden betreffend, antwortet, eben so wenig als auf sein empfehlendes Aeußerliche in Hinsicht einer anscheinenden Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Höflichkeit, Dienstwilligkeit, Gewandtheit und dergl. verlassen dürfe.

Für nicht minder unzuverläßig hielt sie bey der Wahl eines Dienstboten das Zeugniß, welches demselben zu seiner Empfehlung von andern Dienstboten gegeben wurde. Bey Mägden, — sagte sie oft, — möchte ich mich nie oder wenigstens nur äußerst selten wegen der Beschaffenheit eines zu miethenden Dienstbothen erkundigen. Denn nicht nur daß es diese Leute in Ansehung dessen, was die erforderlichen Eigenschaften und Pflichten einer Dienstmagd anbelangt, selber nicht so genau nehmen, so ist es ihnen auch bey einem Zeugniß öfters nichts weniger als um den Vortheil einer Herrschaft, sondern nur um die Dienstbeförderung einer Kamerädin, oder Anverwandtin, oder Landsmännin zu thun, wenn sie es auch von derselben vorher wüßten, daß sie die gehörigen Eigenschaften nicht besitze.

Auch

Auch von dem Nachfragen bey Herrschaften und Hausmüttern, in deren Diensten vorher eine Magd gestanden war, versprach sich Christine nicht viel Nutzen. Denn sie hatte selber die Bemerkung gemacht, daß man auf diesem Wege nicht immer die Wahrheit erfahre. Wenn auch, sprach sie über diesen Punkt einmal mit einer Freundin, — manche Hausfrau billiger denkt, als eine andere, (die, wenn man sich bey ihr nach dem Verhalten eines Dienstboten erkundiget, bey sich selber spricht: „Was hast du mich zu fragen? Ich werde dir keine weitläuftigen Beschreibungen machen! Wähle selber, wie ich gewählt habe, und siehe zu, wie du mit deinem Dienstboten zu rechte kommst!“ und die eben deßwegen auf dergleichen Fragen oft solche Antworten giebt, die, wenn sie auch nicht wirklich der Wahrheit zuwider, doch so beschaffen sind, daß man aus denselben kaum klug werden kann:) so hält sie doch öfters mit offenherzigen Geständnissen zurück. Es ist theils eine gewisse Menschenfurcht, die sie insonderheit bey trotzigen und wilden Dienstboten abhält, mit der Wahrheit herauszugehen, theils eine kluge Vorsichtigkeit, von Vergehungen, die nicht gerichtlich bewiesen werden können, zu schweigen, theils eine gewisse Gutmüthigkeit, einem Menschen durch die Entdeckung seiner Fehler und Vergehungen nicht schädlich zu werden.

Aber

Aber eben darum ist es so schwer, sichere Nachrichten bey einer Herrschaft von einer Person, welche in den Diensten derselben stund, einzuhohlen, und aus diesem Grunde nützt auch öfters alles Nachfragen so viel als nichts: es seye denn, daß dergleichen Nachfragen entweder bey solchen Personen, mit denen man in freundschaftlichen Verbindungen steht, oder durch solche Personen geschehen, die es nicht nur redlich mit uns meynen, sondern die auch Gelegenheit hatten, in einem Hause, nicht bloß um eines gegebenen Auftrages willen, sondern bey dieser und jener Gelegenheit über einen Dienstboten durch gehörte Urtheile über denselben, und durch Selbstbeobachtung Kundschaft einzuziehen. Auf diese Art geschahe es auch gewöhnlich, daß Christine eine Magd, welche sich bey ihr vermiethen wollte, kennen zu lernen suchte, und zwar nach dem Zeugniß mehrerer Personen von ihr. Stimmten diese Zeugnisse in der Hauptsache überein, so wählte sie, oder wählte sie nicht, je nachdem sie von einem Dienstboten Gutes oder Böses gehört hatte. Uibrigens aber wußte siwe ohl, daß man zwischen Fehlern, die verbessert werden können, und zwischen Hauptmängeln und gröberen Vergehungen einen Unterschied machen müße, und diesen machte sie auch bey der Wahl ihrer Dienstboten, ohne sich durch diese und jene Klage ängst-

lich

lich machen zu lassen. Sie verlangte keine ganz Fehler freye Menschen in ihre Dienste zu nehmen: denn sie wußte wohl, daß ein solches Verlangen übertrieben wäre, aber sie wollte es auch in der Hofnung einer möglichen Besserung nie wagen, Personen zu miethen, die im Rufe der Unredlichkeit stunden, oder die brutal waren, oder die einen unzüchtigen Lebenswandel führten, oder die bekannte Säuferinnen, Schwätzerinnen, Lügnerinnen, und Praktikenmacherinnen waren, oder die beynahe alle Vierteljahre ihres Dienstes entlassen wurden.

Etwas

Etwas vom Verhalten Christinens, wenn sie einen Dienstboten miethete.

Ehe Christine einer Person das Versprechen gab, sie in ihre Dienste zu nehmen, hielt sie es für nothwendig, mit derselben ausführlich nicht nur von dem, was sie als Hausfrau von einem Dienstboten erwarte und verlange, sondern auch was dieser von ihr z. E. in Ansehung des Lohns ꝛc. zu erwarten und zu hoffen hätte, zu sprechen. In Betref des ersten Punkts redete sie aber mit solchen Personen nicht nur überhaupt von den nothwendigen Eigenschaften des Fleißes, der Ehrlichkeit und dergleichen, sondern sie machte sie auch mit den in ihrem Hause von einer Magd zu verrichtenden Geschäften und erforderlichen Geschicklichkeiten bekannt. Was diese anbelangte, so erkundigte sie sich also sorgfaltig bey einem Dienstboten, ob er auch dieses und jenes Geschäft verstünde, und gab ihm zugleich

gleich zu verstehen, daß er keinen Vortheil davon hätte, wenn er sie mit der Unwahrheit berichten würde, weil sie ihn bey dem bemerkten Mangel einer erforderlichen Geschicklichkeit in kurzer Zeit wieder seiner Dienste entlassen würde.

So wenig Christine einer sich bey ihr vermiethenden Person die Dienstverrichtungen in ihrem Hause zu schwer machen wollte, so wenig wollte sie ihr auch dieselben zu leicht, oder sie, wie es oft geschieht, glauben machen, daß es bey ihr nicht viele Geschäfte zu verrichten gäbe. Eine Hausfrau, — sagte sie oft, — die dieses thut, handelt nicht recht und klug, und sie giebt ihren Dienstboten in der Folge selber zu Klagen Gelegenheit: denn wenn diese wider ihre Vermuthung und Erwartung und auch vielleicht über ihre Kräfte bey dem Eintritt in den Dienst einer Herrschaft allzu viele und schwere Arbeiten, die sie verrichten sollen, antreffen, so werden sie leicht verdrüßlich gemacht, und um so mehr zum Murren veranlaßt, weil sie ihre Erfahrungen mit den Versicherungen, die man ihnen gegeben hat, im Widerspruche finden. Keinesweges aber können sie sich mit Recht beklagen, wenn ihnen ihre zu verrichtenden Arbeiten und Geschäfte nicht als gering und als unbedeutend angegeben worden, und wenn sie vor der

Annahme eines Dienstes befragt worden sind, ob sie sich zu denselben für gewachsen halten?

Auch in Ansehung anderer Dinge glaubte Christine einem Dienstboten, ehe sie ihn miethete, manche nothwendige Anzeige machen zu müßen, zum Exempel von der Zeit des Aufstehens, — von der Kost, mit der sie sich begnügen lassen müßten, — von der Kleidung, in der sie sich reinlich und ordentlich halten, bey welcher sie aber alles Eitle und Affektirte vermeiden müßten, — vom Umgange mit Mannspersonen, von welchen sie sich um verliebter Bekanntschaften willen, ohne Bräute zu seyn, und ohne gegründete Hofnung es zu werden, nicht besuchen lassen, mit denen sie nicht da und dort Zusammenkünfte halten, und mit welchen sie nicht bald da — bald dorthin spazieren, oder zum Tanze gehen dürften, — von ihrem erforderlichen Verhalten gegen Kinder, (diesen durch ungesittete Reden und unanständiges Betragen kein böses Beyspiel zu geben, sie weder zu plagen, grob und verächtlich zu behandeln, noch zu verzärteln, und sie auf eine solche Art an sich zu ziehen, daß sie die wahre Furcht, Liebe und Achtung gegen ihre Eltern verliehren,) von ihrem Verhalten gegen Gesellen, mit denen sie sich in keinen vertrauten Umgang einlassen sollten, — weiter von ihrem Verhal-

ten

ten gegen Nachbarn und Hausgenoßen, welchen sie freundlich, liebreich und höflich begegnen, mit denen sie sich aber nicht in nähere Bekanntschaften, die leicht zu Schwäzereyen und Verräthereyen Gelegenheit geben können, einzulassen hätten, — und was dergleichen für Dienstboten sehr nothwendige Vorschriften, deren Beobachtung man ihnen äußerst wichtig vorstellen, und von welcher man ihr Beybehalten im Dienst durchaus abhängig machen muß, — mehr sind.

Für nicht minder nothwendig hielt es auch Christine, einen Dienstboten, ehe sie ihn miethete, mit seinen Einkünften in ihrem Hause bekannt zu machen. Sie berechnete es ihm daher voraus, wie viel er ungefähr in ihren Diensten an Lohn, an Trinkgeldern, und an Geschenken z. E. an der heiligen Weihnacht und am Neuenjahr einnehmen möchte. Diese Berechnungen aber stellte sie immer so an, daß sich eine Magd in der Folge wegen ihren Erwartungen nie für getäuscht halten konnte. Sie machte also derselben in Betref ihrer Einnahmen und Einkünfte nie mehr Hofnung, als sie ihr mit Gewißheit machen konnte, und wollte sie lieber weniger als mehr erwarten lassen. Daneben erklärte sie sich auch, doß es von jeher und zwar aus weisen und guten Absichten ihre Gewohnheit gewesen seye, die eingenommenen Gelder

ihrer

ihrer Dienstboten aufzubewahren, und über dieselbe Rechnung zu führen. Davon wollen wir aber unsern Leserinnen in einem der folgenden Kapitel mehr erzählen.

Von der Aufsicht Christinens über ihr Gesinde.

Wer Untergebene hat, der muß auch die Kunst verstehen, dieselbe regieren zu wissen, oder solche Anstalten zu treffen, daß durch sie das geschehe, was durch sie geschehen soll, das heißt: daß sie ihre Pflichten erfüllen. — Um aber dieselbe erfüllen zu können, müßen sie es nothwendig wissen, was ihre Herrschaft von ihnen verlangt, und diese muß es ihnen also sagen, was sie thun und nicht thun sollen. Dieses scheint nun freylich keine schwere Sache zu seyn. Denn was ist, wie man meynen möchte, leichter, als zu befehlen? oder zu sagen: thue das! thue jenes! —

Und doch ist eben diese Kunst zu befehlen, eine der allerschwersten, die nothwendig Verstand, Einsichten, Klugheit und viel Billigkeit — und Gerechtigkeitsliebe voraussetzt. Es kommt bey derselben keineswegs bloß auf die Aeußerung und Bekanntmachung unseres Willens, daß derselbe von andern erfüllt werden soll, sondern hauptsächlich auch darauf an, ob dieser unser Wille vernünftig und billig seye. An der Vernunftmäßigkeit und Billigkeit dieses Willens möchte man aber bey einer Hausfrau oft zweifeln, insonderheit alsdenn, wenn sie einen gegebenen Befehl in kurzer Zeit selber wieder zurücknimmt, oder wenn sie Befehle auf Befehle häuft, so daß man nicht weiß, welchen man zuerst befolgen soll, oder wenn sie einander widersprechende, oder solche Dinge befiehlt, die sich (in Hinsicht auf gewisse Geschäfte und deren Verrichtung mit andern, oder zu einer bestimmten Zeit, oder auf eine vorgeschriebene Art) nicht mit einander vereinigen lassen. In Ansehung solcher Befehle — sagte Christine oft, — dürfe man sich nicht wundern, wenn über dieselbe Dienstboten bisweilen böse werden, und wenn sie sich öfters unzufriedene, spöttische und verächtliche Urtheile erlauben. Sorgfältig suchte sie daher selber dergleichen Fehler einer gebiethenden Hausfrau zu vermeiden, und die Befehle und Aufträge, welche sie ihren Dienstboten gab, immer so einzurichten, daß sich

diese über jene, wenigstens mit Recht, und mit Grund der Wahrheit, nicht beschweren konnten.

„Wenn ich nur das Bewußtseyn habe, — dachte sie bey sich selber, — von meinen Untergebenen nichts Unvernünftiges und Unbilliges verlangt zu haben, so daß ich mich eines gegebenen Befehls selber nicht schämen darf, daß ich die Einwendungen, welche mir gegen dieselbe gemacht werden möchten, gründlich beantworten, und daß ich jeden billigen und vernünftigen Menschen über meine Befehlungsart urtheilen lassen kann: so mag es dann immerhin geschehen, daß Dienstboten, denen aus Trägheit und Nachläßigkeit jede Arbeit zu viel ist, und die aus Eigensinn und Einbildung nur ihrem Willen folgen wollen, über mich räsoniren. Um das Urtheil solcher Menschen bekümmere ich mich nicht. Ich halte mich auch durch dasselbe eben so wenig als durch jede andere verläumderische und lügenhafte Aussage über mich für beschimpft. Mir sey es zu meiner Beruhigung genug, von ihnen nicht mehr verlangt zu haben, als ich mit Recht und Billigkeit verlangen kann; und in diesem Falle muß mein Wille geschehen! —“

Damit aber derselbe geschehen möge, ließ es Christine nicht bey bloßen Aufträgen und Befehlen, welche sie ihren Dienstboten gab, bewenden, sondern sie stell-

te auch fleißige Untersuchungen an, ob sie ihre Pflichten wirklich erfüllten. Sie sahe also öfters nach, ob sie diejenigen Geschäfte, welche ihnen aufgetragen worden waren, und zwar zu der Zeit, in der Ordnung und auf die Art verrichteten, wie sie dieselben verrichten sollten. Nimmermehr glaubte sie es auf die bloße Frage, ob dieses und jenes geschehen seye? bey solchen Personen ankommen lassen zu dürfen, denen die Trägheit, Bequemlichkeit, und der Eigensinn nicht selten so behülflich zum Lügen ist, und am allerwenigsten glaubte sie sich auf die Versicherungen derjenigen verlassen zu können, von denen sie öfters mit Unwahrheiten berichtet worden war.

Wenn ein Dienstbote zu einem Geschäfte noch nicht die gehörige Geschicklichkeit besaß, oder in demselben nicht hinlängliche Uibung hatte, so war sie bey der Verrichtung desselben zugegen. Sie zeigte ihm alsdenn seine zu verbessernde Fehler, sie gab ihm diesen und jenen Kunstvortheil zur leichtern, geschicktern und geschwindern Verrichtung eines Geschäftes an, sie ermunterte den Trägen zur Anstrengung seiner Kräfte, den Langsamen zur Hurtigkeit, den Unaufmerksamen zur Bedachtsamkeit, den Nachläßigen zur Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Ordentlichkeit ꝛc. und lehrte sie durch ihr Beyspiel, wie man arbeiten müße.

Auf alles war Christinens Aufmerksamkeit gerichtet, was die Pflichterfüllung ihrer Dienstboten anbelangte, und nichts konnte ihrem untersuchenden Blicke entgehen, wo hie oder da etwas verdorben, vernachläßiget, unrein gehalten, veruntreut oder entwendet worden war. Ein doppelt wachsames Auge war von ihr auf diejenigen Mägde gerichtet, die sich bey ihr schon in den Verdacht der Unredlichkeit gesetzt hatten. Aber auch auf diejenigen, von denen sie noch nichts Böses zu vermuthen Ursache hatte, glaubte sie aufmerksam seyn zu müßen, weil schon viele Dienstboten dadurch zu manchen Arten der Untreue gegen ihre Herrschaften verleitet worden sind, wenn sie merkten, daß diese leicht zu hintergehen wären. Durch die Aufmerksamkeit, welche Christine auf alles gerichtet seyn ließ, was das Wohl ihres Hauses und das Verhalten ihrer Untergebenen anbelangte, machte sie diese auch behutsam und vorsichtig, weil sie von ihrer Frau genau beobachtet wurden, und nie sicher waren, von ihr überrascht, und wegen einem Vergehen entdeckt zu werden. So wie sie darauf bedacht war, daß ihre Dienstbaten ihre Pflichten gegen sie als Hausfrau gewissenhaft erfüllten, so sehr war sie auch darauf bedacht, daß dieselben ihr eigenes Wohl durch Sorge für ihre Gesundheit, durch Reinlichkeit, Sparsamkeit, Sittlich-

lichkeit und dergl. befördern möchten. Doch davon vielleicht weiter unten noch ein Wort!

Von dem Umgange Christinens mit ihren Dienstboten.

So wie sich Christine gegen Jedermann liebreich und freundlich bezeugte, so war sie es auch gegen ihre Untergebene: denn sie glaubte, gegen diese eben die Pflichten erfüllen zu müßen, welche sie jedem Menschen schuldig wäre. Nach ihrer vernünftigen und christlichen Art zu urtheilen, war es überhaupt weit von ihr entfernt, von einem Menschen verächtlich zu denken, und ihn auf eine beleidigende Art zu behandeln. Ihr war es nicht unbekannt, daß bey Gott zwischen einer Frau und deren Magd kein Ansehen der Person seye, und daß man auch denjenigen, die unter unsern Befehlen stünden, Liebe und eine gewisse Achtung als Mitmenschen und Mitchristen schuldig seye. Da Christine sel-

ber vor ihrer Verheurathung ein Dienstbote war, so wußte sie es auch aus Erfahrung, wie es auf einer Seite einem Untergebenen so wohl thut, wenn er gütig und liebreich behandelt wird, und wie es ihn auf der andern oft so tief kränkt, und auf eine sehr empfindliche Weise aufbringt, wenn man ihm verächtlich und grob begegnet. „Durch Güte und Liebe — sagte sie oft, — kann man nicht selten weit mehr als durch Strenge ausrichten. — Ein freundliches Gesicht macht wieder ein freundliches Gesicht. — Eine sanfte Rede macht sanft. — Ein liebreiches Wort wirkt auf das Herz. — Durch die Art, wie man etwas befiehlt oder verbiethet, kann man einem andern das, was er thun oder nicht thun soll, entweder schwer oder leicht machen. — Auch das Schwerste wird leicht, wenn es mit Liebe befohlen wird, und das Leichte oft durch einen unfreundlichen und heftigen Befehl schwer gemacht. Trift es gleich nicht immer ein, daß gütige und liebreiche Herrschaften auch gute und folgsame Dienstboten haben, so ist es doch auch nicht minder wahr, daß diese oft noch schlimmer, tükischer, boshafter und verstockter sind, wenn sie hart und strenge behandelt werden.“

So lange Christine bey ihren Untergebenen durch gute Worte und sanfte Vorstellungen etwas

ausrichten konnte, so lange regierte sie auch dieselbe nur durch Güte und Liebe. Waren es aber Personen, die sich auf diese Art nicht lenken ließen, und die Güte und Freundlichkeit nur mißbrauchten, so wußte sie mit denselben auch in einem ernsthaften Tone zu reden, ihnen ihre Fehler und Vergehungen nachdrücklich zu verweisen und sie zur Erfüllung ihrer Pflichten gehörig anzuhalten. Keineswegs aber ließ sie sich, selbst im größten Unmuth, zu Schimpfnamen, zu entehrenden Reden, zu übertriebenen Vorwürfen, zu grimmigen Drohungen und wirklichen Gewaltthätigkeiten verleiten. Nichts erlaubte sie sich weniger, als das ewige und immerwährende Zanken und Schelten, wodurch, wenn man auch dazu Veranlassung zu haben glaubt, nie nichts ausgerichtet wird, und wodurch die meisten Menschen nur noch erbitterter, boshafter, verstockter, gleichgültiger gegen Beschimpfungen und niederträchtiger werden.

Sahe Christine, daß sie weder durch Güte noch durch Ernst bey ihren Untergebenen etwas ausrichtete, und daß diese aller Ermahnungen und Warnungen unerachtet unverbesserlich blieben, so hielt sie es für das Beste, denselben unverzüglich den Dienst aufzukünden, anstatt vergebliche Worte an ihnen zu verschwenden, und einen täglichen Ver-

druß

druß zu haben. Dienstboten, welche sie sonst in ihrem Hause gut brauchen konnte, und die ihre Pflichten treu und gewissenhaft erfüllten, glaubte sie manche Fehler übersehen zu müßen; indessen war sie doch durch Zureden und Zurechtweisen auf die Verbesserung derselben bedacht, und nie ließ sie bey einem Untergebenen, wenn derselbe auch sonst viele Vorzüge hatte, den Eigensinn überhandnehmen, und noch weniger gestattete sie demselben um seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit willen etwas, was, (wie z. E. das sogenannte Karessiren, die Neigung zur Eitelkeit, Prachtliebe und dergl.) in keinem Hause, wo Ordnung und gute Aufsicht über das Gesinde herrscht, geduldet werden wird.

So freundlich und liebreich übrigens Christine mit ihren Dienstboten war, so wenig vernachläßigte sie in dem Umgang mit denselben dasjenige Ansehen, welches eine Hausfrau nothwendig behaupten muß. Natürlich also erlaubte sie sich es nie, mit ihnen zu scherzen und zu schäckern, welches bisweilen bey jungen Weibern der Fall ist, und weßwegen sie sich nicht selten bey ihren Mägden um den gehörigen Respekt bringen. Eben so wenig machte sie auch einem Dienstboten zu ihrer Vertrauten, der sie Geheimnisse entdeckte, welche sie zu Geschäften gebrauchte, von denen ihr Mann

nichts

nichts wissen sollte, und welcher sie Klagen über diesen, oder über andere häusliche Angelegenheiten mittheilte. Selbst alsdenn, wenn sie Ursache gehabt hätte, mit ihrem Manne unzufrieden zu seyn, würde sie es doch nie für rathsam gehalten haben, über denselben bey ihren Dienstboten zu klagen, zu schimpfen, und sich lustig zu machen. Sie würde solchen Personen, auf deren Verschwiegenheit man sich ohnehin selten, und am allerwenigsten alsdenn, wenn man mit ihnen uneins wird, und wenn sie ihrer Dienste entlassen werden, — verlassen kann, nie eine Heimlichkeit anvertraut, und sie zu Theilnehmerinnen an Dingen gemacht haben, bey deren Entdeckung sie sich hätte schämen müßen, und deren sie sich auch ohne Entdeckung geschämt hätte.

Auch Christinens Kinder durften sich mit Dienstboten nicht zu vertraut machen, am allerwenigsten die größern und ältern: denn sie wußte es aus mehrern Erfahrungen, daß eine solche Vertraulichkeit und Anhänglichkeit nicht selten zu Plaudereyen, Klagen über Eltern, und zum Betrug derselben, bey welchem Mägde den Töchtern und Töchter den Mägden behülflich sind, ja selber zur Verführung Veranlassung gebe, und Christine hatte Recht. —

Etwas von der Sorge Christinens für das leibliche Wohl ihrer Dienstboten.

Wenn ein Mensch bey den Arbeiten, die er zu verrichten hat, gesund und munter bleiben soll, so muß es ihm auch nicht an einer hinlänglichen Nahrung fehlen, und darum hielt es Christine für eine ihrer ersten Pflichten gegen ihre Dienstboten, denselben die gehörige Kost zu geben. „Wer seine Untergebene Hunger leiden läßt, — sagte sie oft, — der giebt ihnen nicht nur zu den gerechtesten Klagen, sondern auch zu mancherley Betrügereyen und Unredlichkeiten Veranlassung, und dieses ist auch der Fall bey einer schlechten und ungenießbaren Kost. Natürlich können Dienstboten keine Leckerbissen verlangen, sie können es nicht verlangen, mit ihrer Herrschaft, wie man sich auszudrücken pflegt, immer aus einer Schüssel zu essen, sie können es, wenn sie vernünftig denken, unmöglich erwarten, daß man sich in Ansehung des Essens nur

nach ihren Wünschen, ihrem Geschmack und ihren Gelüsten richte, sie können und dürfen, was die Kost anbelangt, überhaupt der Herrschaft keine Vorschriften geben: — aber diese hat doch ein Gesetz, nach welchem sie sich bey der Verkostung ihrer Untergebenen richten muß, und nach diesem Gesetze ist es höchst unbillig, ihnen entweder zu wenig zu essen, oder solche Speisen zu geben, die nicht hinlänglich nähren, oder die schon verdorben, oder die nicht genug gekocht, und ungenießbar zubereitet sind.

Nach Christinens Art zu denken, sollten sich auch ihre Dienstboten mit Vergnügen an den Tisch setzen, und sie hatte Recht, wenn sie behauptete, daß zu einer vergnügten und gedeihlichen Mahlzeit keineswegs allemal etwas Gesottenes und Gebratenes, wie z. E. Fleisch erfordert werde, sondern daß auch ein anderes und geringeres Gericht, wenn es nur gut zubereitet ist, wohl schmecken könne.

Wenn sie die Bemerkung gemacht hatte, daß eine Magd diese oder jene Speise, ohne eben dieselbe zu verachten, theils aus einer gewissen unüberwindlichen Abneigung vor derselben, theils um auf den Genuß derselben gefühlter Beschwerlichkeiten willen nicht genießen wollte und konnte, so

war

war sie keineswegs so eigensinnig, und noch weniger so boshaft, ihr doch dieselbe vorzusetzen. „Ich kann, — sagte sie in solchen Fällen, — einen Menschen unmöglich zwingen, etwas zu essen, was ihm durchaus zuwider und was ihm schädlich ist, und noch weniger möchte ich dazu eine solche Person zwingen, die sich sonst mit jeder auch geringen Speise begnügen läßt, und nichts weniger als leckerhaft ist. Mag immerhin manche Hausfrau sagen, „das bekümmert mich nicht, ob mein Dienstbote dieses oder jenes essen oder nicht essen kann, wenn ich ihm nur zu essen gebe, so habe ich genug gethan! — — ich denke nicht so: denn was hilft meiner Magd das ihr vorgesetzte Essen, wenn sie dasselbe nicht genießen kann? Wozu soll ihr auch eine an und vor sich gute und selbst köstliche Speise dienen, wenn sie vor derselben eine Abneigung hat? Muß sie nicht verdrüßlich werden, wenn sie sich hungrig zu Tische setzt und hungrig wieder aufstehen muß? Muß sie nicht glauben, von ihrer Frau geneckt zu werden, wenn ihr diese etwas wider ihre Natur, und zu ihrem Schaden aufdringen will? Ein anderes ist es, wenn der Geschmack eines Menschen leckerhaft, und wenn ihm bald dieses, bald jenes nicht gut genug ist: ein anderes, wenn er nur vor gewissen, und zwar wenigen Speisen eine Abneigung bezeugt, und in diesem Falle

kann man ja für ihn, insonderheit wenn er nicht oft vorkommt, ein anderes Gericht zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zu seiner Zufriedenheit zu recht machen! —

Auch dafür war Christine sehr besorgt, daß ihre Untergebenen in Ansehung des Essens keinen Mangel leiden möchten. Sie gab ihnen daher immer solche Portionen, von welchen sie überzeugt seyn konnte, daß dieselben bey einem nicht unersättlichen und über alle Maaße gefräßigen Menschen zur Stillung des Hunger, und zur Befriedigung des Appetits hinlänglich wären. Auf solche Personen, denen, man mag ihnen geben, was und wie viel man will, doch nichts genug zu seyn scheint, und deren Begierlichkeit und Eßlust durchaus keine Gränzen hat, glaubte sie in Ansehung ihrer übertriebenen Wünsche und Forderungen freylich keine Rücksicht nehmen zu können und zu müßen: indessen that sie bey denselben bisweilen doch etwas übriges, das heißt, sie gab ihnen noch mehr zu essen, als sie sonst und gewöhnlich andern Dienstboten zu geben pflegte.

Es war auch ein eigener Kunstgrif, dessen sie sich in Rücksicht solcher Personen, an welchen sie, wenn sie in ihre Dienste kamen, einen ungewöhnlichen

lichen und übergroßen Hunger und Appetit bemerkt hatte, öfters und zwar nicht ohne guten Erfolg bedient hatte; nämlich der: daß sie ihnen gleich am Anfange ihrer Dienstzeit viel zu essen gab, in der Absicht, ihren Hunger, den sie vielleicht vorher nicht genug befriedigen konnten, auf eine solche Art zu stillen, daß demselben nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Dieser Versuch Christinens gründet sich auch auf eine sehr richtige Bemerkung, die man öfters machen kann, daß nämlich Menschen, die sich eine Zeitlang nicht recht satt essen konnten, immer unersättlicher werden, — daß man bey einem kleinen Vorrath noch mehr Hunger fühlt, als man vielleicht bey einem größern, der unsere Wünsche übertrift, fühlen würde, — und daß man, wenn man wo nicht Uiberfluß hat, doch keinen Mangel befürchten darf, weit genügsamer und ersättlicher ist. Von dieser Bemerkung machte Christine auch manchen andern Gebrauch, z. E. in Ansehung des Brodes, welches ihre Dienstboten ungescheut nehmen durften, und welches sie ihnen, wie es manche Herrschaften thun, keineswegs versperrte, oder wegen welchem sie ihnen, wenn sie zu tief in dasselbe hineinschnitten, Vorwürfe machte. Ich weiß gewiß, — sagte sie oft, — daß, wenn meine Mägde nicht den freyen Gebrauch des Brodes hätten, sie viel unersättlicher und begierlicher und vielleicht

auch

auch betrügerischer wären, und Christine hatte nicht Unrecht indem sie so urtheilte. —

Bey einer hinlänglichen und gesunden Kost, so wie bey einem billigen Lohn, den Christine ihren Dienstboten gab, konnte sie es auch von diesen mit Recht verlangen, daß sie ihre Kräfte anstrengten, und ihre Geschäfte unermüdet verrichteten. In ihrem Hause durfte es keine müßigen Hände geben. Frühe mußte man anfangen zu arbeiten, und nicht eher wurde Feyerabend gemacht, als bis das geschehen war, was geschehen sollte. Uiber eine solche Einrichtung der Dinge, wie sie in Christinens Haushaltang zur Beförderung des Fleißes und des durch denselben beabsichteten Wohlstandes üblich war, kann sich auch kein Dienstbote mit Recht beschweren, und durch nichts würde er sich mehr beschämen, als wenn er über die Arbeit klagen würde. Denn worinn besteht sein Beruf, als in der Arbeit, oder in der Verrichtung derjenigen Geschäfte, die ihm aufgetragen werden, und für die er Kost und Lohn erhält? Durch Arbeitsamkeit und Thätigkeit schadet sich gewiß kein Mensch an seiner Gesundheit, ja vielmehr gewinnt diese durch jene, und darum sind Dienstboten oft viel gesünder als andere Personen, die weniger als sie zu thun haben. Ein anderes ist es, wenn man mit Arbeiten so überhäuft wird, daß sie über un-

sere Kräften gehen, daß man bey aller Anstrengung mit denselben doch nicht fertig werden kann, daß man kaum eine Zeit zum Essen findet, daß man ohnerachtet des frühen Aufstehens sich doch erst spät zur Ruhe niederlegen kann, daß einem nie ein Erhohlungsstündchen und ein Tag oder Nachmittag des Vergnügens und einer wohlthätigen Zerstreuung und Aufheiterung zu Theil wird, oder wenn man bey Geschäften zu oft und zu lange einer schädlichen Witterung ausgesezt ist. Bey einer solchen Art zu arbeiten kann freylich die Gesundheit und der frohe Muth eines Menschen schaden leiden, und eben deßwegen sollten Herrschaften gegen ihre Dienstboten nach dem Beyspiel Christinens oft gerechter und billiger handeln. Diese hielt ihre Untergebene zwar fleißig zur Arbeit an, aber sie verlangte auch nicht mehr von ihnen, als sie bey den schon gegebenen Proben ihrer unverdrossenen Thätigkeit leisten konnten; denn sie wußte es wohl, daß man nur mit zwey Händen arbeiten könne. Sie wollte, daß ihre Dienstboten schon frühe ihre Geschäfte anfiengen, aber sie ließ sie auch nicht bis in die Nacht hinein sich abarbeiten. Sie gewöhnte sie an eine unverdrossene und hurtige Verrichtung ihrer Arbeiten, aber sie vergönnte ihnen auch ein ruhiges Eßstündchen, und einen lastfreyen Abend, wenn sie mit ihren Geschäften fertig worden waren. Sie suchte den Schwächern, aber

sonst

sonst fleißigen, so viel wie möglich, zu schonen. Um desselben willen war sie auch immer bemüht, beschwerlichere Arbeiten so zu vertheilen, daß dieselbe nicht zu geschwind und unausgesetzt auf einander folgten. Wenn ein Geschäfte, oder ein Ausgang nicht unumgänglich nothwendig war, und durchaus nicht aufgeschoben werden konnte, so wollte sie ihre Dienstboten nicht ohne dringende Noth einer schädlichen und beschwerlichen Witterung aussetzen. Es waren manche gute Vorschriften, welche sie denselben gab, um sie vor Schaden in Ansehung ihrer Gesundheit zu verwahren. Mit aller Sorgfalt nahm sie sich ihrer an, wenn sie unpäßlich waren Sie ließ ihnen die gehörige Ruhe, wennn sie kraftlos waren, sie rieth ihnen nach Beschaffenheit ihrer Umstände ein Mittel an, welches ihr und andern in einer ähnlichen Lage gute Dienste geleistet hätte, und bey heftigern und bedenklichern Krankheitsanfällen ließ sie auf ihre eigene Kosten den Arzt hohlen, neben dessen Vorschriften und deren Befolgung sie es an nichts ermangeln ließ, des Patienten nicht nur sorgfältig zu pflegen und zu warten, sondern auch demselben bey seiner Wiedergenesung nicht durch zu früh aufgelegte Arbeiten und Anstrengungen, und durch eine untaugliche Kost schädlich zu werden.

Auch dadurch glaubte Christine für das Wohl ihrer Dienstboten sorgen zu müßen, daß sie dieselben

ben in Hinsicht ihrer eigenen Einnahmen und Ausgaben zur Sparsamkeit anzuleiten und anzugewöhnen suchte. Sie stellte ihnen daher öfters vor, wie gut ihnen ein erspartes Geldchen zu seiner Zeit, wenn sie z. E. einmal verheirathet würden, zu statten käme, und wie thöricht sie handeln würden, wenn sie alle ihre Einnahmen nur auf Kleider, und insonderheit auf den sogenannten Flitterstaat verwenden wollten. Es setzte manchen Verweis ab, den sie ihnen gab, wenn sie ihre Kleider nicht schonten, wenn sie die bessern derselben in jeder, auch der schmutzigsten Witterung trugen, und sie bey der Verrichtung solcher Geschäfte, bey welchen man sich leicht besudeln kann, nicht ausziehen wollten, wenn sie ihre Sonntagskleider, anstatt sie in einem Schranke aufzubewahren, in eine Ecke hinwarfen, und sie an den nächsten besten Nagel hinhängten, oder wenn sie es bey irgend einem schadhaft gewordenen Kleidungsstück so weit kommen ließen, daß dasselbe kaum mehr ausgebessert werden konnte. „Schonet eure Kleider — sagte sie oft zu ihnen, — so könnet ihr sie noch einmal so lange tragen, und manchen Gulden und Thaler für die Anschaffung neuer ersparen.“ Ohne Christinens Einwilligung durfte sich kein Dienstbote ein neues Kleidungsstück machen lassen. Sie wollte es erst untersuchen, ob dasselbe nothwendig seye, und in diesem Falle machte sie nicht nur keine Ein-

wendungen, sondern sie war ihren Mägden auch hiebey durch manchen guten Rath, die Beschaffenheit, Dauerhaftigkeit, Farben, den Schnitt, Einkauf und die Verfertigung eines Kleidungsstückes ꝛc. betreffend behülflich. Im gegenseitigen Falle aber suchte sie sie von ihren Gedanken durch die gehörigen Vorstellungen abzubringen, daß sie z. E. für ein nicht durchaus unentbehrliches Kleidungsstück nicht so und so viel Geld, insonderheit alsdenn, wenn sie an diesem keinen großen Vorrath hatten, ausgeben sollten. In keinem Falle aber gab sie es zu, daß ihre Dienstboten all ihr eingenommenes Geld nur auf Kleider verwendeten, und noch weniger, daß sie sich über ihre Einkünfte und über ihren Stand kleideten. Sie hielt die Eitelkeit und Hoffart, zu welcher sich Dienstboten, verführt durch die Beyspiele anderer, immer mehr hinneigen, nicht nur in Ansehung ihrer selbst, sondern auch ihrer Herrschaften für höchst schädlich und tadelnswerth. „Diese — sagte sie oft, — dürften es nur nicht dulden, daß ihre Untergebene so viel Aufwand in Kleidern machten, und dann bliebe denselben keine freye Hand übrig, zu thun, was sie wollten. Wer ist in vielen Rücksichten daran Schuld, wenn ein Dienstbote durch Eitelkeit und Verschwendung in der Kleidung ~~mehr~~ ausschweift, als manche Hausfrau selber? Wer ist zum theil Schuld,

als sie, wenn ihre Untergebene, weil deren Einnahmen zu ihren Ausgaben nicht hinreichen, oft selbst bey guten Einkünften unzufrieden werden? wenn ihnen weder Lohn, noch andere Einkünfte durch Trinkgelder, Geschenke von der Herrschaft zu gewissen Zeiten und dergl. genug zu seyn scheinen? Wer kann dergleichen Personen, die eitel und kleidersüchtig sind, reichlich genug bezahlen und beschenken? Wer meynt es gut mit seinen Untergebenen, wenn er diesen alles erlaubt, was ihnen ihr eitler und hoffärtiger Sinn eingiebt? Welche Magd muß oft nicht selber ihre Thorheit einsehen, in welcher sie von ihrer Frau nicht eingeschränkt worden ist, wenn sie bey einer guten Gelegenheit zu heirathen, einem Mann keinen Gulden als Eigenthum zusichern, und wenn sie ihm alle ihre Haabe und ihr ganzes Gut nur im Kleiderschrank vorweisen kann, in welchem er aber vielleicht nicht einmal eine hinlängliche Wäsche finden würde, und vielleicht auch manchen noch nicht bezahlten Schneiders — und Schustersconto antreffen könnte?" —

Viel besser als manche Hrrschaften sorgte also Christine für das Wohl ihrer Dienstboten, indem sie ihre Ausgaben so viel wie möglich, insonderheit für einen unnöthigen und überflüßigen Kleideraufwand einschränkte, und ihnen Geld zu erspa-

ren suchte. Ohne ihnen jeden Groschen, den sie z. E. als Trinkgeld eingenommen hatten, abzufordern, und ihnen durchaus kein Geld unter den Händen zu lassen, überließ sie ihnen auch keineswegs ihre größern Einnahmen zu freyem Gebrauch und zu beliebiger Anwendung. Sie mußten ihr dieselben zum Aufbewahren hergeben, weßwegen sie sich eine besondere Büchse angeschaft hatte, in welche sie die Gelder ihrer Mägde mit den nothwendigen Berechnungen ihrer Einnahmen und Ausgaben legte, von welcher sie ihnen den Schlüssel übergab. Schien diese Einrichtung gleich manchem Dienstboten nicht ganz recht zu seyn, weil er sich durch dieselbe in der ~~würklichen~~ willkührlichen und oft eigensinnigen Anwendung seines Geldes eingeschränkt sahe, so lernte er es doch zuletzt begreifen, daß es bey derselben gut mit ihm gemeynt war, und manche Magd lächelte am Ende eines Jahres vergnügt, wenn ihr Christine ihr Erspartes zeigte, oder wenn sie ihr in einigen Jahren sagte, daß sie nun ein kleines Kapitälchen anlegen könnte. Sehr zufrieden waren auch allemal diejenige Mägde Christinens, die, wenn sie Bräute wurden, in ihrem Ersparten nun einen Fond hatten, aus welchem sie wenigstens ihre nothwendigen Ausgaben bestreiten konnten. Herzlich dankten sie dann ihrer Frau, daß sie so mütterlich für sie gesorgt habe, und wünsch-

ten ihr dafür Segen. Viel solcher Segenswünsche und aufrichtigen Danksagungen erndete Christine von manchen ihrer Dienstboten auch darum ein, weil sie denselben bald auf diese, bald auf jene Art, bald durch einen guten Rath, bald durch wohlgemeynte Aufsicht über sie, bald durch Verbesserung ihrer Sitten, bald durch Anweisungen in nützlichen Geschäften, bald durch Abhaltungen vor gewissen ihnen nicht vortheilhaften Verheirathungen, bald durch Empfehlungen an solche Herrschaften, wo sie reichlichere Einkünfte als bey ihr hatten, behülflich und nützlich geworden war.

Etwas

Etwas von der Sorge Christinens für das geistliche Wohl ihrer Dienstboten.

Es trift zwar nicht immer ein, daß fromme Herrschaften auch fromme Dienstboten haben; aber so viel ist doch gewiß, daß auf eine Herrschaft in Ansehung einer guten und christlichen Gesinnungs — und Gedenkungsart ihrer Untergebenen viel ankomme. In einem Hause, wo es leichtsinnig zugeht, wird auch nicht selten der Dienstbote leichtsinnig, und, weil er nicht viel Gutes sieht und hört, noch leichtsinniger, als er vielleicht schon vorher war. Je weniger man sich, wenn er nur seine Geschäfte ordentlich verrichtet, — um seine Gesinnungen und seinen Lebenswandel bekümmert, desto sorgloser ist er meistens selber in Ansehung dessen, was Tugend und Religion von ihm fordern. Nicht selten kommt er auch im Guten immer weiter zu rück, je mehr es ihm an der nothwendigen Auf

ficht über sein Verhalten, und an guten Lehren, Ermahnungen, Warnungen, Beyspielen, und an alle dem fehlt, woran es Herrschaften nie fehlen lassen sollten. Denn auch das gehört mit zu den Pflichten, welche sie gegen ihre Untergebene zu beobachten haben, daß sie sich die Tugend und Frömmigkeit derselben angelegen seyn lassen. Uiberzeugt von dieser Pflicht suchte auch Christine derselben gemäß zu handeln, und nach ihrer altchristlichen aber guten Gedenkungsart glaubte sie in Hinsicht derselben einst vor Gott verantwortlich zu seyn. Um sich nun aber deßhalb keine schwere Verantwortung zuzuziehen, ließ sie es an nichts ermangeln, was eine fromme und christliche Gedenkungs — und Verhaltungsart bey ihren Dienstboten befördern könnte. Es war ein untadelhaftes Beyspiel, mit welchem sie ihnen als eine gute Christin vorgieng, und durch welches sie sich diejenige Achtung zu erwerben suchte, welche man nur dem wahrhaft Frommen schenken kann, und ohne welche auch die besten Ermahnungen und Lehren meistens keinen grossen Eindruck machen. Sie führte manches fromme Gespräch, wenn sie zu demselben eine schickliche Veranlassung fand, mit ihren Untergebenen, um dadurch einen christlichen Sinn zu nähren. Anstatt mit ihnen, wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllt hatten, nur zu zanken und sie zu beschimpfen, machte

sie

sie ihnen solche Vorstellungen, durch welche sie zur Einsicht ihres Unrechts, zur Reue, und zum Vorsatz der Besserung gebracht werden möchten. Sie stellte sie, wenn sie etwas Böses von ihnen gehört hatte, ernsthaft und liebreich zur Rede, sie warnte sie, wie eine Mutter ihre Kinder warnt, wenn sie an ihnen eine leichtsinnige und unchristliche Gedenkungsart bemerkte, und drohte ihnen, im Falle, wenn sie sich nicht bessern würden, entweder mit Entlassung aus ihrem Dienste, oder mit einer Anzeige ihres sträflichen Verhaltens bey ihren Eltern, Anverwandten, oder ihrem Beichtvater. Sobald eine Magd in ihre Dienste trat, erkundigte sie sich bey derselben nach ihrem Seelsorger, weil sie wohl wußte, daß es mit der Wahl desselben und also auch mit dem Beicht — und Abendmahlgehen manche Dienstboten, insonderheit diejenige, welche von dem Lande, oder einem entfernten Orte in die Stadt kommen, oft lange anstehen lassen. Bey dieser Nachläßigkeit glaubte aber Christine keineswegs gleichgültig bleiben zu dürfen. Eben so wenig war sie dabey gleichgültig, ob und wie oft ihre Dienstboten zum heiligen Abendmal giengen, und wenn dieses eine Zeitlang nicht geschehen war, so erinnerte sie dieselbe an ihre Christenpflicht, und ermunterte sie zur Erfüllung derselben mit manchen beygefügten guten Ermahnungen. Sie hielt sie

auch fleißig, insonderheit an den Sonntagen zum Kirchenbesuche an, und gab sehr genau darauf acht, ob sie auch wirklich in die Predigt oder Kinderlehre giengen, anstatt nach der Gewohnheit leichtsinniger und lüderlicher Dienstboten anderswohin zu gehen. Sie fragte sie, wenn sie nach Hause kamen, nach dem Prediger und nach dem Inhalt der Predigt, und trug durch solche Fragen gewiß oft manches zu ihrer Aufmerksamkeit in der Kirche bey.

In Christinens Hause wurde es für keine Last gehalten, in die Kirche zu gehen, und darum fanden auch ihre Untergebene keine Veranlassung, sich zu beschweren, daß sie allein in die Kirche gehen müßten. Nie hörten sie von ihrer Herrschaft über einen Prediger verächtlich urtheilen, oder vom Kirchengehen und der Religion geringschätzend sprechen, und darum dachten und redeten sie auch von Religionsdienern und dem öffentlichen Gottesdienste nicht so verächtlich und geringfügig, wie manche Personen verführt durch das Urtheil und Beyspiel anderer davon zu denken und zu reden pflegen. Da dem Dienstboten während seiner wöchentlichen Arbeiten wenig, oder gar keine Zeit zum Unterricht in der Religion, der ohnehin bey vielen äußerst unvollkommen ist, und zu einer christlichen Erbauung durch

erneuerte, vermehrte und befestigte Religionskenntnisse und Empfindungen übrig bleibt: so hielt es Christine um so mehr für Pflicht, ihre Untergebene von dem Besuche der Predigten an dem Sonntage einen heilsamen Gebrauch machen zu lassen. „Wie können, — sagte sie oft, — Herrschaften gute, christlichdenkende und handelnde Dienstboten erwarten, wenn sie für ihr Christenthum nicht besorgt sind? Müßen solche Leute nicht nothwendig verdorben werden, und verwildern, wenn es ihrem Geist und Herzen an der nothwendigen und gehörigen Nahrung fehlt?“

Auch bey dem Morgen und Abendgebet mußten Christinens Mägde gegenwärtig seyn, so wie nicht weniger, wenn Philipp an Sonn — und Festtagen mit den Seinigen ein geistliches Lied sang, oder ihnen Etwas aus der Bibel, oder sonst aus einem Erbauungsbuche vorlas. Es wurde ihnen auch von ihrer Herrschaft z. E. an Weihnachten bisweilen ein gutes und nützliches Buch zum Geschenke gemacht, welches sie als ein Geschenk um so lieber lasen, und aus welchem sie vielleicht nach vielen Jahren noch manchen Nutzen zogen. Genug, Christine ließ es an nichts fehlen, das geistliche Wohl ihrer Dienstboten auf alle Art zu befördern, und wenn ihre Bemühungen auch an manchen umsonst

sonst zu seyn schienen, so waren sie doch an an-
dern nicht vergeblich. Es war eine große Freude,
die ihr öfters zu Theil wurde, wenn sie sahe, daß
ihre Untergebene christlich dachten und handelten,
— und ein großer Trost, auf ihrer Seite wenig-
stens alles gethan zu haben, was sie thun konnte,
um Tugend zu befördern, und Leichtsinn und Laster
zu verhindern.

Dritter Abschnitt,
oder
Anhang.

Christinens häusliches Leben in der zweyten Ehe und ihr Tod.

Philipps Krankheit und Tod.

Philipp war noch in den schönsten Jahren des männlichen Alters, als er zu kränkeln anfieng. Sein Arzt und seine Freunde vermutheten nicht ohne Grund, daß ein schleichendes Fieber an seinem Leben nage. Indessen schmeichelte sich Christine doch immer noch mit der Hofnung seiner Wiedergenesung. Viele hundert Seufzer wurden wegen derselben von ihr gen Himmel geschickt. Oft versammelte sie ihre Kinder in einer Kammer, ließ sie

auf

auf ihre Knie niederfallen, und sagte zu ihnen, daß sie doch recht inbrünstig für das Leben ihres Vaters flehen sollten. Daneben ließ sie es auch an nichts fehlen, was die Sorgfalt und Zärtlichkeit für einen geliebten Kranken thun kann und soll. Ohne die Unkosten, welche Philipps Krankheit schon verursacht hatte, mit einer unzärtlichen Genauigkeit zu berechnen, und in seiner Gegenwart, oder bey andern über die vielen Ausgaben für den Arzt und Apotheker zu klagen, sagte sie vielmehr oft, daß sie bereit wäre, alles fur ihren Mann aufzuopfern, wenn er nur wieder gesund würde. Wenn er bisweilen des Arzneynehmens müde werden wollte, so redete sie ihm aufs liebreichste zu, sich nicht nur um seiner selbst, sondern auch um ihrer und ihrer Kinder willen, denen an seiner Wiedergenesung so viel gelegen seye, Gewalt anzuthun. Uibrigens aber suchte sie ihn keineswegs zu einem immerwährenden Mediziniren, insonderheit alsdenn, wenn dieses der Arzt selber nicht für gut und nöthig hielt, zu bewegen, und noch weniger ermunterte sie ihn auf das Anrathen und die Empfehlung von Nichtärzten bald dieses, bald jenes Mittel zu probiren. Mit aller Sorgfalt war sie darauf bedacht, ihm, weil er ohnehin nicht viel Appetit hatte, ein Lieblingsgerichte zuzubereiten, aber eben so sorgfältig hütete sie sich, ihm eine

Spei-

nach

Speise vorzusetzen, die für ihn der Beschaffenheit seiner Gesundheitsumstände nicht tauglich seyn möchte. Doppelt sorgfältig war sie, wenn sie für ihren kranken Mann ein Essen zubereitete, daß dasselbe zu seinem Verdruße nicht auf diese oder jene Art verdorben, oder durch zu vieles Würzen, und mit Fett schmelzen für ihn schädlich gemacht würde. Sie glaubte es durch Zureden nicht erzwingen zu müßen, daß er essen sollte, wenn er zum Essen durchaus keine Lust hatte, weil in diesem Falle ein Kranker nicht selten unwillig gemacht wird, und weil sich überhaupt die Eßlust nicht erzwingen läßt: aber so viel erlaubte sie sich doch bisweilen, ihn zu bitten, eine Speise wenigstens zu kosten, und von derselben, damit er nicht zu sehr von Kräften käme, etwas zu genießen. Sie kochte ihm weder zu viel, noch zu wenig. Nicht zu wenig, — damit er nicht verdrüßlich werden möchte, wenn er noch etwas mehr zu essen Lust und Appetit gehabt hätte. Nicht zu viel, — damit er, wie dieses oft der Fall bey Kranken ist, nicht schon an dem Uiberfluß einen gewissen Eckel empfinden, und damit er nicht vielleicht etwas mehr essen möchte, als ihm dienlich wäre. Schien es, als ob er eine Speise gerne äße, so wollte sie ihn zwar nicht allemal gerade ermahnen, abzubrechen, aber sie wollte ihn auch nie auffordern, viel zu essen, weil die Eßlust eines Kranken und eine gute Verdauung nicht im-

mer

mer mit einander in Verbindung stehen. So wie Christine in ihrer Küche und Speisekammer immer etwas in Bereitschaft hielt, um ihrem Manne, wenn er Lust haben sollte, etwas zu genießen, (weil die Eßlust eines Kranken oft bald wieder vergeht:) sogleich aufwarten zu können, so war sie auch immer, so viel es möglich gemacht werden konnte, auf eine gewisse Abwechslung der Speisen bedacht, weil man durch diese oft allein einem schlechten Appetit zu Hülfe kommen kann.

Nicht immer haben es Kranke gerne, wenn man beständig um sie ist, und sie gleichsam bewacht; (obgleich dieses in manchen Krankheiten durchaus nothwendig ist.) Sie sind oft lieber auf eine Zeitlang allein, und finden im Alleinseyn manche Erleichterung. Selbst Personen, die ihnen äußerst theuer und werth sind, wünschen sie bisweilen wenigstens auf eine gewisse Zeit von sich weg. Wer dergleichen Bemerkungen an einem Kranken macht, thut also wohl, wenn er sich von demselben bisweilen entfernt: und dieses that auch Christine, sobald sie merkte, daß ihr Philipp gerne allein wäre, und noch mehr, wenn er ihr sagte, daß sie sich an ihren Geschäften nicht abhalten lassen solle. Nie aber blieb sie so lange aus, daß ihr Man über sie hätte ungeduldig werden können. Sie suchte ihm in seinen kranken Tagen die Zeit so viel wie möglich zu

vertreiben, aber sie wollte ihm auch durch zu vieles Reden, welches manchem Patienten oft äußerst beschwerlich ist, nicht lästig fallen. Sie vermied es sorgfältig mit ihm zu laut und auf eine für seinen schwachen und reizbaren Körper anstrengende Art zu reden. Sie war für seine nothwendige Ruhe auch dadurch bedacht, daß die Kinder in seiner Krankenstube keinen Lärm machen, daß sie die Thüren nicht mit großem Geräusche auf — und zumachen durften, und daß sie dieselben zu der Zeit, wenn ihr Vater ausruhen und schlafen wollte, sich auf eine Zeitlang wenigstens entfernen ließ. Uiberhaupt suchte sie, so viel es möglich war, alles zu vermeiden, was ihrem Philipp den mindesten Verdruß und Kummer hätte verursachen, und was ihn auf irgend eine Art hätte alteriren können.

Ein so zärtliches Weib, als Christine war, konnte sich freylich nicht enthalten, ihren Mann bisweilen zu fragen, ob er sich nicht etwas besser und leichter fühle? ꝛc. aber nie wiederhohlte sie diese Fragen zu oft, weil durch dieselbe nicht selten Kranke, insonderheit alsdenn, wenn sie keine erwünschte Antwort geben können, verdrüßlich und traurig werden: — und noch weniger machte sie ihn dadurch, wie es oft zu geschehen pflegt, ängstlich, daß sie ihm ihre Verwunderung über seine blaße Gesichtsfarbe, über seine Abzehrung und

dergl. zu erkennen gab, oder daß sie ihn mit einer Wehmuth, die leicht von ihm bemerkt werden konnte, betrachtete. War es ihr gleich selber um ihren Philipp so bange um die Seele, daß sie hätte weinen mögen, so suchte sie doch ihren geheimen Gram so viel als möglich vor ihm zu verbergen. Unermüdet war sie, ihm seine Leiden auf alle Art zu erleichtern, und keine Beschwerlichkeit war ihr zu groß, welche sie nicht durch Liebe, durch Pflichtgefühl, und durch die Hofnung, daß ihre Pflege und Sorgfalt auf die Wiedergenesung ihres Philipps einen erwünschten Einfluß haben möchte, überwunden hätte. Aber ihre Hofnungen wurden leider nicht erfüllt. Philipp wurde immer schwächer und starb noch früher, als man es vermuthet hätte. Die Trauer und Betrübniß seines liebenden Weibes kann sich Jeder leicht vorstellen. Sie konnte kaum seiner Leiche bey deren Beerdigung folgen, aber sie folgte ihr doch, wiewohl mit blutigen Thränen. — Nur ihr fester Glaube an Gott und ihre stille Hingebung in seinen Willen bewahrte sie vor einer gänzlichen Trostlosigkeit. Einige Tage nach seinem Tode fand sie in dem Pulte ihres Mannes den Ring, welchen sie ihm mit dem Zeichen der Hofnung und des Kreuzes als Braut zum Geschenke gemacht hatte, in einem etwas großen Papier eingewickelt, auf welches er seinen Abschied von ihr durch Danksagungen für ihre Liebe,

durch Ermunterungen zur Geduld und Unterwerfung unter Gottes Fügungen, und durch Segenswünsche über sie und seine Kinder geschrieben hatte. Häufiger, als je, flossen ihre Thränen wieder, da sie dieses Papier las, aber dasselbe trug auch viel zu ihrer und ihrer Kinder Beruhigung bey.

Christinen wird ein Heirathsantrag gemacht. Sie verlobt sich mit Leonharden.

Es ist nicht selten ein zu voreiliges Gelübde, welches manche Weiber nach dem Tode ihrer Männer thun, „daß sie nämlich nicht mehr heirathen würden.“ Uibrigens macht dasselbe ihrem Herzen doch weit mehr Ehre, als das oft so frühe Vergessen des Verlustes eines Gatten, und das Bemühen, denselben je eher, je lieber ersetzt zu sehen. Was kann man auch von der Liebe, die ein Weib zu ihrem verstorbenen Manne hatte, denken, wenn sie sich zu einer Zeit schon wieder mit Heirathsgedanken beschäftiget, wo man ihren Trennungsschmerz noch für ganz neu halten sollte? Aber dieses ist kein seltener Fall. Mancher Mann liegt oft kaum einen Monat im Grabe, und — sein Weib ist entweder schon mit einem andern versprochen, oder sie wünscht sich je eher, je lieber zu

ver-

versprechen, und ist eben so eilfertig, Anträge machen zu lassen, als dieselben anzunehmen.

Nicht so bald und geschwind wie manche Gattinnen ihre Männer konnte Christine ihren Philipp vergessen, und eben deßwegen wies sie manchen Antrag, der ihr schon in den ersten Monaten ihres Wittwenstandes gemacht wurde, kurz, mit dem Bedeuten zurück, ihr Herz zu schonen. — Uiberhaupt schien ihr eine neue Wahl äußerst schwer gewesen zu seyn, und so oft sie an ihren Philipp dachte, so oft hätte sie daran zweifeln mögen, ob sie je wieder einen so guten Mann bekommen möchte, wie er war. Vielleicht würde sie sich auch nie zu einer zweyten Ehe haben entschließen können, wenn sie ein hinlängliches Vermögen besessen, und wenn sie die mancherley Schwierigkeiten nicht eingesehen hätte, die mit der Fortführung eines bürgerlichen Gewerbes durch Gesellen öfters verbunden sind.

Doch von dieser zweyten Ehe Christinens wollen wir unsern Leserinnen jetzt mehr erzählen! Es war ungefähr ein Jahr nach Philipps Tode, als ihr zu derselben ein ernstlicher Antrag gemacht wurde. Der Brautwerber ließ es an nichts fehlen, es zu erst der Wittwe begreiflich zu machen, warum

rum sie wieder heirathen sollte. Christine hörte seine Gründe an, und ob sie gleich nicht alle hinreichend fand, so konnte sie doch gegen manche derselben mit Recht nichts einwenden. Sie glaubte also seinen Antrag eben so wenig vor der Hand abweisen, als ihn blindlings annehmen zu müßen. Natürlich aber mußten ihr, ehe sie sich in Unterhandlungen einließ, manche Fragen, die auf einen Heirathsantrag Bezug haben, beantwortet werden. Allein vor diesen Fragen noch erklärte sich Christine bestimmt, einmal: „daß sie, wenn ein gewisser N. N. auf sie Absichten hätte, in dieselbe nie willigen würde und könnte," und fürs Zweyte: „daß sie nie einen Mann heirathen würde, der viel jünger wäre, wie sie." — Was den ersten Punkt oder die Einschränkung anbelangt, die sie bey dem an sie geschehenen Heirathsantrag gemacht hatte, so können wir unsern Leserinnen darüber durchaus keine sichere Nachrichten geben, warum sich Christine zu einer ehelichen Verbindung mit jenem N. N. durchaus nicht hätte entschließen können. Hatte sie dieser Mann, ehe sie mit ihrem Phisipp bekannt wurde, schon durch falsche Hofnungen und Versprechungen, niederträchtiger und treuloser Weise getäuscht, — oder hatte er sie, da sie mit ihrem Manne in der Ehe lebte, durch Blicke — Zuredungen und andere Künste der Wollust zur Untreue zu ver-

füh-

führen gesucht, — oder hatte er sich bemühet, wohl gar ihre Wittwenkeuschheit in Versuchung zu setzen, — war er kein Mann von Ehre, Tugend, Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit, — oder fühlte sie sonst irgend eine Abneigung vor ihm, die sich auch bey der vernünftigsten Gedenkungsart nicht allemal besiegen läßt, — darüber können wir um so weniger etwas entscheiden, da Christine mit ihrem Urtheil, warum sie diesen N. N. nie heirathen würde, immer, und ganz gewiß aus kluger Bedachtsamkeit zurückhielt. Nach ihren Grundsätzen wollte sie durchaus keinen Mann zu ihrem Gatten wählen, den sie nicht lieben und schätzen konnte, aber sie wollte ihn auch, wenn sie noch so viel Böses von ihm gewußt hätte, nicht in öffentliche Verachtung bringen.

In Betreff der zweyten Ausnahme, mit welcher Christine dem an sie abgeschickten Brautwerber bey seinem Auftrage zuvorzukommen suchte, durch die Erklärung, „daß sie keinen Mann heirathen würde, der viel jünger wäre, als sie," scheinen freylich manche Einwendungen statt zu finden: aber bey eben diesen kommt es darauf an, ob sie so beschaffen sind, daß sich gegen dieselben nicht wieder manches mit Recht und Grund einwerfen läßt. Wahr ists, daß sich eine gute und vergnüg-

gnügte Ehe auch zwischen einem jungen Mann und einer ältern Frau nicht nur denken, sondern auch durch die Erfahrung beweisen läßt. Aber nicht minder wahr ists auch, daß dergleichen Ehen zwischen jungen Mannspersonen und ältern Weibern öfters nicht nach Wünschen ausfallen. Hierüber darf man sich auch nicht sehr verwundern, wenn man bedenkt, daß schon der Abstand des Alters auf eine verminderte Liebe nicht selten einen grossen Einfluß hat, und daß ein Weib, die einen jungen Menschen heirathet, insonderheit alsdenn an seiner Zuneigung gegen sie allemal etwas verliehren muß, wenn er vorher schon mit einem Mädchen in verliebten Bekanntschaften stund, die er nicht so bald vergißt, und die er nie aufgegeben haben würde, wenn es ihm nicht um andere Vortheile, (z. E. um den Vortheil, durch die Verheirathung mit einer Wittwe Meister zu werden, und was dergl. mehr ist,) zu thun gewesen wäre. Zwar sollte man glauben, daß er eben um solcher Vortheile willen sein Weib um so mehr schätzen würde. Aber dieses geschieht nicht immer. Der junge Mann vergißt es nur allzu geschwind, wenn er im Neste sitzt, daß er in dasselbe durch seine Gattin kam, und wenn es in demselben nicht recht bequem zu sitzen und zu leben ist, so macht er ihr wohl gar noch den Vorwurf, daß sie ihn in das-

selbe hineingelockt habe. Er bringt bey den Vortheilen, die er durch sein Weib erhalten hat, auch die ihr erwiesene Ehre mit in Anschlag, daß er sie als eine Wittwe geheirathet habe, und diese muß ihm recht gut zu begegnen wissen, wenn er mit ihr zufrieden seyn soll. Ist er eitel und stolz, so schämt er sich auch bisweilen seines ältern Weibes, und ist er leichtsinnig, so darf sie es, wenn sie auch nichts weniger als eifersüchtig ist, mit einer ungetheilten Liebe und Treue nicht so genau nehmen. Auch in Rücksicht der Kinder giebt es in solchen Ehen manche Verdrüßlichkeiten, insonderheit alsdenn, wenn sein Weib unfruchtbar zu seyn scheint, und wenn er die Freude nicht zu erleben hoffen darf, neben seinen Stiefkindern ein leibliches zu besitzen.

Um solcher Ursachen und Erfahrungen willen geschahe es auch, daß Christine bey dem an sie gemachten Heirathsantrag jene Bedingniß, keinen Mann, der viel jünger wäre, als sie, zu heirathen, neben einer andern Einschränkung, den N. N. betreffend, vorausgeschickt hatte. Ob sie zu jener Ausnahme bey einer Verheirathung solche hinlängliche Gründe hatte, gegen welche sich durchaus nichts hätte einwenden lassen, darüber können wir jetzt keine Untersuchung anstellen; aber so viel

wis-

wissen wir gewiß, daß der an sie abgeordnete Brautwerber weder den N. N., noch einen ganz jungen Mann bey seinem Antrage im Sinne hatte. Durch die Versicherungen davon glaubte er also der Erreichung seines Zweckes desto näher gekommen zu seyn, und darum verdoppelte er sein Bemühen, ihr den Mann, den er ihr in seinem Herzen bestimmt hatte, aufs Beste zu empfehlen. Er nannte ihn einen braven, und zugleich hübschen Mann von schon gesetztem Alter. Daneben lobte er auch seine Geschicklichkeit, seinen Fleiß, und seine gute Kundschaft. — Was konnte also nach seiner Meynung Christine gegen seinen Antrag einwenden? „Nichts! — möchten hier vielleicht auch manche Mädchen und Weiber sagen. Denn was bleibt bey solchen Versicherungen von einem Manne einer Jungfrau oder Wittwe in Rücksicht einer guten Wahl zu wünschen übrig?“ Kaum etwas! — antworten auch wir, wenn man sich auf dergleichen Versicherungen immer geradehin verlassen könnte! — Aber eben in Rücksicht derselben möchte man oft fragen, ist das auch wahr, was von diesem und jenem Manne gerühmt wird? — Eine solche Frage würde freylich ein Brautwerber nicht gut aufnehmen, weil man ihm durch dieselbe ein Mißtrauen in seine Versicherungen zu erkennen geben würde. Indessen kann sich derselbe doch

keineswegs für beleidiget halten, wenn man seinen Antrag um seiner Versicherungen willen, (die oft sehr partheyisch und eigennüzig sind,) nicht sogleich annimmt, und sich in einer so wichtigen Sache, als es der Entschluß zu einer ehelichen Verbindung ist, auch anderswo Raths zu erhohlen sucht. Dieses wollte auch Christine thun, und darum gab sie dem Manne, der ihr einen Bräutigam angetragen, und denselben auf ihr Verlangen benennt und näher beschrieben hatte, weder eine bejahende noch verneinende Antwort, sondern sie bat sich von ihm eine Bedenkzeit aus. In dieser befragte sie sich aufs sorgfältigste bey ihren Beyständen und vertrauten Anverwandten nach dem Manne, dessen Hand ihr angebothen worden wäre, und fand die Urtheile derselben gegen ihn so ziemlich mit dem übereinstimmend, was der Brautwerber zu seiner Empfehlung gesagt hatte. Nur ein Paar Personen wollten es einmal gehört haben, daß jener Mann etwas dem Trunke ergeben seye, und daß er mit seiner Magd etwas vertrauter seye, als er es seyn sollte. Indessen getrauten sich diese Personen doch nicht, diese Nachsagen zu verbürgen, und dieselbe für eine bewiesene Wahrheit auszugeben. Was sollte also Christine jezt thun? — In der großen Verlegenheit, in welcher sie sich befand, glaubte sie sich nicht besser helfen

zu können, als das, was ihr zu Ohren gekommen war, demjenigen, der ihr den Heirathsantrag gemacht hatte, unverhohlen, ohne jedoch ihre Anverwandten zu verrathen, zu entdecken, und dieses geschahe auch.

Freymüthig sagte sie ihm, was sie gehört hätte, und eben so freymüthig antwortete er ihr, daß er auch schon etwas ähnliches einmal gehört habe. „Wie konnten Sie mir also — sprach sie etwas ernsthaft, — einen solchen Mann zum Bräutigam empfehlen?“ Dieses würde ich, — versetzte er, — mit gutem Gewissen nie haben thun können, wenn ich das wirklich für wahr zu halten Ursache gehabt hätte, was ich selber von einigen über Leonharden urtheilen hörte. Aber dazu glaubte ich, da ich ihn schon seit langer Zeit kenne, nie hinlängliche Gründe zu haben. Sie wissen, Frau Christine, daß man dem Urtheil Anderer über einen Menschen, keineswegs allemal unbedingt, und zu geschwind trauen darf. Auch bey dem Schein des Bösen findet oft noch eine Entschuldigung statt, und durch eine solche Entschuldigung getraue ich mich ohne alle Partheilichkeit die Ehre Leonhards zu rechtfertigen. Ich weiß nicht, ob es ihnen bekannt ist, daß er mit seinem ersten Weibe in keiner vergnügten Ehe lebte. Mir wenigstens sind

viele

viele seiner Beschwerden über dieselbe nicht unbekannt. Mehr als einmal beklagte er sich gegen mich über ihren Geitz und über ihre Eifersucht. Um dieser willen läßt es sich also leicht begreifen, daß er durch sie selber im Punkte der ehelichen Treue, in einen übeln Ruf ohne sein Verschulden gekommen seyn mag. Denn was sieht und hört, und was hält nicht oft der Verdacht und die Eifersucht für wahr? Durch häusliche Verdrüßlichkeiten veranlaßt, — mag es auch wohl geschehen seyn, daß Leonhard bisweilen ein Glaß zu viel trank. Aber kann man ihn darum der Trunkenheit und der Neigung zu derselben mit Recht beschuldigen? Ist er darum ein treuloser Ehemann, weil er für denselben ohne hinreichende Gründe erklärt wurde?

Christine wußte auf diese Fragen nichts zu antworten, und schwieg eine Zeitlang in Gedanken vertieft stille. Sie überlegte, wozu sie sich entschließen sollte, konnte aber zu keinem Entschluß kommen. Das schlimme Urtheil, welches sie über Leonharden gehört hatte, lag ihr immer auf dem Herzen, und doch glaubte sie wieder Gründe zu haben, an der Wahrheit desselben zweifeln zu müßen. Der Brautwerber Leonhards bemerkte ihre Verlegenheit, und erklärte sich gegen sie, daß er sie durchaus zu keiner Wahl überreden wolle, die

sie bedenklich fände. Noch sprach er mit ihr über diesen Punkt das Weitere, als sie an der Thüre pochen hörte, und als Leonhard selber mit einem Kinde an der Hand ins Zimmer hineintrat. Christine erröthete, und Leonhard noch mehr. — „Ich will Sie, — sagte dieser zu seinem Freunde, — in Ihren Geschäften und Unterredungen mit dieser Frau — nicht stöhren, und zu einer andern Zeit wieder kommen, um Sie um etwas zu befragen. Bis dahin leben Sie wohl, und nehmen Sie sich in Acht, vor dieser Frau von mir nichts Böses zu reden! Zugleich sahe er Christinen lächelnd an, und sprach: „Glauben Sie nur diesem Manne nichts, wenn er etwas Böses von mir reden sollte! — Von diesem Manne, — versetzte Christine, — haben Sie gewiß keine Nachrede zu befürchten! Sie haben an ihm einen guten Freund, der nichts als Gutes — von Ihnen spricht!“

So müßen Sie also — sagte Leonhard, — recht gut von mir denken! — und mir — verlassenen Wittwer — könnte eine solche vortheilhafte Gedenkungsart von mir in Rücksicht solcher Personen, die ich hochschätze, sehr gut zu statten kommen!! Christine erröthete so wie Leonhard wieder, und schwieg. — Der Brautwerber lächelte, und wollte eben zu reden anfangen, als der kleine

Kna-

Knabe, den Leonhard mitgebracht hatte, Christinen freundlich anblickte, und zu ihr sagte: „Willst Du unsere Mutter werden? — Wir, — ich und meine Geschwisterlein hätten dich recht gerne! Und der Vater hat dich gewiß auch lieb! — Aber woher weißt du das? — sagte Christine freundlich lächelnd zu ihm. — Der Vater — antwortete der Knabe, — hat es uns schon gesagt, daß du brav seyest, und daß — — —

Ehe aber das Kind weiter reden wollte, ergriff Leonhard die Hand Christinens, sah ihr ins Gesicht, und sagte: „O wie glücklich wäre ich, wenn Sie die Mutter meiner Kinder — und also auch meine Gattin werden wollten! Aber vielleicht werden sie sich nicht entschließen können, einen Wittwer mit Kindern zu heirathen? Ich habe — antwortete Christine, — ja auch Kinder, und habe Kinder gerne! — Aber — fuhr Leonhard fort, — ob Sie auch mich lieben können? —

Christine. Warum nicht, wenn Sie gut und brav sind? —

Leonhard. Ich fürchte nicht, daß Sie schon etwas Böses von mir werden gehört haben.

Christine. (etwas ernsthaft und langsam.) Das — eben — nicht! —

Nein,

Nein, nein! sagte der Brautwerber, diese Frau hat doch schon etwas von Ihnen gehört, was ihr nicht gefallen will. „Ich habe Sie zwar schon vertheidiget, und gegen einige schlimme Nachreden in meinen Schutz genommen, aber — — Das Beste ist, Herr Leonhard, daß Sie sich selber vertheidigen. Ich will Sie indessen mit dieser Frau allein lassen!“ Er gieng also weg, und nahm den Knaben seines Freundes mit sich. Jetzt bat Leonhard Christinen aufs dringendste, es ihm aufrichtig zu sagen, was sie von ihm nachtheiliges gehört hätte. Christine gerieth über diese Frage etwas in Verlegenheit, und doch glaubte sie, dieselbe beantworten zu müßen. Leonhard war gleichfalls etwas betroffen, da er die Vorwürfe hörte, die ihm von einigen Personen gemacht würden; indessen schien er wegen seiner Vertheidigung keineswegs ängstlich gewesen zu seyn. Diese gelang ihm auch sehr gut, und er wußte Christinen durch manches freymüthige Geständniß den Trunk betreffend, und was ihm bisweilen zu demselben Veranlassung gegeben habe, um so mehr zu einer billigen Beurtheilung und Verzeihung dieses Fehlers zu bewegen, da er es ihr zugleich aufs heiligste versprach, daß sie ihm in Ansehung dieser Untugend in der Zukunft nicht das mindeste würde vorwerfen können. Was aber den Punkt wegen einem vertrauten Umgang mit seiner Magd anbelangte, so läugnete er diesen gänz-

lich

lich weg, und Christine glaubte Ursache zu haben, seinen heiligsten Versicherungen und Betheurungen um so mehr glauben zu müßen, weil er kurz vorher durch andere Geständnisse so aufrichtig gegen sie gewesen war. Insonderheit gefiel ihr auch sein Vorsatz sehr wohl, jene Magd um seiner Ehre willen, und um allen bösen Schein zu vermeiden, ihrer Dienste zu entlassen. Nach einer ziemlich langen Unterredung über viele Dinge, eine gute Ehe betreffend, gaben sich endlich Christine und Leonhard die Hand, und versprachen einander zu heirathen. Möchten Sie — sagte sie zu ihm, — mein zweyter Philipp werden! — Sie sollen sich — sprach er zu ihr, — in Ihren Hofnungen und Erwartungen gewiß nicht betrogen finden! — Indessen kam auch Leonhards Freund mit seinem Söhnchen wieder zurück. Siehe, rief jener seinem Kinde zu: das ist deine gute Mutter! und zu seinem Freunde sagte er: wünsche mir Glück! Christine ist meine liebe Braut! — Uiber dieses Versprechen wurde in der Stadt verschieden geurtheilt. Manche billigten diese Heirath, manche nicht. Manches nachtheilige Urtheil hierüber kam auch unserer Braut zu Ohren; sie glaubte sich aber um dasselbe nicht bekümmern zu müßen, theils weil sie ein schon geschehenes Eheversprechen nicht wieder rückgängig machen konnte, theils weil sie sichs bewußt war, bey demselben nicht ohne die nothwendige

Uiberlegung und Untersuchung, so weit sie dieselbe anstellen konnte, gehandelt zu haben, theils weil es ihr nicht unbekannt war, daß man über jedes Eheversprechen oft ganz verschieden urtheilt, theils weil sie sich für manchen Tadel wegen ihrer Wahl durch die Billigung derselben von Seiten solcher Personen, die sie für gute und wohlmeynende Freunde halten konnte, für schadlos hielt. Sie lebte einer guten Hofnung, — und wer sollte die Erfüllung derselben unserer Christine nicht wünschen?

Etwas von Christinens Zufriedenheit in der ersten Zeit ihrer zweyten Ehe.

Es war ein recht vergnügtes Leben, welches Christine mit Leonharden, ihrem zweyten Manne, begann. Mit einem freudigen Ja beantwortete sie jede Frage, welche an sie, ihre Zufriedenheit betreffend, gethan wurde, und sie konnte oft nicht genug zum Lobe ihres Mannes sagen. Eben so unzweydeutig lobte auch Leonhard seine Christine. Diese ließ es aber auch an nichts fehlen, sich ihm wohlgefällig zu machen. Neben ihrem Fleiße und ihrer Sparsamkeit gefiel ihm besonders auch ihr freundliches und liebreiches Wesen, welches er bey seinem vorigen Weibe ganz vermißt hatte. Auch das erweckte in seinem Herzen viel Liebe und Achtung gegen Christinen, daß sie sich gegen seine Kinder als die beste Mutter bewies, und zwischen diesen und ihren eigenen oder leiblichen Kindern

durchaus keinen solchen Unterschied machte, durch welchen jene sich für zurückgesetzt und weniger als diese, geliebt und geachtet halten konnten.

Nichts war auch mehr wider Christinens Denkungsart, als so zu handeln, wie freylich manche Stiefmutter, aber nicht zur Ehre ihres Herzens, und nicht zu einer guten Empfehlung bey ihren zweyten Männern, so wie bey andern Personen zu handeln pflegen. Nach ihren Grundsätzen sollte eine Mutter ein Kind, es sey Stief — oder leibliches Kind, — auf eine gleiche Art in Rücksicht der Vorschriften elterlicher Liebe und Sorgfalt behandeln. „So natürlich — sagte sie oft, — ein gewisses Uibergewicht der Neigung gegen leibliche Kinder ist, so ungerecht und unbillig ist es, Stiefkinder den Mangel dieser Neigung auf irgend eine Art empfinden zu lassen. Eben die Pflichten, welche eine Mutter gegen ihre eigene Kinder zu beobachten hat, ist sie auch ihren Stiefkindern schuldig. Denn diese sind ja auch ihre Kinder, — und indem sie deren Vater zur Ehe nahm, so wurde sie also Mutter derselben, und übernahm also Mutterpflichten. Für die Erfüllung derselben ist sie auch Gott und ihrem Manne verantwortlich. Nie kann dieser gleichgültig dabey bleiben, wie seine Kinder behandelt werden, und

wenn er bey der Behandlung derselben Unbilligkeiten und Partheylichkeiten bemerkt, so muß es ihm allemal wehe thun. Er wird seinem Weibe, wenn sie fortfährt, stiefmütterlich zu handeln, gram werden. Er wird ihr, und zwar nicht ohne Grund, Vorwürfe machen, welche wieder zu andern Verdrüßlichkeiten Gelegenheit geben können. Er wird es vielleicht auch ihre Kinder in dem, worinn sie es gegen die seinigen verfehlte, freylich nicht vernünftiger, aber doch leidenschaftlicher Weise, entgelten lassen. Und so — sagte Christine oft, — straft sich manche unbillige Stiefmutter selbst. Sie zieht sich auch bey andern Personen nachtheilige und beschämende Urtheile zu. Sie wird von ihren Kindern nicht geliebt, und kann bey denselben vielleicht eben deßwegen nicht so viel Gutes ausrichten, als sie bey mehr Liebe nnd Zutrauen würde haben ausrichten können."

In dieser Uiberzeugung suchte auch Christine aufs gewissenhafteste ihre Pflichten gegen ihre Stiefkinder zu erfüllen. Niemand konnte ihr den Vorwurf machen, daß sie gegen dieselbe strenger wäre, als gegen ihre eigenen. Es wurde von ihr zwischen beyden durchaus weder in Ansehung der Kleidung, noch des Essens, noch des Vergnügens, noch des Lobes und des Tadels, der Belohnungen

und Züchtigungen ein Unterschied gemacht. Aber eben darum wurde sie auch von ihren Stiefkindern eben so herzlich geliebt, als von ihren leiblichen. Sie war beynahe überall unter dem Namen „der guten Stiefmutter" bekannt, und ihr Mann belohnte ihren mütterlichen Sinn gegen seine Kinder durch einen öfters wiederhohlten Dank und durch ein öffentliches Lob, welches er seinem Weibe da und dort mittheilte. Aber auch ohne dieses Lob würde Christine doch nicht weniger mütterlich gegen ihre Stiefkinder gehandelt haben. Denn ihr Herz und ihr christlicher Sinn drang sie, nicht anders zu handeln. „Wenn ich vor meinem Philipp — sagte sie oft, — gestorben wäre, so hätte ich meinen hinterlassenen Kindern nichts so sehr von Gott erfleht uud erwünscht, als eine gute Mutter an meiner Stelle. Es ist also natürlich, daß ich mich befleißige, gegen die Kinder meiner Vorfahrin auch eine gute Mutter zu seyn. Ich habe es ja selber zu verantworten, ob, und wie ich meine Pflichten gegen sie erfülle. Ich denke es mir als eine große Freude in der Ewigkeit, wenn mir die leibliche Mutter meiner Stiefkinder danken wird, daß ich mich derselben so herzlich angenommen habe. Ich erndte auch in dieser Welt schon den Lohn für die Erfüllung meiner Pflicht ein, dadurch daß ichs mir bewußt bin, meine Schuldigkeit zu thun,

— und daß ich darum von meinem Manne und meinen Stiefkindern geliebt werde, und daß sich diese auch mit meinen leiblichen Kindern gut vertragen, welches vielleicht nicht so seyn würde, wenn ich zwischen diesen und jenen in der Erziehung einen Unterschied machte."

So vergnügt Christine unter ihren Kindern und mit ihrem Manne, der bisher sich noch immer brav und gut gehalten hatte, und dem es auch an einer guten Nahrung nicht fehlte, — lebte, so wurde sie doch bisweilen durch den Gedanken beunruhiget: „Wie, wenn er sich wieder zum Trunke hinreißen ließe? — Einige, wiewohl nur wenige Bemerkungen an ihm schienen auch diese Furcht zu vermehren. Sie war also um so mehr bemühet, einem solchen Rückfall, so weit es in ihren Kräften stund, auf alle Art vorzubeugen. In dieser Absicht suchte sie ihm seinen Aufenthalt zu Hause so angenehm wie möglich zu machen, um ihn von dem Besuche der Wirthshäuser, wo man oft am ersten zum Trunke verleitet wird, abzuhalten. Wenn er am Abend aus seiner Werkstätte in die Wohnstube zurückkam, so fand er durch ihre Sorgfalt schon sein Bier und eine gestopfte Tabakspfeife auf dem Tische in Bereitschaft. Sie setzte sich auch bisweilen, wenn sie keine dringende Geschäfte hat-

te,

te, selber zu ihm hin, und suchte ihn bald auf diese, bald auf jene Art zu unterhalten, und so vergaß es Leonhard öfters, in die Bierschenke zu gehen. An Sonn — und Feyertagen veranstaltete sie auf den Abend öfters eine kleine Gesellschaft von Bekannten und guten Freunden, die abwechslungsweise zusammenkamen, und auch auf diese Weise hoffte sie ihrem Leonhard eine Unterhaltung zu verschaffen, bey welcher er die Zerstreuung im Wirthshause nicht sehr vermissen sollte. Uibrigens glaubte sie ihn keineswegs, wenn er Lust hatte, da — oder dorthin auf ein Glas Bier zu gehen, auf eine solche Art einschränken zu dürfen, daß er leicht hätte böse werden können. Sie erlaubte es sich auch nie, zu ihm zu sagen, wann er wieder heimkommen sollte. Nur im Scherz sagte sie bisweilen zu ihm, daß er sie doch nicht allzulange allein lassen solle. — So viel ihr daran lag, daß ihr Mann zum Abendessen wieder nach Hause kam, so sorgfältig fragte sie ihn allemal, wenn er ausgieng, zu welcher Zeit sie jenes in Bereitschaft halten sollte? Uiberhaupt war es ihr allemal lieber, wenn ihr Mann vor — als nach dem Abendtische in ein Wirthshaus gieng, wegen dem langen Ausbleiben in die Nacht hinein. Nach einer von ihr gemachten Bemerkung, daß manche Männer, wenn sie mit ihren Weibern irgendwohin zu einem Vergnü-

gnügen gehen, sich nicht selten mäßiger und ordentlicher betragen, als wenn sie nur in einer Gesellschaft ihres Geschlechtes sind, bat sie ihren Leonhard bisweilen, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen, ohne sich ihm aufzudringen, und eine gnädige Bewilligung ihres Verlangens und Wunsches von ihm demüthigharrend abzuwarten. Kurz Christine versuchte alles, damit bey ihrem Manne die Neigung zum Trunke, durch Verführung anderer, und durch Veranlassungen und Gelegenheiten dazu, nicht wieder erwachen möchte. Aber leider! erwachte sie doch wieder. Davon und von andern Dingen im folgenden Kapitel ein mehrers!

Das

Das Blatt wendet sich: oder etwas von Christinens unglücklich ausgefallener zweyten Ehe.

Es war ungefähr ein Jahr nach Christinens Verheirathung, als sie an ihrem Leonhard manche Bemerkung machte, die ihr nicht gefallen wollte. Er gieng öfters, als er sonst zu thun pflegte, seinem Vergnügen nach, und kam bisweilen erst spät, und nicht selten auch durch den Trunk erhitzt und mürrisch gemacht nach Hause. Kurz, es war in seinem Betragen überhaupt, und insbesondere gegen Christinen eine merkliche Veränderung vorgefallen. Natürlich dachte diese über die Ursache hievon nach, sie konnte es aber alles Nachsinnens ohnerachtet nicht errathen, was sie auf ihrer Seite verschuldet haben möchte, warum ihr Leonhard weniger gut zu seyn schien, als sonst. Sie wagte es bisweilen, ihn darüber selber zu befragen: allein seine Antworten waren meistens so beschaf-

fen, daß sie alles weitere Fragen für unnöthig hielt. Die vorige Liebe und Verträulichkeit verschwand nach und nach immer mehr. Je kälter, leichtsinniger und lüderlicher Leonhard zu werden schien, desto mehr grämte sich Christine, desto unglücklicher fühlte sie sich.

In einer solchen Stunde der innigsten Wehmuth, welcher sie sich bey dem Blicke in die Zukunft, und bey dem Gedanken an ein solches unglückliches eheliches Leben überlassen hatte, kam unerwartet eben der Mann, der ihr Leonharden als Bräutigam angetragen hatte, zu ihr, mit dem Bedeuten, daß er gerne mit ihrem Manne sprechen möchte. Mein Mann, — sagte Christine, — ist nicht zu Hause, und wird auch schwerlich zu einer solchen Zeit wiederkommen, daß ich ihnen Hofnung machen könnte, heute noch mit ihm zu sprechen. Er wird — sprach jener, — aber doch zum Abendessen wieder kommen?. und bis dahin kann ich schon warten. — Schwerlich!! antwortete Christine, und seufzte. Dieser Seufzer blieb von ihm nicht unbemerkt, und gab ihm zu manchen Fragen Veranlassung, denen aber Christine so viel wie möglich auszuweichen suchte. Indessen ließ sie bey aller Zurückhaltung doch bisweilen ein Wort fallen, woraus jener schließen konnte, daß ihr etwas auf dem Herzen liege. Aber zu einer frey-

müthigen Entdeckung ihres heimlichen Kummers, und ihrer gerechten Klagen über Leonharden konnte sie sich gegen den, von dem sie sich als Brautwerber für hintergangen hielt, und von dem sie glaubte, daß er mit ihrem Manne im Einverständnisse seye, durchaus nicht entschließen. Uibrigens war diese ihre Vermuthung keineswegs gegründet, und es zeigte sich in der Folge, daß es jener Mann mit Christinen recht gut meynte. Er war einer der ersten, der, da er gehört hatte, daß Leonhard sich wieder öfters betrinke, ihm deßwegen die nothwendigen Vorstellungen thun wollte. Schmerzlich dauerte ihn Christine, als ein so gutes und braves Weib, wenn er sich die traurige Lage dachte, in der sie sich um der Lüderlichkeit ihres Mannes willen befinden möchte. Vielleicht — dachte er, — ist er doch wieder auf den rechten Weg zu bringen! Ich will es wenigstens versuchen. — Aber freylich steht es dahin, was ich ausrichten werde! — Leider! richtete er auch alles Zuredens, und aller freundschaftlichen Vorstellungen ohnerachtet bey Leonharden, zu welchem er den folgenden Tag wieder kam, nicht viel aus. Dieser war durch einen ehemaligen Bierbruder, der aus der Fremde zurückkam, nicht nur wieder in dessen leichtsinnige Gesellschaft gezogen, sondern auch veranlaßt worden, ein Wirthshaus zu besuchen, in welchem eben

die=

diejenige Magd, wegen welcher er in übeln Ruf kam, Aufwärterin war. Aus diesem Umgange, in welchem Leonhard mit einem lüderlichen Menschen, und mit einer bekannten verbuhlten Dirne stund, läßt sich seine Verschlimmerung auch nicht schwer begreifen. Sein unordentliches Leben nahm immer mehr zu, und je verstrickter er in den Netzen der Buhlerin wurde, desto mehr verlohr natürlich sein Weib an der ihr schuldigen Liebe und Treue. Wir übergehen die Beschreibung ihres heimlichen Grams, und wollen unsern Leserinnen nur noch etwas von ihrem Verhalten in ihrer traurigen Lage erzählen.

Was die Trunkenheit ihres Mannes, der er sich immer mehr ergab, anbelangt, so hatte sie alle Versuche gemacht, ihn von dieser so schädlichen Neigung wieder zurückzubringen. Sie hatte ihn oft und insonderheit alsdenn, wenn er sich nicht wohl befand, aufs dringendste gebeten, seiner Gesundheit um seiner selbst, und um ihrer, und ihrer und seiner Kinder willen zu schonen. Sie hatte es ihm bisweilen unverhohlen erzählt, daß sie schon manche schlimme Urtheile über ihn, insonderheit von solchen Personen hätte hören müßen, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig seyn könnte. Sie hatte es ihm gesagt, daß sie sich schon öfters vor

ihren Kindern geschämt hätte, wenn sie von diesen gefragt worden wäre, ob der Vater vielleicht einen Rausch habe? Sie hatte ihn so angelegentlich wie möglich vor dem Umgange mit jenem Mann, (durch welchen er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder verführt worden war,) gewarnt, weil er um der Bekanntschaft mit demselben willen leicht die Liebe und Achtung anderer guten und braven Freunde verlieren möchte. Sie hatte ihm auch bisweilen, z. E. in einer Beicht — und Communionwoche religiöse Vorstellungen gemacht, und diesen durch ein unverstelltes Wohlwollen, und herzliches Zureden viel Nachdruck gegeben. Bisweilen schien es auch, als ob sich Leonhard bessern wollte, aber seine guten Vorsäze waren meistens nur vorübergehend. Christine hatte wenig Hofnung, daß er wieder auf bessere Wege gebracht werden könnte, und es blieb ihr also nichts übrig, als sich in ihre Lage zu schicken, und sich gegen ihren Mann so zu verhalten, daß sie das Uibel in Hinsicht der bey betrunkenen Menschen leicht ausgesezten Verdrüßlichkeiten und Mißhandlungen nicht noch ärger machte. In dieser Absicht vermied sie aufs sorgfältigste, ihm, wenn er betrunken war, Vorwürfe zu machen, mit ihm zu zanken, ihn zu schimpfen, oder über ihn zu spotten und zu lachen. „Das hieße, sagte sie oft, — nur Oel ins Feuer gießen. Umsonst wirft

man

man es einem solchen Menschen vor, er sey betrunken; denn er glaubt es eben deßwegen nicht, weil er betrunken ist. — Was sollen auch die ernsthaftesten und rührendsten Vorstellungen bey solchen Personen ausrichten, die in der Trunkenheit nicht den rechten Gebrauch ihrer Vernunft haben? Schon erhitzt durch Getränke — werden sie durch Vorwürfe, Spott, Gelächter, und selbst oft durch die vernünftigsten, aber ihnen im Taumel ihres Kopfes, und bey der Wallung ihres Blutes unbegreiflichen Vorstellungen nicht selten noch mehr zum Zorne gereizt. Das Beste also ist, in der Gegenwart solcher Menschen so viel als möglich zu schweigen, und es sich nicht anmerken zu lassen, daß man sie für betrunken hält. Und so machte es auch Christine, und verhinderte dadurch viel Verdruß und Streit. — Desto sorgfältiger aber benützte sie bisweilen die Gelegenheiten, ihrem Manne, wenn er wieder nüchtern war, die gehörigen Vorstellungen zu machen. Sie that wenigstens, was sie zu seiner Besserung thun konnte, und wozu sie als ein braves, christlichdenkendes, und für das leibliche und geistliche Wohl ihres Mannes besorgtes Weib verpflichtet war.

Zu dem Kummer, den Christine wegen der Trunkenheit ihres Leonhards empfand, kam auch noch der Schmerz einer durch ihn verletzten ehelichen

chen Liebe und Treue. Es war keineswegs Argwohn und Eifersucht, welche Christinen dieses nur befürchten ließ. Sie hatte Beweise in den Händen, daß er mit jener Buhlerin, seiner vorigen Magd, in einem vertrauten und unerlaubten Umgange stund. Diese rühmte es selber, wie viel sie bey Leonharden gelte, und lachte oft spöttisch über die fromme Christine, — auf deren Zureden sie glaubte, von ihm aus seinen Diensten entlassen worden zu seyn. Daß sich Christine dadurch gekränkt fühlte, und für beleidiget hielt, daran wird keine unserer Leserinnen zweifeln, vielmehr werden diese das gute, redliche und rechtschaffene Weib herzlich bedauren, deren Liebe und Treue gegen ihren Mann von ihm ihr so übel belohnt wurde, und die sich in ihren Erwartungen so schändlich betrogen fand. Was kann auch das Herz einer treuen Gattin mehr kränken, als die Untreue eines Mannes? Sie müßte diesen nie geliebt, und eben deßwegen auf eine aufrichtige Gegenliebe Ansprüche zu machen, Ursache gehabt haben, wenn sie bey einer Verletzung der ehelichen Liebe gleichgültig bleiben könnte. Eine solche Gleichgültigkeit möchte vielleicht nur bey denjenigen Gattinnen statt finden, die es selber im Punkte der ehelichen Treue nicht so genau nehmen, und sich darum auch durch die Ausschweifungen ihrer Männer für minder beleidiget halten können, oder die sich für die Untreue ihrer Gatten wieder

durch

durch Untreue schadlos halten zu müßen glauben. Weit gefehlt aber, daß Christine jemals so gedacht, hätte, sprach sie vielmehr oft mit dem größten Unwillen von dergleichen treulosen, verbuhlten und hurischen Weibern, und nach ihren Grundsätzen war sie fest entschlossen, daß sie, wenn es auch in der ganzen Stadt Mode würde, keine eheliche Treue mehr zu halten, doch ihrer Pflicht getreu bleiben, und nie Untreue mit Untreue vergelten würde. Lieber wollte sie Unrecht leiden, als Unrecht thun, und ihr Gewissen und ihre Ehre beflecken. Tiefer Gram beschwerte freylich oft ihr Herz bey dem Gedanken an ihre gekränkte Liebe, und bisweilen überließ sie sich, wenn sie alleine war, einer sich in viele Thränen ergießenden Traurigkeit und Wehmuth. Aber selten erlaubte sie es sich öffentlich zu klagen, oder ihren Kummer jedem anzuvertrauen. Denn sie hatte öfters die Bemerkung gemacht, daß dergleichen Klagen nicht viel helfen, und daß man durch dieselben die Sache bisweilen noch schlimmer macht. Sie suchte ihren Mann, so treulos er auch war, so viel wie möglich zu schonen, und wollte ihn durch Entdeckungen seiner Ausschweifungen nicht noch mehr in Mißkredit und übeln Ruf bringen. Sie wollte sich auch bey gewissen Menschen nicht der Schadenfreude, und einem spöttischen und boshaften Urtheil, und eben so wenig der Gefahr aussetzen, von denselben wegen ihren

freymüthigen Geständnissen bey ihrem Manne verrathen zu werden, und sich dadurch neuen Verdruß zuzuziehen. „Was hilft mich, — sagte sie oft, — das Mitleiden, zu welchem ich andere durch gerechte Klagen leicht bewegen könnte, wenn man mir doch nicht helfen, und meinen Mann auf bessere Wege bringen kann? Stille leiden — ist das Beste, wenn man sonst nichts zur Verbesserung seiner Umstände beytragen kann.

Indessen ließ es Christine auch nicht fehlen, ihrem Manne sein Unrecht, welches sie durch ihn unverschuldeter Weise litt, bisweilen zu erkennen und zu fühlen zu geben. Dieses geschahe aber nie durch leidenschaftliche Vorwürfe, oder durch beleidigende Schimpfworte, die sie gegen ihn und seine Verführerin ausstieß, oder sonst auf irgend eine heftige Art. Oft war es nur ein wehmüthiger Blick, mit dem sie ihn ansah, wenn er ihr kalt und schnöde begegnete, — oder eine sanfte Frage, die sie ihm zuweilen vorlegte, „liebst du mich gar nicht mehr? — oder eine zärtliche Bitte: lieber Mann, schenke der dein Herz wieder, der du es allein versprochen hast!“

Bisweilen schien es auch, als ob es ihr gelungen wäre, auf Leonhards Seele einen Eindruck zu machen. Er wurde wieder etwas liebreicher

gegen

gegen sie. Dann athmete Christine voll guter Hofnungen wieder froher, und war bereit, alles, was vorgefallen war, so viel wie möglich zu vergessen. Sie begegnete ihrem Manne mit verdoppelter Freundlichkeit, und suchte durchaus sein Herz wieder zu gewinnen. Aber leider! gewann sie es nie ganz wieder, und ihre Lage wurde je länger, je trauriger. Noch traurige würde dieselbe gewesen seyn, wenn sie sich nicht mit christlichem Muthe entschlossen hätte, ihr unverdientes Schicksal geduldig zu ertragen, und alles zu vermeiden, wodurch dieses noch mehr hätte erbittert werden können. Nie ließ sie sich daher mit ihrem Manne in einen Streit ein, und eben so wenig überließ sie sich jenem unseligen Geiste des Widerspruchs, durch welchen insonderheit solche Männer, die dem Trunke ergeben sind, und die ohnehin ihre Weiber nicht lieben, noch toller und feindseliger gemacht werden. Denn sie verstund die große Kunst, durch welche viele tausend Verdrüßlichkeiten und Ausbrüche heftiger Leidenschaften verhindert und gemildert werden können, nämlich die Kunst des Schweigens, und wußte dieselbe auf die beste Art auszuüben. Ihr Schweigen artete nie in ein trotziges und eigensinniges Verstummen aus, durch welches natürlich der, der fragt, und dem man keine Antwort giebt, der reden will, und mit dem man nicht reden mag, aufgebracht werden muß. Ihr Schweigen war mit

Gelassenheit, Sanftmuth, Ruhe und Geduld verbunden, und verrieth in ihren Mienen und Geberden nie eine nur verbissene Wuth des Zorns und der Rache. Ihr Schweigen währte auch nie länger, als die Leidenschaft ihres Mannes währte, die sie durch Reden, Vertheidigen, Widersprechen, Vorwürfemachen auch selbst alsdenn, wo sie dazu ein Recht gehabt hätte, nicht noch mehr reitzen wollte. Wenn ein von ihm angefangener Streit vorüber war, so unterbrach sie wieder ihr Stillschweigen, und suchte zu vergessen, was geschehen war. Sie konnte das lange Zürnen und Schmollen durchaus nicht dulden, und sagte oft, daß es vielleicht manchmal besser wäre, eine halbe Stunde mit einander zu zanken, als ganze Tage und wohl länger einander mit einer stummen Verdrüßlichkeit und einem mürrischen Wesen zu begegnen.

So vernünftig nach Christinens Meynung jedes Weib handelte, welche die Beleidigungen ihres Mannes, und sein kränkendes Betragen gegen sie immer mehr mit einer gewissen Gleichgültigkeit zu ertragen sucht, so wenig hielt sie das Verhalten mancher Gattinnen für gut, die, wenn es zwischen ihnen und ihren Männern zu einem Verdruß kommt, lachen, singen, und sich, wäre es auch nur Verstellung, — ganz fröhlich geberden. Denn durch ein solches Betragen hält sich ein Mann nicht sel-

ten für verspottet, und weil er aus demselben den Schluß zieht, daß sich sein Weib wenig um ihn bekümmere, so wird er ihr oft noch mehr abgeneigt, und durch ihre zur Unzeit angebrachte scheinbare Fröhlichkeit noch toller gemacht.

Wer wird — sagte Christine oft, — im gegenseitigen, oder in dem Falle, wenn eine Gattin die Beleidigungen und Kränkungen eines Mannes nicht so leicht und geschwind, wie andere ihres Geschlechts verschmerzen kann, wer wird ihr eine Thräne, eine Klage, und einen Seufzer verübeln? — Aber wer möchte ihr nicht auch den Rath geben, sich so viel als möglich zu mäßigen, und ihrer Empfindlichkeit Gränzen zu setzen, anstatt derselben durch ewiges Weinen, durch unaufhörliches Klagen und durch Selbstabhärmung ohne Widerstand zu überlassen?

Auch Christine fühlte, wie manche ihrer Mitschwestern, daß sie unglücklich seye. Allein sie suchte ihren Schmerz so viel als möglich zu mäßigen, und duldete ihre Leiden größtentheils in der Stille, mit dem Blick auf Gott, der sie unterstützen würde. Möchte dieses gute Weib ein besseres Schicksal gehabt haben! —

Christine stirbt.

Christine hatte sich seit der Zeit, als sie in der Ehe mit Leonharden eine unzeitige Geburt zur Welt brachte, woran ohne Zweifel ihr vieler Verdruß und Kummer wenigstens zum Theil Schuld war, nie ganz wieder erhohlt. Sie kränkelte immer, und war oft äußerst niedergeschlagen. Indessen suchte sie sich so viel wie möglich zu erheitern, und ihrem geschwächten Körper durch dienliche Arzneyen und durch Diät zu Hülfe zu kommen. Gerne hätte sie ihr mit so vielen Leiden verbundenes Leben dahin gegeben, und sich heimgewünscht zu ihrem Philipp, zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter, die bald nach Philipps Tod starb, wenn es ihr nicht um ihre Kinder zu thun gewesen wäre, die immer noch der Leitung und des Raths einer guten Mutter bedurften. Neben ihren leiblichen — lagen ihr auch ihre Stiefkinder sehr am Herzen, und sie glaubte, den Rest ihres dahin welkenden Lebens nicht besser als durch die genaueste Sorgfalt auf eine gute und christliche Erziehung derselben anwenden zu können. Außer dem Unterricht und der Anleitung, die sie ihnen in allen häusli-

chen

chen Geschäften mittheilte, ermahnte sie dieselbe auch bey jeder Gelegenheit zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit. Sie warnte sie aufs mütterlichste vor Leichtsinn und Verführung, und redete ihnen kräftig zu, gut und from zu bleiben, Gott zu fürchten, das Gebet nicht zu unterlassen, und ihre Unschuld und Ehrlichkeit als den köstlichsten Schatz zu bewahren. So lange es in ihren Kräften stund, verrichtete sie ihre häuslichen Geschäfte mit der möglichsten Anstrengung. Sie war ihren Hausgenossen ein schönes Beyspiel stiller Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Man hörte sie nie murren und klagen. Ihr Trost war Gott, und Jesus, ihr Heiland, dem sie auch auf rauhem Wege kindlich und vertrauungsvoll folgen wollte, zu dem sie oft um Geduld und Hofnung betete, dem sie herzlich ihren Mann und ihre Kinder empfahl, daß er jenen durch seinen Geist bessern, und diese auf ebener Bahn leiten wolle, und von dem sie überzeugt war, daß er Alles wohl machen werde. Bisweilen ließ sie sich von ihren Kindern ein Lied vorsingen, aber nur alsdenn, wenn Leonhard nicht zu Hause war: denn mit diesem war es schon so weit gekommen, daß er über die Andacht spottete. Bey aller Kälte, die er gegen sie als eine kranke Gattin blicken ließ, war sie doch immer liebreich gegen ihn. Ihr Herz war keiner Feindschaft und bitterer Abneigung fähig. Da ihr Beichtvater einmal bey einem ihr gemachten

Besuche Leonharden ans Herz redete in Rücksicht dessen, was man von ihm, seinem Lebenswandel, und seinem treulosen Verhalten gegen Christinen beynahe allgemein spräche, so sagte sie, indem sie ihn bey der Hand faßte: „Ach lieber Mann! wollte Gott, daß du nie wieder in jene Gesellschaft und Bekanntschaft gekommen wärest! — O möchtest du dich doch von diesen verführerischen Menschen, die dich zuletzt um Seele und Seligkeit bringen, — loswinden. Erfülle meine letzte Bitte — und thue dieses! — Uibrigens sey dir von mir alles vergeben! — —

Einen Tag vor ihrem Tode bat sie einen Freund, daß er sich, wenn sie gestorben wäre, ihrer Kinder annehmen, und sie aus dem Hause Leonhards so bald als möglich entfernen möchte. Sie hatte sichs vorgenommen, den folgenden Morgen von ihnen und ihrem Manne Abschied zu nehmen. Aber in der Nacht vorher starb sie. Leonhard begleitete ihre Leiche, und war gerührter, als man es vermuthet hätte. Ihre Stiefkinder sowohl, als ihre leiblichen waren kaum zu trösten. An ihrem Grabe stimmte alles zu ihrem verdienten Lobe zusammen. Ihr Andenken wird auch bey allen denjenigen, die sie kannten, im Segen bleiben.

Bedeutendere Druckfehler.

Seite 11 Zeile 1 statt keinen, lies keine.
— 11 — 3 von unten l. nach selten, in der Folge.
— 17 — 7 st. vor, l. vorher.
— 19 — 6 l. noch so viel.
— 19 — 9 st. über, l. eben.
— 25 — 16 l. einem Mädchen.
— 27 — 4 l. nach es, vorausſehen.
— 31 — 8 streiche aller weg.
— 31 — 18 st. ähnlichen, l. ehelichen.
— 31 — 21 st. Vermittlung, l. Vernichtung.
— 33 — 5 st. der, l. um.
— 41 — 3 l. bewirkte dieſen.
— 43 — 5 von unten: st. ihre l. ſeine.
— 71 — 3 st. junge, l. gemeine.
— 71 — 13 st. der Würde der Stände, l. des Vermögens und Standes.
— 89 — 12 st. and, l. Hand.
— 112 — 5 st. arbeite, l. arbeitete.
— 114 — 18 streiche "gute weg.
— 120 — 8 st. erhöhrn, l. erhöhen.
— 152 — 5 st. Zwei= l. Zweifel.
— 157 — 6 st. wenn, l. weil.
— 157 — 10 st. demſelben, l. denſelben.
— 161 — 4 von unten: statt Vertheile, l. Vortheile.

Seite 169 Zeile 5 von unten: ſt. manche, l. manchen.

— 187 — 8 u. 9 ſt. bekümmert, l. unterhalten.

— 188 — 1 v. unten: ſt. ausgehen, l. Aufgehen.

— 218 — 2 von unten: ſt. entweder, l. anderswo.

— 219 — 8 ſt. ein, l. kein.

— 240 — 3 u. 2 von unten: ſt. Arbeitsconto, l. Arbeitscouto.

— 258 — 5 von unten: ſt. nicht, l. nichts.

— 258 — 3 von unten: ſt. alle, l. allemal.

— 268 — 10 ſtatt Schande, l. Schade.

— 271 — 7 l. ſeinen Geſchmack nicht auf ꝛc. ꝛc.

— 276 — 11 ſt. das, l. dieſes.

— 276 — 4 von unten: ſt. dann, l. Dame.

— 277 — 7 ſt. gebogenen, l. gehobenen.

— 277 — 9 l. bald nach der Sitte mancher Frauenzimmer.

— 286 — 2 u. 3 ſt. altnatürlichen, l. altväteriſchen.

— 293 — 5 von unten: ſt. Ruhe, l. Stube.

— 299 — 7 von unten: ſt. dieß, l. dieſe.

— 320 — 3 ſt. Kindgs, l. Kindes.

— 341 — 1 von unten: ſt. Zwackes, l. Zweckes.

— 350 — 14 ſt. ſte, l. ſie.

— 355 — 2 von unten: ſt. kann, l. können.

— 360 — 15 l. nicht ſo gut.

— 360 — 16 von unten: ſt. Kloidung, l. Kleidung.

— 362 — 2 von unten: ſt. jemmern, l. jammern.

— 376 — 17 l. ein anderes Bleyſtift.

— 379 — 2 von unten: ſt. gebiethrn, l. gebiethen.

Seite

— 384 — 3 von unten: ſt. aöer, l. aber.
— 392 — 3 ſt. ſie, l. ſich.
— 402 — 4 ſt. und, l. um.
— 404 — 18 ſt. Zu, l. In.
— 422 — 4 von unten: ſt. za, l. zu=
— 430 — 10 ſt. Manne, l. Manna.
— 430 — 5 von unten: ſt. öeſten, l. beſten.
— 433 — 5 l. nach Spaß „ihnen zu ſagen.
— 467 — 2 von unten: ſtreiche „mehr“ weg.
— 469 — 14 ſt. würklichen, l. willkührlichen.
— 475 — 5 von unten: ſt. üeber, l. lieber.
— 479 — 1 l. nach der Beſchaffenheit.

Stadtbibliothek
Augsburg

Stadtbibliothek
Leipzig

V

Lib.

Rssrch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Essich, Johann Gottfried

Die gute Christine, die Zweyte Eine Geschichte für bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen

Leipzig ; Augsburg [1802]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 1605
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259702-7